H. misc. 1897-6

Baur

<366287738300015

<366287738300015

Bayer. Staatsbibliothek

Denkwürdigkeiten

aus der

Menschen- Völker-

und

Sittengeschichte

alter und neuer Zeit.

Zur

angenehmen und belehrenden Unterhaltung

für alle Stände.

Von

Samuel Baur,

Königl. Würtemberg. Dekan und Pfarrer in Alpeck und Göttingen.

Sechster Band.

Ulm, 1824.

Im Verlage der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Innhalt.

Erste Abtheilung.

Biographie.

Seite.

Mohamed. Prophet der Muselmänner und Stifter einer großen Monarchie. 3.

1. Arabien, das Vaterland des Propheten, nach seiner natürlichen Beschaffenheit, bürgerlichen und Religions-Verfassung. 3.
2. Geburt und Jugendjahre Mohameds. Kriegerische Beschäftigungen. 10.
3. Heirath, Handlungsreisen und Vorbereitung zur Stiftung einer neuen Religion. 17.
4. Erste Offenbarungen und Mittheilung derselben an einige Vertraute. 23.
5. Die Hauptlehren der neuen Religion. Der Koran. 26.
6. Feinde des Propheten. Seine Flucht nach Medina. 34.
7. Aufnahme in Medina. Wachsendes Ansehen. Begeisterung für den Propheten. Sein Einfluß auf die Gemüther. 42.
8. Kleine Kriege und Streifzüge. Eroberung von Mekka. 48.
9. Mohamed unterwirft sich ganz Arabien. Ausrottung der Juden. 56.
10. Gesandtschaft an den persischen Hof. Einfall in Syrien. 60.
11. Fernere Eroberungen im griechischen Reiche. Wallfahrt nach Mekka. Krankheit des Propheten. Sein Tod. 65.
12. Begräbniß und Verehrung des Propheten. Würdigung desselben. 78.

Zweite

Zweite Abtheilung.

Biographische Fragmente.

Seite

I. Der heilige Martin. 87.
II. Der heilige Heinrich. Bischof von Upsala und Apostel der Finländer. 90.
III. Bonifacius der Achte. 94.
IV. Sixtus der Fünfte. Anekdoten und Charakterzüge 96.
V. Theodor Beza. 102.
VI. Der Bischof Camus. 105.
VII. Johann Rist. 108.
VIII. Der Prediger Dilherr. 110.
IX. Der Mahler Berghem. 112.
X. Der Dichter Malherbe. 114.
XI. Der Dichter Lainez. 117.
XII. Der Abbe von Watteville. 120.
XIII. Heidegger. 122.
XIV. Die Schauspielerin Maupin. 125.
XV. Saint = Foix. 128.
XVI. Johann Baptista de Boyer, Marquis d' Argens 131.
XVII. Der Leineweber Schmidt. Ein Autodidaktos. 145.
XVIII. Der Botaniker Murray. 149.
XIX. Der Dichter Metastasio. 152.
XX. Der Maler Reynolds. 159.
XXI. William Pitt. 161.
XXII. Der Falschmünzer Denton. 163.
XXIII. Lord Baltimore, ein Sonderling. 164.
XXIV. Der Wunderthäter Barret. 166.
XXV. Robert Barker, Erfinder des Panorama. 168.
XXVI. Friedrich von Schlichtegroll. 170.

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeschichte.

I. Die Spanier in Amerika. Gemälde schauerlicher Unthaten und Grausamkeiten. 175.
II. Der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, und Philippine Welser von Augsburg. 193.

Seite.

III. Aufruhr in London. Im Jahr 1668. 201.
IV. Die Ermordung des Herzogs von Enghien. 203.
V. Der Kaiser Napoleon und Pabst Pius der Siebente. Aus den Memoiren des Erstern. 214.

Vierte Abtheilung.

Kriegerische Ereignisse.

I. Die Zerstörung der Stadt Aquileja durch die Hunnen. Im Jahr 452. 225.
II. Die Rebellion zu Kommothau. Im Jahr 1589. 237.
III. Drangsale der Stadt Landshut im dreissigjährigen Kriege. 247.
1. König Gustav Adolph von Schweden erobert einen großen Theil von Deutschland. 247.
2. Die Schweden dringen in Baiern ein, und besetzen Landshut. 252.
3. Gustav Adolph in Landshut. Beängstigung der Einwohner. Brandschatzung. 258.
4. Die Schweden erscheinen zum zweitenmal in Landshut, und vollenden das Unglück der Einwohner. 264.
5. Traurige Lage Baierns. Dritter und letzter Besuch der Schweden in Landshut. 273.
IV. Ueberfall des französischen Lagers bei Bacherach. Im Jahr 1744. 282.

Fünfte Abtheilung.

Reiseabentheuer.

I. Schröckliches Abentheuer eines englischen Officiers. Von ihm selbst beschrieben. 286.
II. Gefangenschaft in Marokko. 296.
III. Beschreibung einer Luftreise. 298.

Sechste Abtheilung.

Ausserordentliche Naturereignisse.

I. Große Pest in London. Im Jahr 1665. 306.

Seite.

II Erdbeben im Königreich Quito. Im Jahr 1797. 308.
III. Donnerdampf. 311.

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

1. Christenverfolgung. 313.
2. Die Klöpfelsnacht. 314.
3. Alte Trinkgefäße. 316.
4. Erfindung der Oehlmahlerey. 316.
5. Borsdorfer Aepfel. 317.
6. Der erste Almanach. 317.
7. Bursche und akademische Freiheit. 318.
8. Was ist eigentlich ein Toast? 318.
9. Schulfuchs. 319.
10. Ein merkwürdiges Facit. 319.
11. Zahlenkombination. 320.
12. Eine alte Kirchen = Visitation. 320.
13. Der erste Nachdrucker. 323.
14. Zur Warnung für Eltern und Erzieher. 324.
15. Akademische Gerichtsbarkeit. 325.
16. Nebenverdienst. 325.
17. Das Paradies. 326.
18. Woher manche Mährchen. 326.
19. Auffallende Meinungen gelehrter Männer. 326.
20. Von Aerzten und ihrer Kunst. 328.
21. Die Königsmörder. 328.
22. Gesetzhandhabung und Schuhleder. 329.
23. Die Rose. 329.
24. Nichts ohne Ursache. 330.
25. Der Bürgerkrieg. 330.
26. Religiöse Naivetät 330.
27. Die heilige Schüssel. 331.
28. Physiognomik der Hände. 332.
29. Ein großmüthiger Kauf. 333.
30. Ein bedenklicher Druckfehler. 333.
31. Ein dreifaches Chronostichon. 333.
32. Der längste Tag. 334.
33. Vermächtniß. 334.
334.

Seite.

34. Fürstliche Augensalbe. 334.
35. Ein königliches Wort. 335.
36. Todesverachtung. 335.
37. Die Fresser. 336.
38. Officieller Bericht. 336.
39. Lesefrüchte. 338.

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Prozeß zwischen Lehrer und Schüler. 345.
2. Der Bierfreund. 346.
3. Die Abkunft. 346.
4. Die seltsame Größe. 346.
5. Der schönste Fürstenbund. 347.
6. Seltsame Furcht. 347.
7. Die steinernen Kreutze. 348.
8. Der edle Sohn. 349.
9. Parallele. 350.
10. Gleichmuth seltener Art. 350.
11. Anspielung. 351.
12. Der wirkliche und der eingebildete Kranke. 351.
13. Der Despotismus in seinen Folgen. 352.
14. Turenne's Kaltblütigkeit. 352.
15. Die schwarzen Käfer. 353.
16. Der Generalissimus. 354.
17. Gesinnung des Helden. 355.
18 Der König und sein Koncertmeister. 355.
19. Kurze Gebete. 355.
20. Wie ein Krieg zu verhüten seyn möchte. 356.
21. Ein weiser Rath. 357.
22. Er redet wie er denkt. 357.
23. Die seltsame Trauung. 357.
24. Des Künstlers Uebermuth. 358.
25. Der unglückliche Dolchstoß. 359.
26. Eine gute Lehre. 359.
27. König Friedrich und der Amtmann. 360.
28. Die Akademie der Invaliden. 361.
29. Sprachfehler. 362.

		Seite.
30.	Ein unerwarteter Fund.	363.
31.	Literarischer Spekulationsgeist.	363.
32.	Der Predigttext.	364.
33.	Militairischer Subordinationsgeist.	364.
34.	Die beiden Kaiser.	365.
35.	Sonderbare Mundtodserklärung.	365.
36.	Französische Kriegsmanier.	366.
37.	Glückswechsel.	366.
38.	Königliche Nachsicht.	367.
39.	Scharfe Gewürze.	368.
40.	Bücherliebhaberey bis in den Tod.	368.
41.	Eine doppelte Demüthigung.	369.
42.	Saul unter den Propheten.	370.
43.	Entschlossenheit eines baierischen Kriegers.	370.
44.	Die Tafelprobe.	371.
45.	Der Schatten.	372.
46.	Gleichgültigkeit.	372.
47.	Glückswechsel.	373.
48.	Das Mißverständniß.	373.
49.	Der Armeebefehl.	374.
50.	Wortspiele.	374.
51.	Wie Napoleon mit Thronen spielte.	375.

Denkwürdigkeiten

aus der

Menschen-Völker-

und

Sittengeschichte.

Sechstes Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erste Abtheilung.

Biographie.

Mohamed.

Prophet der Muselmänner und Stifter einer großen Monarchie.

1.

Arabien, das Vaterland des Propheten, nach seiner natürlichen Beschaffenheit, bürgerlichen und Religions-Verfassung.

Die Halbinsel Arabien, viermal so groß als Deutschland oder Frankreich, ist zwischen Syrien, Persien, Egypten und Aethiopien gelegen, und dem größten Theile nach unbewohnbar. Unermeßliche Wüsten beschützen dieß Land nach Syrien und Persien hin, und dienen als Schutzmauern, welche der Eroberungsgeist selten zu übersteigen vermocht hat. Sandebenen, von kahlen Bergen durchschnitten, gleichen dem Oceane; und so oft der Südwestwind sich stärker erhebt, geräth dieser Ocean in eine so fürchtbare Bewegung,

 daß

daß seine Wellen ganze Karawanen, ganze Heere verschlingen, die ihnen trotzen wollen. Dem großen Lande fehlt es gänzlich an schiffbaren Strömen, und die Gießbäche, welche von den Bergen herabstürzen, werden aufgesogen von einem durstigen Erdreich, das keine Pflanze, keinen Baum nährt. Nur da, wo das Land der Araber an den indischen Ocean grenzt, ist eine größere Fülle von Holz und Wasser; milder ist hier die Luft, das Erzeugniß des Bodens köstlich, die Thierwelt kräftig, zahlreich und eigenthümlich; der Mensch, wenn gleich in seiner gesellschaftlichen Entwicklung hinter dem West- und Südeuropäer zurückstehend, erscheint hier in seiner ganzen Gestalt mit dem Siegel der Erhabenheit bezeichnet. Das glückliche Arabien nennt man diesen Theil der Halbinsel; und seit uralten Zeiten haben seine Gewürze, sein Weihrauch und seine übrigen Erzeugnisse die Kaufleute der Welt angezogen.

Die Araber gehören zu dem großen semitischen Völkerstamme, der von jeher das ganze westliche Asien hauptsächlich besetzt hat. Sie zerfallen nach Sprache und Abstammung in zween Hauptzweige, die seßhaften in Städten wohnenden (Hhaddesi), und die umherziehenden Söhne der Wüste, Beduinen genannt. Diese letztern leben hordenweise; sie wohnen unter Zelten, und führen ihre Pferde, Kameele und ihre Schaafe auf gemeinschaftliche Triften und zu gemeinschaftlichen Quellen. Andern Reichthum besitzen sie nicht, und was ihnen abgeht, wissen sie durch Raub und Plünderung zu erwerben, die sie in innerlichen Kriegen an ihren seßhaften Landsleuten, auf Streifzügen und an auswärtigen Freunden und Feinden ausüben.

Im Pferd und Kameel hat die Natur dem Araber große Geschenke gemacht. Das Pferd ist in

Arabien

Arabien von ausgezeichneter Güte und Schönheit; es zählt sich ganz von selbst zur Gesellschaft, lebt mit dem Beduinen und dessen Familie unter Einem Zelte, erfährt nie den mindesten Zwang, versteht die Sprache seines Herrn, und ist in die Plane desselben so eingeweiht, daß es sie unterstützt, und jede Gefahr großmüthig theilt. Das Kameel, von den Morgenländern das Schiff der Wüste genannt, dient nicht bloß zur Fortschaffung von Lasten, sondern auch durch seine Milch und sein Fleisch zur Nahrung, und durch sein Haar zur Bekleidung: es ist das nützlichste und wohlfeilste Lastthier, das es geben kann, weil es zwey Tagreisen machen kann, ohne zu fressen oder zu saufen, und selbst nach der größten Anstrengung sich durch Gras, Stroh, Disteln u. drgl. stärkt. Durch beide Thiere ist die Bestimmung des Arabers gleichsam gegeben; wenigstens würde er etwas anderes seyn, wenn sie ihm fehlten. Kaufmann und Krieger, seitdem er in der Geschichte lebt, wird er das Erstere durch das Kameel, das Letztere durch das Pferd; und den Kaufmann mit dem Krieger verbindend, artet er leicht in einen Räuber aus.

Nie stand Arabien unter einem allgemeinen Oberhaupte, sondern alles war in Stämme getheilt, die bald einzeln, bald in kleinern oder größern Bünden, unter ihren Emirs oder Scheicken unaufhörliche ärmliche kleine Kriege, oft nur um eines Brunnens oder Weideplatzes willen, führte. Allein diese Kriege entwickelten ihren Muth, und des Hirtenlebens Fertigkeit und Einrichtung erzeugte allmählich die leidenden und thätigen Tugenden des Soldaten. Immer ist die kriegerische Jugend unter des Emirs Fahne zu Pferde, und übt sich im Bogen, Wurfspies und Säbel, indeß die Weiber des Stammes allein Schaafe und Kameele besorgen. Rücken sie zur Schlacht vor,

so

so ist vor ihnen Siegeshoffnung, hinter ihnen Sicherheit der Flucht. Ihre Pferde verschwinden im pfeilschnellen Laufe vor dem Sieger, dessen Forschen nach dem verborgenen Wasser der Wüste vergeblich ist, und dessen siegreiche Truppen vor Hunger, Durst und Hitze beim Nachsetzen eines unsichtbaren Feindes weggerafft werden, der indessen sicher im Herzen der brennenden Einöde ruht.

Die Natur eines Landes und die Sitten seiner Bewohner sind immerdar in enger Verknüpfung. Bei den Arabern bemerkt man dieß in einem auszeichnenden Grade. Ihre Sitten sind heutzutage eben dieselben, wie sie vor viertausend Jahren waren. Ihre Emirs regierten nicht durch Willkühr, sondern durch die Meinung von ihrer Weisheit und Rechtschaffenheit. Ihre Volksversammlungen bei feierlichen Gelegenheiten und die Achtung, in welcher die Redekunst bei ihnen stand, sind der klarste Beweis öffentlicher Freiheit. Gefühl seiner eigenen Würde, lehrte den Araber, seines Gleichen ohne Uebermuth, seinem Obern ohne Niederträchtigkeit zu begegnen. Seine Absonderung von der übrigen Menschheit gewöhnte ihn, die Begriffe Fremder und Feind zu vermischen, und Landesdürftigkeit führte bei der Nation den Rechtsgrundsatz ein, daß der bei der Erdtheilung beeinträchtigte Araber das ihm mit Unrecht geraubte Erbtheil durch List oder Gewalt wieder an sich bringen dürfe. Daher waren Arabiens Stämme von jeher Räubereien ergeben. Die Karawanen, welche durch die Wüste wanderten, mußten sich entweder lösen oder sie wurden geplündert, und die Grenznachbarn der Araber waren seit Hiobs Zeiten die Opfer ihres Raubgeistes. Neben diesem Hang zum Raube aber, der durch Grundsatz und Gewohnheit eines zahlreichen Volks ein gesetzliches Ansehen, und den

gelin:

gelinderen Namen des Gewinnstes erhielt, zeichnete sich jedoch die Nation durch manche Züge der Gutherzigkeit aus, die besonders nomadischen Völkern eigen ist. Eben dieselbe Gastfreundschaft, die Abraham ausübte und Homer besang, ward zu allen Zeiten in den Lagern der Araber gefunden. Ohne Untersuchung oder fürsichtige Zögerung nimmt der wilde Beduin den Fremdling auf, der im Vertrauen auf seinen Edelmuth sein Zelt betritt, theilt mit ihm seinen Vorrath, und entläßt ihn mit Dank, Gefälligkeiten, zuweilen selbst mit Geschenken. Von einem Stamme sagen zu können, daß die Männer nicht zu geben, und die Weiber nicht abzuschlagen wüßten, gilt bei ihnen für den bittersten Vorwurf; aber brav und freigebig seyn, ist ihnen das Muster vollkommener Tugend. Die gewöhnliche Nahrung war Wildpret, Milch und Kräuter; Brod und Wein kannten nur die Wenigsten.

Die Araber sind eines feurigen und hohen Geistes, von überreicher, kühner Phantasie, und schnell entglühendem Enthusiasmus. Sie lieben die Dichtkunst, und sind leichter durch die Kraft der Worte als des Scepters oder des Schwerdtes zu lenken. Die Kinder der Wüste, im Schooß der freien Natur erzogen, gesund, stark, genügsam, bedürfen der Einschränkungen und Gängelbänder der bürgerlichen Gesellschaft nicht, und ihr stolzer Geist verschmäht sie. Oefters ist die Eroberung des Landes versucht, aber niemals vollendet worden. Egyter, Perser, Römer haben nacheinander ihre Waffen hineingetragen, aber nur mit geringem Erfolg, und meistens zu eigenem Verderben. Hunger, Durst, Mühseligkeit rieben die Heere auf in der weglosen Wüste; oft verschlang sie das sturmbewegte Sandmeer.

Die Religion der Araber war nichts als ein gro-

grober Götzendienst, vermischt mit allen Sekten, an denen Asien einen Ueberfluß hat. Man wußte zwar etwas von Abraham, denn eine dunkle Tradition behauptete, man stamme von diesem Patriarchen ab; man hatte auch die Beschneidung, das Abwaschen und den Abscheu vor gewissen Thieren, die der Aberglaube für unrein hielt, beibehalten: aber die wahren Eigenschaften der Gottheit waren ganz verunstaltet, und ihr vornehmstes Attribut, nemlich ihre Einheit, war ganz und gar unbekannt. Man betete die Sonne, den Mond und die Fixsterne an, deren wirklicher oder eingebildeter Einfluß den eitlen Glauben erzeugte, daß die Erde und ihre Bewohner Gegenstände der besondern Sorgfalt dieser Himmelskörper wären. Die Schule der Araber war ein heller Himmel und eine nackte Fläche, Seelenwanderung und Fortdauer nach dem Tode ihr Glaube, und ihre Anrufung abgeschiedener Geister ein Beweis, daß sie ihnen noch Bewußtseyn und Macht zutrauten. Gleich den Juden und Egyptern enthielten sich die Araber des Fleisches von Schweinen, die Beschneidung aber vollzogen sie erst im Alter der Mannbarkeit. Obgleich jeder Stamm, jede Familie sich eigene Gegenstände der Verehrung schuf, so beugte sich doch die Nation zu allen Zeiten vor der Religion von Mekka. In dieser Stadt befand sich die heilige Kaaba, ein berühmter alter Tempel, eine eigentliche Stiftshütte, wo die Heiligthümer aufbewahrt wurden. Worin diese Heiligthümer aber eigentlich bestanden, hat niemand erfahren: genug, dieser Ort war der Gegenstand der allgemeinen Verehrung, und wurde im letzten Monat eines jeden Jahres von nahen und entfernten Pilgern besucht. Jeder Stamm fand oder errichtete hier seinen häuslichen Gottesdienst. Der Tempel war mit dreihundert und sechzig Götzen von Menschen, Adlern, Löwen

wen und Antilopen angefüllt, und die Opferaltäre wurden zuweilen selbst durch Menschenblut befleckt. In diesem Tempel befand sich auch der berühmte Stein Baathra, der zur Zeit der Unschuld der Menschen blendend weiß vom Himmel gefallen, durch ihre Sünden aber allmählich ganz schwarz geworden seyn soll.

Arabiens Freiheit gewährte allen verfolgten Sekten zu allen Zeiten die natürlichste Freistätte. Da gab es, außer den eigentlichen Eingebornen, Ismaeliten, Juden, Christen von allen Sekten, Anhänger des Zoroaster u. drgl. m. Die Ismaeliten erhielten unter sich noch den Glauben an den einigen wahren Gott, den sie von ihren Vätern hatten kennen lernen; eben so die Juden, welche sich seit der Zerstörung ihres Staats in diesem Lande der Freiheit ansiedelten. Die Christen machten Proselyten, wo es ihnen möglich war, und gründeten sich eine Art von Herrschaft, die jedoch nicht lange dauerte. Die Araber selbst, ohnerachtet sie eine ganz eigene abweichende Religionsmeinung hatten, lenkten sich doch immer mehr auf die Seite der Ismaeliten, und freuten sich, in der hebräischen Patriarchengeschichte ihres Volkes Stammväter zu entdecken. Sie frohlockten über Ismaels Geburt und Verheissungen, ehrten Abrahams Glauben und Tugend, leiteten seine und ihre eigene Abstammung bis zur ersten Menschenschöpfung zurück, und sogen mit gleicher Leichtglaubigkeit die Wunder der Bibel und die Träumereien der jüdischen Rabbinen ein. So vermischten sich die Ungereimtheiten der jüdischen und ausgearteten christlichen Religion mit den eigenen Stammesideen des Volks, und brachten eine neue Blüthe hervor, deren Früchte sich unter den günstigsten Zeitumständen bald über drei Welttheile ausbreiteten.

2.

Geburt und Jugendjahre Mohameds. Kriegerische Beschäftigungen.

Zu Anfange des siebenten Jahrhunderts erschien in Arabien der Mann, dem das Zusammentreffen günstiger Zufälle vielleicht gegen seine eigene Erwartung einen Schwung gab, worüber die ganze Welt erstaunte. Aus dem Stamme Koreisch, welcher in dem von Alters her heiligen Mekka herrschte, dem edelsten in Arabien durch Thatenruhm und Sprache, und aus der Familie Haschem, welchem die Anführung des Stammes und die Bewahrung der Kaaba erblich durch viele Geschlechter zustand, wurde am ein und zwanzigsten April des Jahres 571 der christlichen Zeitrechnung Mohamed (der Ruhmwürdige) Abul Kasan Ebn Abdallah geboren. Dieser berühmte Araber, der sich seinem Volke als den unmittelbaren Gesandten Gottes zu beglaubigen, und die Einbildungskraft desselben zu beflügeln wußte, war der Stifter einer neuen Religion, deren schneller Fortgang selbst dem Christenthum fürchterlich wurde. Ihm gelang es, die Griechen und die Barbaren, die Völker von Indien und an der Donau, den von der Sonne verbrannten Afrikaner und den von Kälte erstarrten Tataren, seinen Gesetzen zu unterwerfen. Und er ist zugleich in den Jahrbüchern der Welt der Einzige, der mit dem Titel eines Gesetzgebers den eines Oberpriesters und eines Eroberers zu verbinden wußte.

Es ist wahrscheinlich, daß Mohamed bei der ersten Grundlegung seines Gebäudes es sich nicht träumen ließ, daß er es zu einer solchen Höhe aufführen würde. Dieß ist das Schicksal aller derjenigen,

gen, die außerordentliche Dinge in's Werk gesetzt haben. Das Glück, das sie gleich im Anfange begünstigte, überstieg weit die Wünsche ihres Stolzes; erst im Fortschreiten fanden sie die Mittel, mit welchen sie die Hindernisse aus dem Wege räumen konnten, die den ruhigen Menschen in Erstaunen setzen, der ohne Aufhören die Schwierigkeiten nach seinem Maaßstabe abmißt. Alexander, als er aus den Gebürgen von Macedonien hervorkam, rechnete gewiß nicht, daß er seine siegenden Waffen bis über den Indus und Hydaspes hinaustragen würde. Die ehrgeitzigen Plane Napoleons entwickelten sich erst allmählich, und bedrohten die ganze civilisirte Welt zu unterjochen. Ohne Zweifel würde Mohamed, wenn er wieder auf Erden erschiene, sich nicht wenig wundern, daß Scythien und Numidien an eine Regierungsform gewöhnt sind, die bloß für Arabien erfunden war.

Die Wiege des Propheten ist mit Wolken umhüllt, welche die späteren Geschichtschreiber, durch einen an frommen Träumen fruchtbaren Eifer, nur noch dicker gemacht haben. Sein Großvater Abdal Motalleb hatte sich durch einen Sieg, den er über die Abyssinier davon trug, und durch den er die Stadt Mekka rettete, einen ruhmvollen Namen erworben. Er war ein edler wohlwollender Mann, der seine Freigebigkeit über alle Unglückliche ausbreitete. Geitzig für sich selbst, und verschwenderisch für Andere, lebte er am liebsten im Kreise derer, die ihm ihr Glück zu danken hatten. Jedes Jahr gab er dem Volke, auf der Terrasse seines Hauses zu Mekka, ein prachtvolles Gastmal. Alle beseelten Wesen hatten Antheil an seinen Wohlthaten; er wachte über den Unterhalt der Vögel und sogar der wilden Thiere. Seine Diener waren beordert, ihnen Vorrath auf die

Berge

Berge in der Nachbarschaft von Mekka zu tragen. Diese Aufmerksamkeit giebt zu erkennen, wie wohlwollend er für seines Gleichen sorgte. Dafür ward ihm, durch die Gunst der Vorsehung, ein seltenes häusliches Glück zu Theil. Er lebte hundert und zehen Jahre lang in einer fast ungestörten Zufriedenheit, und ward Vater von sechs Söhnen und dreizehen Töchtern. Unter seinen Söhnen war Abdallah sein Liebling. Die arabischen Legenden schildern diesen Jüngling als den tugendhaftesten und schönsten unter seinen Zeitgenossen, nach welchem alle Töchter des Landes ihre verführerischen Netze auswarfen, der sich aber von keiner fangen ließ. Endlich warf er Aminen, aus dem edlen Geschlechte der Zahniten, das Schnupftuch zu, und führte sie als sein Weib heim. Allein, in der nemlichen Nacht, als diese Ehe vollzogen wurde, starben — zweihundert junge Mädchen aus Eifersucht und Verzweiflung, daß der schöne Jüngling für sie verloren war.

Einige Jahre verflossen in Unfruchtbarkeit; doch endlich wurde die eheliche Treue zweier zärtlichen Gatten durch die Geburt eines Sohnes belohnt. Da alles in der Geschichte eines Mannes wichtig ist, der in der größern Hälfte der Welt als ein Prophet verehrt wird, so haben die Araber mit der frömmsten Gewissenhaftigkeit die Umstände seiner Empfängniß gesammelt. Sie geschah, nach ihrer Versicherung, in einem Landhause, und in einer Freitagsnacht, wo die versammelte Nation in dem Thale von Muna opferte, und das Kind wurde gerade in dem Augenblicke empfangen, als das Volk den Satan mit Steinen warf.

Arabien war damals mit Wahrsagern und Zauberern überladen, die ihre Betrügereyen im Namen eines Gottes der Wahrheit vortrugen. Sie verkün-

deten

deten aus höherer Offenbarung, welche glückliche Begebenheit sich in dieser Nacht zugetragen habe. Der Tröster, versicherten sie, sollte nun geboren werden, den die Nation seit Jahrhunderten erwartete. Alle Weiber fühlten sich von der edeln Eifersucht beseelt, ein Knäblein in eben diesem Jahre zur Welt zu bringen, weil sie sich schmeichelten, daß diese Frucht ihrer Liebe an den über den Propheten ausgegossenen Gaben Theil nehmen würde. Die Geburt des Letztern feierte der hocherfreute Großvater durch ein kostbares Gastmal, zu welchem die Vornehmsten seines Stammes eingeladen waren. Das Kind brauchte sich übrigens der schmerzhaften Ceremonie nicht zu unterwerfen, die bei den Abkömmlingen Abrahams Sitte ist. Es wurde — beschnitten geboren; ein Vorrecht, das der Retter seines Volkes, nach der Versicherung seiner Anhänger, mit Noah, Abraham, Moses, Jesus, und einigen andern Patriarchen gemein hatte.

Die ungesunde Luft von Mekka bewog die Eltern des hoffnungsvollen Kindes, es einer Amme zu übergeben, und in Bada erziehen zu lassen, einem anmuthigen und gesegneten Lande, das von einem edelmüthigen Stamme bewohnt wurde, der die Pflichten der Menschheit sehr treu erfüllte. Die Sorgfalt, welche die Amme dem Kinde weihte, blieb nicht unbelohnt. Das Land, in welchem sie sich niederließ, gewann die lachendste Gestalt. Die Felder, auf welchen sonst Dornen und unfruchtbare Kräuter wuchsen, wurden mit Specereyen bedeckt, und gaben den reichsten Ertrag. Die Bearbeitung derselben wurde weniger lästig. Die sämmtlichen Einwohner, die reich und begütert waren, fanden sich nicht mehr genöthiget, die Erde mit ihrem Schweisse zu benetzen, um ihre Wohlthaten zu genießen. Die wildesten

Bäume

Bäume wurden mit den kostbarsten Früchten besäet, und schienen die Vorübergehenden mit ihren gebeugten Aesten einzuladen, um sie von ihrer Last zu befreien. Die Triften waren weit fetter, und die Heerden gaben weit mehr Milch. Die geringsten Kräuter athmeten die Wohlgerüche der Blumen aus, und die Natur, die für alle Bedürfnisse des Menschen so verschwenderisch sorgt, vermehrte noch den köstlichen Geschmack ihrer Früchte. — So lachend ist das Gemälde, das die Verehrer des Propheten von dem Lande entwerfen, in welchem er die ersten Jahre seiner Kindheit zubrachte. Seine Eltern hatten aber die Freude nicht, ihn heranwachsen zu sehen; beide starben wenige Jahre nach seiner Geburt.

Der Großvater Abdal Motalleb vertrat jetzt Vaterstelle bei dem Kinde. Der ehrwürdige Greis sah sich mit Vergnügen wieder in einem Knaben aufleben, der so große Hoffnungen erregte, und bemühte sich daher, seine Talente zu entwickeln. Allein nach wenig Jahren mußte er den Tribut der Natur bezahlen, beweint von allen, die ihn kannten, besonders von den Armen, deren Vater er war.

Mohamed, bei dem Tode seines Großvaters neun Jahre alt, befand sich jetzt in einer mißlichen Lage. Alles, was ihm aus der Erbschaft zufiel, nachdem dieselbe unter seine Oheime und Muhmen vertheilt worden war, bestand blos in fünf Kameelen und einer ethiopischen Sklavin. Glücklicherweise fand er an seinem ältesten Oheim Abu Taleb einen wohlwollenden Pfleger und Berather. Er war Krieger und Kaufmann zugleich, und wegen seines Muthes und seiner Rechtschaffenheit in ganz Arabien berühmt. Weise in seinen Entwürfen und unerschrocken in ihrer Ausführung, ruhte er von den schwersten Geschäften nur aus, um zu neuen Thaten Kräfte

zu

zu sammeln. Wenn er keine Feinde mehr zu schlagen hatte, so überließ er sich den Ergötzungen der Jagd, wo er sich durch Muth und Geschicklichkeit besonders hervorthat, aber nicht etwa dadurch, daß er einen Vogel im freien Fluge traf, sondern dadurch, daß er Löwen und alle Arten von reissenden Thieren tödtete.

Von einem Oheime unterrichtet, der nichts als Gefechte im Kopfe hatte, bekam Mohamed eine ganz militairische Erziehung. Seine erste Leidenschaft legte sich für die Jagd an den Tag, die er gern auf Tiger und Löwen in den Gebirgen von Najed und Yemen machte. Ueberhaupt waren Pferdebändigen, den Bogen spannen, sich des Degens bedienen, diejenigen Dinge, in welchen er seine Geschicklichkeit an den Tag legte. Und gerade diese Erziehung war es, wodurch er sich in den Stand setzte, die größten Strapatzen zu erdulden, der Hitze, dem Durst und dem Hunger zu widerstehen: Eigenschaften, die man nie in einem hohen Grade erreicht, wenn man nicht von früher Jugend an dazu abgehärtet wird.

Mohamed war gerade zwanzig Jahre alt, als ein Krieg zwischen den Koreschiten und zween andern Stämmen ausbrach. Dieser Krieg wurde der gottlose und sündliche genannt, weil er mit der größten Hitze in einer Zeit fortgesetzt wurde, wo die Religion und die Gesetze die Fortsetzung aller Arten von Feindseligkeiten untersagten. Es waren vier Monate im Jahre, wo es verboten war, Krieg zu führen. Diese Tage sollten dazu gewidmet seyn, daß man Opfer brächte und Gebete zu den Göttern schickte, um eine reiche Erndte zu bekommen, oder um die Rache des Himmels von sich abzuwenden. In dieser Zeit nahmen die Araber das Eisen von ihren Lanzen, und gingen ohne Furcht und Gefahr mitten

durch

durch die feindlichen Stämme. Ein Sohn, der jetzt den Mörder seines Vaters angetroffen hätte, würde sich nicht unterstanden haben, ihn anzugreifen, ohne sich einer Gotteslästerung schuldig zu machen. Das Kommando in diesem Kriege wurde dem Abu Taleb übertragen, den sein Muth und seine Erfahrung dieser Auszeichnung würdig machten. Unter seinen Augen erwarb sich Mohamed seine militairischen Kenntnisse; hier gab er viele Beweise eines wahrhaft kriegerischen Muthes. Die Feinde wurden besiegt, und außer Stand gesetzt, weiter Schaden anzurichten. Dem Oheim schmeichelte es sehr, daß er den Ruhm seiner Familie sich in dem jungen Krieger befestigen sah; er machte ihm ein Geschenk mit einem Bogen und mit Pfeilen: eine Belohnung, die der Tapferkeit weit angemessener ist als Gold, das nur einer niedern Geldgierde schmeicheln kann.

Es scheint sonderbar, daß die Araber, und besonders die Bewohner der heiligen Stadt Mekka, die sich ganz dem Handel widmeten, immer kühn und kriegerisch waren. Ein Volk, dessen höchstes Streben darauf gerichtet ist, Schätze zu sammeln, muß sehr gleichgültig gegen den Ruhm seyn, der durch tapfere Thaten erworben wird. Allein in Arabien stand der Handel mit kriegerischen Beschäftigungen im engsten Bunde; denn da mußte man große Wüsten, dürre und brennende Ebenen, enge Pässe, steile Gebürge durchreisen, wo die Wege mit Räubern angefüllt waren, welche die Reisenden plünderten. Die Gebürge und Wüsten hatten weiter keine Einwohner, als wilde, reissende Thiere. Man mußte also beständig angreifen oder sich vertheidigen, wenn man Karawanen wegnehmen oder angreifen wollte. Das Leben der Araber war ein beständiger Krieg; aber eben diese Lage machte sie mit Gefahren vertraut, und beförderte

förderte Nationalunerschrockenheit. Der Kaufmann, der auch keine Begierde nach militairischem Ruhme bei sich fühlte, war doch genöthiget, für die Erhaltung seines Vermögens zu fechten.

3.

Heirath, Handlungsreisen und Vorbereitung zur Stiftung einer neuen Religion.

Als Mohamed sein fünf und zwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, verließ er seinen Oheim Abu Taleb, und trat als Handlungsfaktor in die Dienste einer reichen und unabhängigen Kaufmannswittwe, Namens Kadidschah, die zu Mekka wohnte. Die nützlichen Dienste, welche er ihr leistete, seine große Geschicklichkeit und Gewandtheit in Handlungsspekulationen, seine mit allen Reizen einer schönen Bildung geschmückte Person, sein einnehmendes, freundliches und gefälliges Betragen, wirkten nach und nach so sehr auf das Herz seiner Gebieterin, daß sie sich entschloß, ihm ihre Hand und ihr Vermögen unbedingt zu übergeben. Ein Glück war es für Mohamed, daß er den scharfsichtigen Augen seiner Gebieterin einen unangenehmen Umstand zu verbergen gewußt hatte, der in ihren Augen leicht alle seine übrigen Vorzüge hätte verdunkeln können, nemlich die epileptischen Zufälle, von welchen er nicht selten heimgesucht wurde. Er war schlau genug, sich, sobald er ihre Ankunft witterte, zu entfernen, und dann vorzugeben, er bringe diese Zeit in einsamen Andachtsübungen zu.

In seinem dreissigsten Jahre heirathete Mohamed die Wittwe Kadidschah, die bedeutend älter war als er. Die vornehmsten Koreschiten wurden zu

der Hochzeit geladen. Abu Taleb bekam den Auftrag, die Ceremonie zu verrichten, und sprach dabei folgende Formel: „Lob sey Gott, der uns hat geboren werden lassen aus dem Stamme Ismaels, und aus dem Saamen Abrahams, der uns zum Erbe gegeben hat das heilige Land, der uns bestellt hat zu Richtern der Menschen. Da ich gehört habe, daß Mohamed, Sohn des Abdallah, mein Neffe, an Schönheit, Tugend, Verstand, Ruhm und Scharfsinn des Geistes einen Vorzug vor allen Koreschiten hat, und daß sich niemand damit vergleichen kann, ohne daß der Vorzug auf seiner Seite wäre, ob er gleich von Glücksgütern entblößt ist, die weiter nichts als ein vorübergehender Reichthum und ein anvertrautes Gut sind, das man über kurz oder lang wieder zurückgeben muß; ich sage, da ich gehört habe, daß mein Neffe in die Kadidschah, und die Kadidschah in ihn verliebt ist, so erkläre ich, daß ich die Mitgift, so groß sie auch mag von ihm gefodert werden, zur Beendigung dieser Heirath, für ihn zu geben mich verpflichte."

Sobald Abu Taleb diese Formel gesprochen hatte, wurden die beiden Verlobten mit einander verbunden. Man schlachtete zwei Kameele, und jedermann wurde zum Hochzeitmahle aufgenommen. Kadidschah ließ ihre Sklavinnen unter dem Schalle der Pauken tanzen, aber indem sich die Gäste am Tanze und Gesange ergötzten verschloß Mohamed in seinem Innern die zärtlichen Gefühle, die sein Herz bewegten. Sein Oheim bezeigte sich nicht karg gegen den Neffen, sondern bestimmte ihm zwölf Unzen Goldes und zwanzig Kameele zur Morgengabe. Jetzt hatte Mohamed so viel, daß er aus seiner bisherigen Dunkelheit hervortreten, und den ehrenvollen Stand seiner Vorfahren wieder herstellen konnte. Er that es,

und

und suchte durch Handel seinen Reichthum zu vermehren, und seine Umstände fortdaurend zu verbessern.

Das eheliche Leben der Verbundenen wird von den arabischen Geschichtschreibern als höchst glücklich und musterhaft geschildert. Kadidschah vergaß es, daß sie ihren Gatten aus der Dürftigkeit gerissen hatte, und er erwiederte ihre Zärtlichkeit durch Dank und Ergebenheit. Ohne die Gesetze seines Landes zu übertreten, wo die Vielweiberei herrschende Sitte unter den Vornehmen war, hätte er seine Zärtlichkeit mit andern Weibern und Kebsweibern theilen können, aber nie machte er von dieser Begünstigung einen Gebrauch. Kadidschah gebar ihm in einem Zeitraume von sieben bis acht Jahren drei Söhne und vier Töchter. Die Geburt des Aeltesten, welcher Kasan hieß, machte dem Vater die größte Freude; allein diese Freude ward bald in Betrübniß verwandelt durch den Verlust dieses Sohnes, den der Tod in seinem fünften Jahre wegraffte. Die andern brachten ihr Leben auch nicht über die Wiege hinaus, die Töchter hingegen wurden alle verheirathet.

Durch eine natürliche Anlage zur Schwärmerei, vielleicht auch durch seine Bestimmung zum Beschützer der Kaaba von Mekka, war Mohamed schon im Jünglingsalter zu Spekulationen über die Religion veranlaßt worden. Es fehlten ihm aber alle Anfangsgründe wissenschaftlicher Erkenntniß, ja nicht einmal Lesen und Schreiben hatte er in seiner Jugend erlernt. Die Unwissenheit, welche rund um ihn herrschte, entschuldigte seine eigene. Und dennoch erhob er sich über seine Zeitgenossen, und ward Lehrer und Vorbild einer ganzen großen Nation. Mächtige Talente waren in ihm verborgen, die er, sobald er sie entdeckte, mit eifrigem Streben zu einer Vol-

 lendung

lendung brachte, welche Bewunderung erregt. Da er von dem edelsten Geschlechte Arabiens abstammte, so hatte er sich auch die edelste und reinste Mundart des Landes zu eigen gemacht Sein Rednergenie bildete sich von selbst aus; seine heftige und hinreissende Beredsamkeit war an keine Regeln der Kunst gebunden, die das Feuer des Genies mehr auszulöschen als anzuzünden geschickt sind: es war eine schöne Unordnung, eine erhabene Trunkenheit, eine schmeichelnde Anmuth, die Verstand und Herz der größten Empörer besiegte. Alle Gaben des Geistes, von welchen er ein sehr reiches Maaß hatte, wurden durch äußere Vorzüge verschönert, die noch weit mächtiger auf die Sinne wirken, als die vorzüglichsten Talente. Sein äußerer Anstand war edel und majestätisch, sein Auge feuervoll und vielsagend, seine Miene ernst, aber nicht strenge, und seine Geberden dem, was er sagte, anpassend. Im Umgange war er herablassend und leutselig; er sprach mit dem gemeinsten Bürger eben so gütig, als er sich mit den Vornehmen höflich und achtungsvoll unterhielt. Mäßig und sparsam, erlaubte er seinem Körper nichts, was nicht die Stärke und Lebhaftigkeit desselben zu erhalten im Stande war. Vorsichtig in seinen Schritten, immer voll Anstand in seinen Entwürfen, ernsthaft ohne rauh zu werden, unterrichtete er durch sein Beispiel selbst diejenigen, die durch ihr größeres Alter ein Recht gehabt hätten, ihm Vorschriften zu ertheilen.

In dieser Seelenstimmung, und mit solchen glänzenden Talenten ausgerüstet, brütete Mohamed über dem großen Entwurfe, Stifter einer neuen Religion zu werden, die der Einfalt der alten Patriarchenzeit wieder ähnlich würde, und den Menschen würdige Begriffe gäbe von Welt und Zukunft, und von dem, was sie, um glücklich zu leben, glauben, hoffen und

thun

thun müßten. Mit diesem Gedanken beschäftigte er sich Tag und Nacht, und keine Ueberlegung war für ihn jetzt wichtiger und angelegentlicher, als wie er es wohl am geschicktesten und mit der Hoffnung des besten Erfolgs anzufangen hätte, um sich auf den Thorheiten und Verblendungen des menschlichen Herzens und Verstandes einen Thron zu errichten, ob man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß bei ihm auch das wahre Beste seiner Landsleute in Betrachtung kam.

Die damaligen Zeitumstände hätten für einen solchen Plan nicht günstiger seyn können. Es herrschten damals in Arabien politische und religiöse Spaltungen; fast jede Partey lag gegen die andere in offenem Kampfe; überall floß Blut, und sogar ein Stamm befehdete den andern. Mekka und Medina bekriegten sich mit unversöhnlicher Feindschaft. Die Ursache davon war die Eifersucht der Stadt Medina, daß die heilige Kaaba in dem Bezirk von Mekka gelegen war. Die Christen waren ebenfalls in viele Parteyen getheilt, die einander mit rasender Wuth zur Ehre Gottes verfolgten, und ihrem gemeinschaftlichen Hasse noch oben drein die armen Juden aufopferten, welche sich denn vermöge des Vergeltungsrechtes ähnliche Grausamkeiten gegen ihre unbarmherzigen Gegner erlaubten. Mit Bedauren sah Mohamed diesem Unwesen zu, und faßte mit kühner Seele den großen Entschluß, der Schöpfer einer neuen Ordnung der Dinge zu werden.

Die Handlungsreisen, welche Mohamed nach Syrien, Egypten und die meisten Seestädte auf der mittägigen Seite Arabiens machte, konnten nur dazu dienen, ihn in seinen Planen zu bestärken. Die unbedeutenden Geschäfte, die seine Mitbürger machten, überzeugten ihn, daß sie die wahren Quellen des Ue-

berflusses vernachläßigten, und daß ein Mann von Kopf in Arabien alle Reichthümer Indiens hervorbringen könnte, die man mit großen Kosten nach Aden, Maskat und nach Mokha transportirte. Konstantinopel war die Hauptstadt des kaiserlichen Reichs geworden, und ohne die Macht des alten Roms zu besitzen, übertraf es dasselbe an Pracht und Wollüsten. Diese Stadt verbrauchte eine Menge von indischer Seide, die durch Egypten ging, und weder den Glanz noch die Farben hatte, die sie zu Tyrus und Sidon hätte bekommen können. Mohamed, auf die Vortheile seines Landes aufmerksam, wollte es zum Niederlagsorte von Indien, und von den Provinzen des römischen Reichs machen. Die Ausführung dieses weitaussehenden Entwurfs nöthigte ihn, die Gebirge von Yemen und verschiedene Länder, die kaum dem Namen nach bekannt waren, zu durchreisen. Nicht bloß mit kaufmännischen Spekulationen beschäftigt, bemühte er sich, die Sitten und Gebräuche der Völker kennen zu lernen, die er besuchte, und er studirte ihre Denkungsart, ihre Tugenden und ihre Schwachheiten. Er sah ein, daß das große persische Reich in eine Art von Schlafsucht verfallen war, und nur einen kühnen Mann erwartete, um seinen Oberherrn zu verändern. Eine Reise, die er nach Syrien machte, verschaffte ihm Gelegenheit, die Denkungsart und Politik der Römer, und vornehmlich ihre Kriegszucht kennen zu lernen. Immer aber war die Religion der vornehmste Gegenstand, den er auf seinen Reisen beobachtete. In Egypten machte er genauere Bekanntschaft mit den Christen, und in Palästina mit den Juden, und erwarb sich dadurch eine ziemliche Kenntniß von ihrer Religion und kirchlichen Verfassung, wovon er freilich, nach der damaligen traurigen Lage der Sachen, nichts weniger als vortheilhafte Begriffe erhal-

erhalten mußte. Der Araber roher Götzendienst in der Kaaba, dem arabischen Pantheon; die erdrückende Last ihrer abergläubischen Gebräuche, und ihre von Menschenblut rauchenden Altäre, mußten ihm eben sowohl, als der Heiligen- und Reliquiendienst, und die Dreieinigkeitslehre der Christen misfallen. So wurde er aus einem Grübler über die eingeführten Religionen der Erfinder einer eigenen, die sich zwar ganz auf die drei alten Religionen gründete, sich aber von allem dem absonderte, was er in jenen als ungereimt gefunden zu haben glaubte.

4.

Erste Offenbarungen und Mittheilung derselben an einige Vertraute.

Mohamed war vierzig Jahre alt, und noch umschloß der Kreis eines stillen Privatlebens seine Schritte. Jetzt aber säumte er nicht länger, die Ausführung seines großen Unternehmens zu beginnen. Er führte ein eingezogenes exemplarisches Leben, und brachte die meiste Zeit allein und in einsamen Betrachtungen zu. Seine Phantasie erhob sich über die Grenzen der Sinnlichkeit; er begab sich in die Geisterwelt, unterhielt einen geistigen Umgang mit den Engeln Gottes, ließ sich von ihnen Geheimnisse der Gottheit erklären, und täuschte sich vielleicht selbst, indem er das für Wahrheit nahm, was Spiel seiner aufgeregten Einbildungskraft war. Wenigstens läßt es sich nicht mit Gewißheit erweisen, daß er durch offenbare Betrügereien seinen Worten Gewicht verschaffen wollte.

Höhlen und Wälder, Wüsteneien und die Gipfel der Berge haben zu allen Zeiten ein heiliges Grausen

sen eingeflößt, das den Fortgang des Aberglaubens unterstützte. Kein Volk hat jemals geglaubt, daß man Gott am vollen Mittage, oder an öffentlichen Orten sehen könne; alle sind überzeugt gewesen, daß er sich nicht gerne anders offenbare, als mitten in den allerfinstersten Nächten, unter dem Schalle des Donners und bei dem Leuchten der Blitze; alle haben ihn in der schauervollen Stille ungeheurer Einöden, oder auf den Gebirgen, die man als heilige Orte betrachtete, weil sie dem Himmel näher wären, gesucht. Hier waren die Orte, wo sie glaubten, daß die vertraute Gottheit sich in ihrem ganzen Glanze Geistersehern oder Betrügern zeige, die sich das ausschließende Recht anmaßten, in ihr Heiligthum einzudringen. Diesem Glauben zugethan, entzog sich Mohamed gänzlich dem profanen Umgange der Menschen. Die Höhle Hora, drei Meilen von Mekka, war der Ort, wo er seine göttlichen Offenbarungen erhielt. Hier erschien ihm der Engel Gabriel, und brachte ihm das Diplom zum Apostelamte. Er konnte nicht lesen. Da ergriff ihn der Engel, warf ihn dreimal auf die Erde nieder, und nun waren dem Propheten die Augen geöffnet, und er empfand die Einwirkung der Gnade Gottes. Er hielt sich jetzt in seinem schwärmerischen Eigendünkel für den letzten und größten Apostel Gottes, welcher berufen war, die alte Religion Abrahams und Ismaels in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen.

Mohamed sah wohl ein, daß sein Entwurf, alle herrschende Religionen umzustoßen, nicht ohne die Beihülfe mehrerer untergeordneter Helfer ausgeführt werden könne, und daß er sie nicht eher mit Glück würde gebrauchen können, als bis sie von dem Feuer seiner Schwärmerey angesteckt wären. Er machte den Anfang mit Bekehrung seines eigenen Hauses.

Hauses. Begleitet von seiner Gattin und seinen vertrautesten Hausgenossen begab er sich in die Höhle des Berges Hora, dessen Ausdünstungen bald auf Menschen von schwachem Gehirn wirkten. Hier offenbarte er seiner Gattin, der Engel Gabriel sey ihm kurz vorher erschienen, er habe dessen Anblick nicht ertragen können, und sey so heftig davon erschüttert worden, daß er die stärksten Konvulsionen bekommen habe. Zugleich gab er ihr die Nachricht, daß der Engel ihm gemeldet habe, er sey zum Apostel Gottes bestimmt.

Eine Frau von sechzig Jahren überläßt sich ohne Mühe den Träumereyen eines zärtlichen und getreuen Gemahls, der nicht über vierzig Jahre alt ist. Es mußte auch der Eitelkeit der Kadidschah schmeicheln, mit einem Manne verbunden zu seyn, den die Engel ihres Umganges würdigten. Ob sie sich nur so stellte, als glaubte sie seinen Versicherungen, oder ob sie sich wirklich betrügen ließ, ist gleichgültig; genug, sie säumte nicht, diese wichtige Entdeckung bald bekannter zu machen. Zuerst erfuhr das Geheimniß ein Vetter vom Hause, der ein Christ und in der hebräischen Sprache bewandert war. Der junge Mann war gleich bereitwillig, der Sache seinen Beifall zu geben, und so gefällig, zu behaupten, der dem Mohamed erschienene Engel sey ganz gewiß kein anderer gewesen, als der, welcher einst dem Moses erschienen sey. Diese erste Eröffnung seines Geheimnisses machte der Prophet im Monat Ramadan, im vierzigsten Jahre seines Alters, welches daher gemeiniglich das Jahr der Sendung genannt wird.

Da der Anfang so günstig war, so wurde sein Eifer bald größer, und er beschloß in seinem Vornehmen fortzufahren, und für's Erste zu versuchen, was er durch Privatüberredungen ausrichten könnte, denn

öffent-

öffentlich hervorzutreten getraute er sich noch nicht. Said, sein Diener, sein zehnjähriger Neffe Ali, Sohn des Abu Taleb, der seiner Erziehung anvertraut war, und sein Freund Abubeker, ein durch seine Familie und seine Reichthümer mächtiger Mann, waren die ersten Proselyten, die der Prophet machte. Said, sein Diener, der sich immer als ein guter und treuer Mensch gezeigt hatte, ließ sich wohl am meisten durch die reitzende Aussicht bestimmen, daß er durch Annahme der neuen Religion seine Freiheit gewinnen würde. Ali, ein feuriger Knabe, ganz in den Genius seines Onkels eingeweiht, beseelt von gleicher Schwärmerei, voll Enthusiasmus für das Gute, ward leicht gewonnen. Abubeker allein nahm die neue Lehre aus Ueberzeugung ihrer bessern Vernunftmäßigkeit an, und verwendete sich mit weiser Mäßigung für die Verbreitung der Grundsätze seines Freundes. Er suchte es durch sein Ansehen und durch den Einfluß, den er in der Stadt hatte, dahin zu bringen, daß zehen der angesehensten und ehrwürdigsten Bürger von Mekka in Mohameds geheime Lehre eingeweiht wurden. Die Stimme der Vernunft sprach zum Vortheil des neuen Propheten; der große Grundsatz, auf den dieser sein Religionsgebäude aufführte: es ist nur ein Gott! wurde mit Enthusiasmus aufgenommen; die bessere Ueberzeugung erhielt den Sieg über Wahnglauben und alles eingewurzelte Vorurtheil.

5.

Die Hauptlehren der neuen Religion. Der Koran.

Die neue Religion, welche Mohamed verkündigte, wird der Islam genannt, das heißt: Ergebung in den Willen Gottes, oder: Verehrung eines einzigen

gen höchsten Wesens. Die Bekenner der neuen Lehre erhielten den Namen Moslemin (Glaubige); ein Name, der sich im Munde der Unkundigen in Muselmänner verwandelt hat. Das Buch, in welchem dieser Glaube enthalten ist, bekam den Namen Koran, welches so viel bedeutet als das Lesen, oder das einzige Buch, welches gelesen werden muß. Es ist eine Sammlung von Versen, die keinen Zusammenhang haben.

Das mohamedanische Glaubensbekenntniß ist sehr kurz, und besteht nur in den Worten: „Es ist nur ein Gott, und Mohamed ist sein Prophet.“ Dieser letztere Theil davon macht aber verbindlich, alles anzunehmen, was der Koran als eine angebliche göttliche Offenbarung enthält. Auf eine sehr geschickte Weise brachte Mohamed die Hauptlehren, welche er vortrug, mit dem Glauben der Juden und Christen in Verbindung, oder wollte sie vielmehr nur wie dessen vollendete Krone betrachtet wissen. Eine ewige Religion ist es, welche Gott den Menschen in mehreren auf einander folgenden Offenbarungen, aber immer vollständiger und vollständiger, nach ihrem steigenden Bedürfniß, oder nach ihrer größeren Empfänglichkeit, durch seine Auserwählten und Gesandten, zumal durch sechs Propheten von besonders strahlender Herrlichkeit, verkündiget hat. Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus und Mohamed sind diese Propheten. Jeder von ihnen hat die wahren Mittel des Heils nachgewiesen, die aber nur bis zur Erscheinung des immer größeren Nachfolgers genügten. Mohamed aber, dessen Ankunft von Christus, so wie die des Letztern von Moses vorausgesagt wurde, ist der Allergrößte, und auf ihn wird kein anderer Prophet mehr folgen.

Die vornehmsten Lehrsätze, welche im Koran vorgetragen worden, sind folgende:

Gott

Gott hat ehemals den Menschen die Bücher des alten und neuen Testaments, zu einer Regel des Glaubens und zur Richtschnur ihres Lebens, gegeben.

Diese Bücher der heiligen Schrift sind aber mit der Zeit verändert und verfälscht worden.

Nachher hat Gott denselben den Koran beigefügt, welcher die alten göttlichen Schriften bestätiget, aus göttlicher Eingebung verfaßt, eine Botschaft an die Menschen, und ein Unterricht für die Gottseligen, und eben so hoch, ja noch höher zu halten ist, als jene Bücher des alten und neuen Testaments.

Es ist ein einziger, ewiger, unveränderlicher, allmächtiger, allweiser, wahrhaftiger, gerechter und barmherziger Gott, den man allein anbeten muß.

In dem göttlichen Wesen ist weder Vater, noch Sohn, noch ein heiliger Geist, und man darf in der Gottheit keine drei verschiedene Personen erkennen und verehren.

Jesus ist weder wahrhaftiger Gott, noch Gottes Sohn, sondern ein bloßer Mensch, und Sohn der Maria; ein Prophet, heiliger Mann, ein Gesandter Gottes, den die Juden weder getödtet noch gekreutziget haben, indem er von einem andern, der ihm gleich sah, vorgestellt wurde.

Der heilige Geist ist keine göttliche Person, sondern der Engel Gabriel, oder eine geistliche Gabe und Kraft, welche vormals Jesu mitgetheilt worden ist, und noch jetzt den Glaubigen mitgetheilt wird.

Mohamed ist ein Prophet und Gesandter Gottes, welcher von ihm erleuchtet, und durch sein Eingeben gelehrt worden ist. Seine Lehren und Gebote darf niemand verachten, vielmehr müssen die Menschen an ihn, wie an Gott, glauben, und ihm gehorchen.

Gott hat Himmel und Erde und alles, was darinnen

rinnen ist, besonders die Menschen, deren Schöpfung die Engel sich widersetzten, erschaffen.

Derselbe hat auch Engel erschaffen, und ihnen befohlen, den erschaffenen Menschen anzubeten. Einige, die sich dessen weigerten, sind dadurch in Unglauben gefallen, und aus dem Himmel gestossen worden. Daher ist der Unterschied der guten und bösen Engel entstanden.

Gott hat auch den Tod geschaffen, ingleichem hat er viele von den Engeln und Menschen zur Hölle erschaffen und bestimmt.

Nachdem Gott alles erschaffen, so erhält, ernährt und regiert er auch alle seine Geschöpfe.

Die Sünde hat von dem Teufel ihren Ursprung, welcher die Menschen noch beständig dazu verleitet; doch hat er auch der menschlichen Seele eine Neigung sowohl zum Guten als zum Bösen gegeben.

Gott leitet einige Menschen auf den rechten Weg und zur Wahrheit, andere hingegen leitet er in Irrthum, und will ihnen nicht heraus helfen. Er bekehret und macht gerecht, welche er will. Er will nicht, daß alle Menschen glauben, wohl aber, daß Mancher verführt werde, und hindert durch seinen Rathschluß den Glauben und die Reinigung desselben.

Gott ist gnädig und barmherzig, und will den Menschen die Sünden vergeben, wenn sie ihn darum bitten, und in der Bosheit nicht weiter beharren; diejenigen aber, die vom Glauben abfallen, in ihrem Unglauben verharren, haben niemals Gnade und Vergebung zu hoffen.

Ein Mensch, der selig werden will, muß zuvörderst die Gnade Gottes suchen, als welche ihn bekehren und lebendig machen kann.

Der Mensch muß sich nicht selbst rechtfertigen, sondern Gott macht gerecht, wen er will, und wer solcher

cher Rechtfertigung theilhaftig zu werden wünscht, der muß glauben und gute Werke thun.

Mit den guten Werken, unter welchen das Waschen und Reinigen, das Fasten, die Allmosen, das Gebet und die Reise nach Mekka den vornehmsten Platz haben, können die Menschen bei Gott etwas verdienen.

Es ist vergönnt und erlaubt, vier Weiber zu nehmen; (dabei können aber Sklavinnen oder Konkubinen nach jedes Gefallen und Umständen gehalten werden).

Der Tod ist das gemeine Schicksal aller Menschen, dessen Ziel Gott einem jeden also bestimmt hat, daß er demselben weder zuvorkommen, noch es überschreiten kann.

Alle verstorbenen Menschen müssen zur Hölle fahren, aus welcher aber die Frommen erlöset werden, die Gottlosen hingegen müssen darinne bleiben.

Es ist eine Auferstehung der Todten, sowohl der Glaubigen als Unglaubigen zu erwarten.

Nach dieser Auferstehung wird das letzte Gericht erfolgen, welches Gott selbst halten, und wo er einen jeden nach seinen Werken entweder belohnen oder bestrafen wird.

Diejenigen, welche in allen Sekten geglaubt und gute Werke gethan haben, sie mögen Juden oder Christen oder Mohamedaner seyn, werden in das Paradies eingehen, daselbst Weiber haben, auf Betten, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, ruhen, und andere Arten der Wollust und Glückseligkeit genießen.

Die Unglaubigen und Gottlosen im Gegentheil werden in das Feuer geworfen, und zur ewigen Strafe, Pein und Verderben verdammt werden.

Gebet, Fasten, Almosen, körperliche Reinigung,

Ent:

Enthaltung vom Wein, Wallfahrt nach Mekka sind für jeden Moslemin unerläßliche Pflichten. Die Beschneidung ist im Koran nicht geboten, wird aber von allen Sekten als Unterscheidungszeichen der Glaubigen angenommen, und zwischen dem dreizehenten und fünfzehenten Jahre verrichtet. Ihr Gebet ist kurz, feurige Aeusserung dankbarer Empfindung, oder der tiefsten Unterwerfung, oder ein Vers aus dem Koran. Dreimal muß gebetet werden, der Moslemin befinde sich wo es sey, im Hause oder auf der Straße; nemlich kurz vor Sonnenaufgang, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, und zwei Stunden nachher. Vorzüglich fromme Mohamedaner beten fünfmal. Der Moslemin schämt sich des Gebets vor aller Menschen Augen nicht; er mißbraucht das Wort Gott nicht, wie es Christen so oft thun; er spricht es nie ohne die tiefste innigste Verehrung aus. Der Freitag ist ihr heiliger Tag, ihre Gottesverehrung dauert aber in der Regel keine volle Stunde. Vor jedem Gebete geht Waschen, und in gewissen Fällen des ganzen Körpers vorher. Ist kein Wasser zu haben, so geschieht die Reinigung mit Sand oder Staube. Beten, sagt der Koran, führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt zum Eingang des Himmels, und Almosen öffnet die Thüre. Das große Fasten im Monat Ramsan dauert dreissig Tage, besteht aber eigentlich in weiter nichts, als daß Tag in Nacht und Nacht in Tag verwandelt wird. Am Tage darf kein Bissen, kein Tropfen genossen werden, aber sobald die Sterne am Himmel sichtbar werden, ist Essen und Trinken erlaubt. Zehen Procente von seinen Einkünften soll Jeder zum Almosen verwenden. Nach Mekka, wo der Araber uralte Kaaba steht, muß jeder Moslemin in seinem Leben einmal wallfahrten, oder doch einen Andern statt seiner wallfahrten lassen.

Mohamed hat nichts niedergeschrieben, weil er nicht lesen gelernt hatte; wenigstens vor seinem Rufe zum Apostelamte nicht. Die wahren Verfasser des Korans sind unbekannt. Aus den vielen, der jüdischen und christlichen Bibel abgeborgten Stellen, so wie aus eingeflochtenen Meinungen mancher christlichen Sekten, ergiebt sich, daß Juden und Christen daran müssen gearbeitet, oder vielmehr die einzelnen Materialien geliefert haben, welche nach und nach von mehreren Händen bearbeitet worden sind. Nach der Behauptung der Moslemin ist der Koran unerschaffen, wie das Wesen der Gottheit, und auf die Tafel ihrer unabänderlichen Rathschlüsse von Ewigkeit her mit Strahlen des Lichts gegraben. Eine Abschrift davon, auf Papier, in einem Band von Seide und Edelgesteinen, wurde durch den Erzengel Gabriel in den niedrigsten Himmel gebracht, und kapitelweis dem Propheten geoffenbart. Dieser theilte sie weiter seinen Schülern mit. Offenbarung und Mittheilung geschahen aber weder in regelmäßiger Folge noch im Zusammenhang, sondern je nach dem Bedürfniß des Augenblickes, d. h. nach den jedesmaligen Verhältnissen oder Leidenschaften des Propheten. Seine Schüler schrieben, was er auf diese Art verkündete, sorgfältig auf, und verwahrten die einzelnen Blätter in einem gemeinsamen Behältniß Abubeker brachte dieselben nach des Propheten Tode in Ordnung, aber erst spater wurden sie als Koran allgemein bekannt gemacht.

Um die Göttlichkeit seines Buches zu beweisen, fodert Mohamed Engel und Menschen auf, irgend etwas hervorzubringen, das einer einzelnen Sura (so heissen die Kapitel des Koran) an Vortrefflichkeit beikomme. Wirklich ist dem Werke der Stempel der Genialität aufgedrückt; es enthält große Ideen, ewige Wahrheiten, erhebende Betrachtungen, und neben

mehre-

mehreren verwerflichen, auch wahrhaft himmlische Lehren. Indessen spiegeln sich darin, mit den allgemeinen Charakteren des orientalischen Geschmacks, auch die persönlichen Mängel des Verfassers: eine ungezügelte Phantasie, Ueberladung mit Bildern, Einförmigkeit des Tons, und bei allem Pomp in Gedanken und Ausdruck, mitunter auch Niedrigkeit und Gemeinheit. Man hat gegenwärtig mehrere Ausgaben des Koran, die zwar in Ansehung der Suren abweichen, aber jede genau 77,639 Wörter und 323,015 Buchstaben haben. Ueber den Sinn vieler dunkeln Stellen denken die Moslemin verschieden, so wie sie auch in mancherlei Ceremonien von einander abweichen. Es giebt heutiges Tages unter den Moslemin über siebenzig Sekten, von welchen sich einige mit unmenschlicher Wuth verfolgt haben. Alle aber achten den Koran so hoch, daß derjenige, der ihn anrühren würde, ohne sich gewaschen zu haben, als ein Entweihter würde betrachtet werden. Man sorgt dafür, daß auf die Decke geschrieben wird, daß niemand dieses Buch anrühren soll, als nur diejenigen, die rein sind. Auf den Koran legen die Türken ihre Eide ab, und das Lesen desselben ist verdienstlicher, als Kriegsdienste von mehreren Jahren. Es würde Mangel an Ehrerbietung seyn, wenn man ihn tiefer, als der Gürtel ist, halten wollte. Nie wird etwas von Wichtigkeit unternommen, ohne ihn um Rath zu fragen. Aus den ersten Worten, die beim Aufschlagen in die Augen fallen, nimmt man eine Vorherkündigung an.

Nicht nur der Koran, oder die rein göttlichen Worte, die über des Propheten Lippen gingen; auch die Sunnah, der Inbegrif desjenigen, was er durch eigenes Wort und Beispiel lehrte, wird von der Hauptsekte seiner Bekenner für heilig und verbindlich

geachtet. Die Verwandten und Freunde Mohameds bewahrten solche erbauliche Erinnerungen, und überlieferten sie durch mündliche Erzählung den nachfolgenden Geschlechtern. Aber eine Fluth von unächten Ueberlieferungen mischte sich unter die wahren. Erst zweihundert Jahre nach Mohameds Tode wurden die letztern, 7275 an der Zahl, aus den erstern, deren über 300,000 vorlagen, durch den frommen Alt Bochari ausgeschieden, und mit dem Beifall der herrschenden Sekten als bleibendes Gesetz publicirt.

6.

Feinde des Propheten. Seine Flucht nach Medina.

Mohamed hatte in Mekka das Schicksal vieler anderer berühmter Männer, die in den nächsten, mit ihren Schwächen und mit ihrer ganzen Lage am besten bekannten Umgebungen, am wenigsten bewundert werden. Der Nimbus der Größe, noch mehr jener der Heiligkeit fodert Entfernung, um gesehen zu werden. Der Prophet trat unter seinen Verwandten und Mitbürgern auf, die ihn zu genau als einen der Ihrigen kannten, um sofort sich unter seine höhere Würde zu beugen. Er hatte für sich die Wahrheit der Hauptlehre, die Kraft natürlicher Beredsamkeit, durch Begeisterung erhöhet, und ein zugleich imponirendes und anziehendes Aeußere. Gegen ihn waren eingewurzelte Vorurtheile, blinder Fanatismus, Neid und Parteyhaß. Nur Wenige von denen, welche ihn kannten, wollten ihn für einen Propheten halten. Viele sahen in ihm nichts weiter, als einen begeisterten Dichter, welcher der Sprache und Dichtkunst einen nie gehörten Reiz lieh, und sich darauf verstand, die Weisheit der christlichen, das orienta-

lisch

lisch Alte und einfache der jüdischen, und das phantastisch Wunderbare der alten arabischen Dichtungen seinen eigenen Erfindungen beizumischen. Drei Jahre waren daher verflossen, und die Zahl derer, welche in ihm einen göttlichen Gesandten erblickten, stieg nicht höher als auf vierzehen.

Im vierten Jahre beschloß endlich Mohamed, als öffentlicher Lehrer einer neuen Religion aufzutreten. Er that es mit einem Eifer, der ein redender Zeuge von seiner eigenen Ueberzeugung war. Seine Verwandten sollten zuerst mit den Vortheilen seiner neuen Wahrheiten bekannt werden. Er befahl seinem treuen Schüler Ali, ein Gastmahl zu veranstalten, und die Söhne und Nachkommen seines Großvaters dazu einzuladen. Er selbst wollte dann seinen Gästen bei fröhlicher Laune und gutem Muthe das Anliegen seines Herzens eröffnen.

Ueber vierzig Abkömmlinge des Motalleb stellten sich ein, aber die ganze Gesellschaft brach früher auf, als der von Sehnsucht nach dem schicklichsten Augenblick schmachtende Mohamed mit seiner Herzensangelegenheit hervortreten konnte. Ali erhielt deshalb Befehl, die Gesellschaft auf den folgenden Tag von neuem einzuladen. Sie kamen, aßen und tranken, waren fröhlich und guter Dinge, und keiner vermuthete, was jetzt geschah. Als nemlich die Mahlzeit zu Ende war, erhob sich der neue Apostel, der hiebei ein Beispiel der Mäßigkeit gegeben hatte, und redete die Gäste in dem Tone eines Inspirirten mit den Worten an: „Kein Sterblicher, meine Brüder, kann euch ein so kostbares Geschenk anbieten, als ich jetzt im Stande bin. Der allerhöchste und allmächtige Gott hat mir befohlen, euch zu ihm zu rufen. Ich bin ausgesandt, euch zur bessern Erkenntniß zu führen, euch einzuweihen zum vorzüglichen Dienste

des Ewigen, und euch dadurch in diesem und jenem Leben zu beglücken. Wer wird der Gnade, die ihn erleuchtet, widerstreben? Wer wird sich weigern, mir die Bürde, die fortan auf meinen Schultern lastet, tragen zu helfen? Sprecht, wer unter euch will mein Gefährte, mein Vezir seyn?"

Die Gäste waren nicht so köstlich bewirthet worden, daß sie hätten in eine Täuschung gerathen, oder an der Schwärmerey Theil nehmen können. Ihre ruhige Vernunft war nicht durch Unmäßigkeit benebelt; ein so frugaler Wirth erschien ihnen als ein ganz gewöhnlicher Mensch; daher sahen sie alle einander an, und beobachteten ein beleidigendes Stillschweigen. Nur Ali sprang mit Heftigkeit auf, und rief mit jugendlicher Unbesonnenheit: „Ich will dein Vezir seyn, großer Prophet! Und wofern jemand verwegen genug wäre, sich deinen Absichten zu widersetzen, so will ich ihm die Zähne in den Mund schlagen, ich will ihm den Bauch aufschneiden, ich will ihm Arme und Beine zerschmettern."

Hocherfreut über diesen Enthusiasmus umarmte Mohamed den feurigen Jüngling, ernannte ihn zu seinem Gefährten, und sprach zu den Anwesenden: „Koreschiten, dieß ist mein Bruder, mein Gesandter, unter euch. Unterwerft euch seinen Befehlen, Gott fodert Gehorsam." Umsonst widersetzte sich Abu Taleb dem unbesonnenen Unternehmen seines Neffen; er wurde von dem Propheten spöttisch abgewiesen und ermahnt, vor seiner höheren Bestimmung die Kniee zu beugen. Als der redliche Alte den Fanatiker auf die Gefahren aufmerksam machen wollte, die bei seinem Wagniß unvermeidlich wären, rief dieser: „Ich muß! Mein Verhängniß ruft, und den Befehlen Gottes darf ich nicht widerstreben. Darum laß ab, Oheim, mit deinen Warnungen. Sieh, wenn man

gleich

gleich an meine rechte Hand die Sonne, und an meine linke den Mond stellte, so sollte mich das nicht irre machen, auf meinem großen Wege fortzugehen.“ Er fing jetzt an, öffentlich zu predigen, stellte sich an die Thore des Tempels, und hielt begeisterte Vorträge. Der Pöbel und die Pilgrime liefen in Menge herzu, ihn zu hören. Seine ersten Reden hatten nichts als Vereinigung und Friede zum Gegenstande, und er entfernte sich auch nicht eher von dieser Mäßigung, als nachdem er mächtig genug war, das ausschließende Vorrecht eines Verfolgers zu genießen. Seine Grundlehren waren aber viel zu erhaben, als daß sie den großen Haufen hätten gewinnen können. Das Volk, welches mit Hartnäckigkeit an den Gewohnheiten seiner Kindheit hing, konnte sich nicht entschließen, die Verehrung seiner falschen Götter aufzugeben, um sie mit einer Religion zu vertauschen, welche die angenommenen Begriffe zerstörte, und die Anbetung eines Gottes, der nur Geist ist, vortrug. Als daher Mohamed seine Stimme gegen die Abgötterei erhob, als er gegen die falschen Götter und ihre Anbeter losdonnerte, und den Arabern göttliche Strafen ankündigte, da wurden sie darüber so aufgebracht, daß sie den neuen Propheten für einen offenbaren Feind des Vaterlandes erklärten. Der Haß wurde immer heftiger, und um den Folgen desselben zuvorzukommen, wandten sich die Billigsten unter den Bürgern an Abu Taleb, und baten ihn um seine Vermittlung. Der redliche Alte machte einen neuen Versuch, den Fanatiker zum Schweigen zu bringen, allein seine Bemühungen waren gänzlich fruchtlos, denn Mohamed fuhr fort, in begeisterter Rede seine neue Lehre kund zu thun. Die entschlossensten Gegner fand er unter den Koreschiten, von denen er abstammte. Man legte ihm Hindernisse in

den Weg, die einen weniger unerschrockenen Mann gewiß zurückgescheucht hätten. Seine Beharrlichkeit blieb aber doch nicht ganz ohne Erfolg; die junge Pflanzung gedieh zwar langsam, aber desto sicherer. Schon verehrten ihn Mehrere als den Gesandten Gottes, und verkündigten seine Lehre. Bald traten auch einige aus seinem Stamme, von seinem Genius dahingerissen, zu seiner Partey über. Er fuhr daher fort, jede feierliche Gelegenheit zu benutzen, um die Fremden mit seinen Lehrsätzen bekannt zu machen, und sie auf die Verehrung des einzigen wahren Gottes hinzuweisen. Er zwang niemanden seine Grundsätze auf; aber, überzeugt von der Rechtmäßigkeit derselben, suchte er die Anwesenden durch sanfte Vorstellungen zu gewinnen.

Als die Koreschiten sahen, daß sie weder mit Worten noch mit Drohungen den Propheten zum Schweigen bringen konnten; und da sie es nicht zugeben wollten, daß er ihren Götzendienst so heftig bekämpfte um eine neue Religion einzuführen, so versuchten sie Gewalt und heftigere Verfolgungen. Selbst seine Oheime bewiesen ihm öffentlich ihre Verachtung, und spotteten des unbefugten Reformators. Sogar Abu Taleb, der ehemals Vaterstelle bei dem Waiseten vertreten hatte und der ihn auch noch jetzt von Herzen liebte, wollte nichts mit seinen Schwärmereyen zu thun haben, widersprach ihm öffentlich, und foderte sogar das Volk auf, seiner gottlosen Neuerungen nicht zu achten, und fest bei der alten Götterverehrung zu beharren. Doch Mohamed ließ sich dadurch nicht irre machen. Er versicherte seinen Oheim, daß er entschlossen sey, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, und daß er unmöglich, ohne sich der verruchtesten Gottlosigkeit schuldig zu machen, anders handeln könne, zufolge einer Offenbarung, de-

ren

ren siegende Kraft er nur allzuwohl empfinde. Der Oheim erstaunte über die hartnäckige Festigkeit seines Neffen, wandte unnütze Drohungen bei ihm an, und wurde endlich so dahingerissen, daß er den Schwärmer umarmte, und ihm seine Unterstützung versprach.

Mohamed, im Vertrauen auf den Beistand Abu Taleb's, überließ sich nun seinem Eifer mit Ungestüm; und seine Schüler die nicht dieselbe Unterstützung hatten, sahen sich öffentlichen Mißhandlungen blosgestellt. Als aber ihr Meister sie durch die Verfolgung in ihrem Glauben wankend gemacht sah, so glaubte er, der Schande ihres Abfalls zuvorkommen zu müssen. Er gab ihnen also den Rath, ihre Zuflucht anderswo zu suchen, und die Zeit einer glücklichen Revolution abzuwarten. Daher flüchteten im fünften Jahre der Sendung des Propheten sechzehn seiner eifrigsten Anhänger nach Aethiopien, unter welchen auch seine geliebte Tochter Fatime war, die er an seinen Liebling Ali verheirathet hatte. Diesen folgten bald noch mehrere, bis zu einer Anzahl von drei und achtzig Männern und achtzehn Weibern nebst ihren Kindern. Der Najashi oder König dieses Landes nahm die Flüchtlinge gütig auf, weigerte sich auch nachher, sie, dem Verlangen der Koreschiten gemäß, auszuliefern, und nahm selbst die neue Religion an. Aber während der Islam in Aethiopien Wurzel faßte, erschütterte der Sturm den ganzen Stamm desselben in Mekka. Die Koreschiten schlossen ein förmliches Bündniß zur Dämpfung und Unterdrückung der neuen Lehre, faßten es schriftlich ab, und legten es in der Kaaba nieder. Mohamed, hievon benachrichtiget, wandte sich an seinen Oheim Abu Taleb, und eröffnete ihm: Gott sey mit dem unter den Koreschiten geschlossenen Bündnisse sehr unzufrieden, und habe deshalb einen Wurm geschickt, der jedes Wort in der

Schrift,

Schrift, welche in der Kaaba niedergelegt war, ausfressen sollte, bis auf den Namen Gottes.

Daß Mohamed von diesem Vorfalle, den er so gut benutzte, auf irgend eine Art heimlich Nachricht bekommen haben muß, unterliegt wohl keinem Zweifel. Abu Taleb verfügte sich indessen sogleich zu den Koreschiten, machte ihnen die mitgetheilte Eröffnung des Propheten bekannt, und erbot sich, wenn die Nachricht falsch wäre, denselben sogleich auszuliefern; im Gegentheil aber sollten sie allen Feindseligkeiten ein Ende machen und die unter sich, zum Nachtheil seines Vetters geschlossene Verbindung aufheben. Sie gingen diese Bedingung ein, weil sie den Mohamed schon in ihren Händen zu haben glaubten; aber wie erstaunten sie, als sie bei näherer Untersuchung die Sache selbst gegründet fanden! Das Bündniß ward also, dem Vertrage gemäß, aufgehoben. Allein diese Ruhe wurde bald durch den Tod des Abu Taleb unterbrochen, der, ohne das Apostelamt seines Neffen zu befördern, ihn doch immer mit seinem Ansehen unterstützt hatte. Auf diesen Verlust folgte der Tod der Kadidschah, die das Glück ihres Gatten auf eine so großmüthige Weise gemacht hatte, in einem Alter von fünf und sechzig Jahren. Mehr die Erkenntlichkeit, als das Gefühl der Liebe machte, daß der Prophet bei dieser Gelegenheit einen Strom von Thränen vergoß.

Um diese Zeit soll Mohamed, nach verschiedenen arabischen Schriftstellern, eine Reise durch die Luft von Jerusalem nach dem höchsten Himmel zum Throne Gottes vorgenommen haben. Eine Erzählung, welche die unwürdigsten und lächerlichsten Ungereimtheiten enthält, von Mohamed selbst, soviel man weiß, nicht herkommt, auch nicht im Koran, sondern nur in der Sunna oder Tradition enthalten ist.

ist. Gewisser ist es, daß die Koreschiten sich von neuem wider ihn verbanden. Der Stütze seines Oheims beraubt, sah er sich jetzt den heftigsten Verfolgungen blosgestellt. Abu Sophian, das Haupt des Hauses Ommajah, ein eifriger Fanatiker für die alte Landesreligion, trat an die Stelle des toleranten Abu Taleb als Aufseher der heiligen Kaaba. Vom alten Familienhaß gegen die Haschemiten und vom Fanatismus zugleich getrieben, bewog er die versammelten Häupter der Koreschiten und ihrer bundesverwandten Stämme zum Bluturtheil über Mohamed. Aus jedem Stamme sollte ihm ein Schwerdt in sein Herz gestoßen werden, damit die Schuld seines Blutes getheilt, und die Rache seiner Familie, die nicht an der Verschwörung Theil genommen hätte, getäuscht werden möchte.

Kaum war diese Verschwörung zu Stande gekommen, als der schlaue Mohamed auch schon Nachricht davon hatte. Nach der türkischen Legende war es ein Engel, der ihm das mörderische Komplott verrieth. Er sah die Gefahr, in der er sich befand, und beschloß heimlich die Stadt zu verlassen. Um seine Flucht zu decken, mußte sich Ali, dieser heldenmüthige Jüngling, in den grünen Reitrock des Propheten einhüllen, sich in seinem Zimmer niederlegen, und Mohamed entkam indessen glücklich in fremder Kleidung. Seine Feinde waren nicht wenig aufgebracht, daß er ihnen, trotz ihrer die ganze Nacht vor seiner Wohnung gehaltenen Wache, entwischt war, und daß sie statt Mohamed, seinen Vetter Ali antrafen. Mit ruhiger, zutrauungsvoller Ergebung, erwartete dieser den Todesstoß, aber die Mörder ehrten des Jünglings Frömmigkeit, und schonten seines Lebens.

Mohamed verbarg sich darauf, mit wenigen seiner Begleiter, in einer Höhle des Berges Thur, ge-

gen

gen Südosten von Mekka. Hier hielt er sich drei Tage auf, um den fortgesetzten eifrigen Nachforschungen und Verfolgungen seiner Feinde zu entgehen. Sie kamen sogar an die Höhle, die den Propheten verbarg; aber die Spinnengewebe am Eingange und ein Taubennest überzeugten sie, daß dieser Ort unbewohnt sey. Da sie, des mühsamen Nachsuchens endlich überdrüssig, aufhörten, ihm in der Gegend, wo er sich aufhielt, nachzustellen, so kam er wieder aus seiner Höhle hervor, und bestieg mit seinen Begleitern die bereit stehenden Kameele. Sie nahmen den Weg nach Medina, wurden aber unterwegs von den Spionen ihrer Feinde entdeckt; allein mit der ihm eigenen Beredsamkeit wußte Mohamed die Herzen seiner Verfolger so zu rühren, daß sie ihn ziehen ließen. Glücklich und wohlbehalten kam er in Medina an.

Diese Stadt, vorzugsweise so genannt, auch Med:al:Naby oder Munnaowerah, d. h. die Stadt des Propheten oder die Herrliche, vor Alters aber Jatschreb (Jathrippa) geheissen, liegt gegen sechzig Meilen nördlich von Mekka, in einer traurigen Wüste.

Die Flucht des Propheten von Mekka nach Medina geschah am sechzehenten Julius des Jahres sechshundert und zwei und zwanzig nach Christi Geburt. Alle Mohamedaner fangen von hier ihre Jahresrechnung an, welche daher Jahresrechnung der Hegire oder Hedschrah, d. h. Flucht genannt wird.

7.

Aufnahme in Medina. Wachsendes Ansehen. Begeisterung für den Propheten. Sein Einfluß auf die Gemüther.

In Medina ward Mohamed mit Enthusiasmus aufgenommen, denn hier erkannte man in ihm den

großen Propheten, den Gott gesendet habe, die Welt zu erleuchten. Einige Pilgrime aus Medina, die zur heiligen Kaaba nach Mekka wallfahrteten, hatten daselbst die begeisterten Vorträge Mohameds mit angehört, und verbreiteten bei ihrer Rückkehr das Gehörte unter ihre Landsleute. Der Glaube an den einigen Gott fand Beifall bei den Medinesern. Die Charegiten und Asiten, die beiden Hauptstämme der Stadt, sonst durch erbliche Feindschaft entzweit, vereinigten sich liebend in dem gemeinsamen Glauben, und bildeten jetzt, in brüderlicher Verbindung mit den herbeieilenden Flüchtlingen von Mekka, den ersten lebendigen Keim von Mohameds Reich. Zu der günstigen Aufnahme, die er in Medina fand, trug aber wohl der alte Haß dieser Stadt gegen Mekka, und die Feindschaft der Einwohner gegen den Stamm Koreisch, das meiste bei. Medina längst schon auf die Vorzüge Mekka's eifersüchtig, nahm dieser Gelegenheit wahr, um sich auf Kosten ihrer Nebenbuhlerin zu verherrlichen. Zuerst traten drei und siebenzig Männer auf die Seite des Propheten, schwuren ihm den Eid der Treue, und ernannten ihn zu ihrem Anführer. Mohamed hingegen verband sich, alles mit ihnen zu theilen, Blut und Leben für sie zu wagen, an ihrer Spitze gegen die gemeinschaftlichen Feinde zu kämpfen, und mit seinen Bundesgenossen Sieg und Untergang zu theilen. Zum Lohn für ihre Aufopferungen verhieß er ihnen das Paradies, das er ihnen so reitzend zu versinnlichen wußte, daß ganz Medina in eine Art von wildem Enthusiasmus versetzt wurde, sich ganz dem Propheten ergab, und seine neue Lehre mit Freuden annahm.

Das erste, was Mohamed in Medina vornahm, war, einen zum Gottesdienst seiner Religion gewidmeten Tempel, und ein Haus zu seiner Wohnung zu

bauen.

bauen. Ein Jahr zuvor, ehe er Mekka verließ, hatte er die Ajescha, eine Tochter seines Freundes Abubeker geheirathet, die einzige seiner Gemahlinnen, die nicht zuvor Wittwe gewesen war.

Während Mohamed ein friedliches Reich in Medina stiftete, zog sich in Mekka ein Ungewitter über ihm zusammen. Die Koreschiten, aufgebracht darüber, daß sie sich ihre Beute hatten entwischen lassen, waren auf eine ausgezeichnete Rache bedacht. Mohamed aber eilte, um ihnen zuvorzukommen; er brachte schleunigst eine Armee auf die Beine, und nachdem er aus einem friedfertigen Gesetzgeber auf einmal ein Feldherr geworden war, ging er auf Mekka los; allein er traf keinen Feind an, mit dem er hätte schlagen können, und kam daher blos mit dem Ruhme zurück, seine Gegner so weit gebracht zu haben, daß sie sich vor ihm fürchten, und sich unter dem Schutz ihrer Festungswerke verstecken mußten. Sein Ansehen wuchs mit jedem Tage; in seiner Person war die hohenpriesterliche und königliche Würde vereiniget. Was und wie er entschied, das blieb unwiderruflich. In seinem Leben und Wandel befließ er sich dabei einer Einfachheit und Anspruchlosigkeit, die ihm Aller Herzen gewann. Wenn er in der Moschee betete oder lehrte, so lehnte er sich mit dem Rücken an irgend etwas an, und erst lange nachher ließ er sich überreden, sich eines roh gearbeiteten kunstlosen Stuhles oder Pultes zu bedienen. Je weniger er nach Auszeichnung strebte, desto höher erhob man ihn, und der Enthusiasmus seiner Anhänger stieg bis zur wahnsinnigen Schwärmerei. Mit einer ängstlichen Sorgfalt sammelten sie den Speichel, den er von sich gab, das Haar, welches ihm entfiel, und das Wasser, dessen er sich bei seinen öftern Reinigungen bediente, auf. Je weniger Auszeichnung er von sei-

nen

nen Gefährten zu fodern schien, desto mehr gaben sie ihm freiwillig.

Die Verehrung, welche der Prophet in Medina fand, verbreitete sich allmählich auch über die benachbarten Städte und Dörfer, und ging von da immer weiter. Schon hatte die Hälfte von Arabien die neue Lehre angenommen; mehrere Länder von Aethiopien hatten die Würde des Propheten anerkannt; Persien und Syrien hatten ihn mit einer großen Anzahl von Schülern bereichert, und noch hatte er keinen Harnisch angezogen und keinen Schwerdtstreich gethan. Blos einzig und allein verdankte er dem Schwerdte des Wortes seine Eroberungen. Mangel an Macht, an Ueberlegenheit gegen seine Feinde und an andern gewaltsamen Mitteln, in den zwölf ersten Jahren seiner Sendung seinen Anhang zu vermehren, war wohl die einzige Ursache, daß er bisher seine Religion durch gelinde Mittel fortzupflanzen gesucht hatte. Sobald er sich stark genug fühlte, seinen Feinden die Spitze zu bieten, so entsagte er dem bisher vorgeschützten Berufe blos zu predigen und zu ermahnen, und niemanden zur Annahme seiner Religion zu zwingen. Das Verbot an seine Jünger, keine Gewalt zu gebrauchen, und die herzliche Bitte an sie, jede des Glaubens wegen zugefügte Beleidigung geduldig zu ertragen, hörte nunmehr auf. Dagegen versicherte er jetzt: Gott habe ihm und seinen Nachfolgern erlaubt, sich wider die Unglaubigen zu vertheidigen. In eben dem Grade, als seine Macht zunahm, erweiterte er auch die von Gott erhaltenen Aufträge. Er bekam nun, seinem Vorgeben nach, die völlige Freiheit, seine Feinde anzugreifen, die Abgötterei mit Gewalt auszurotten, und den wahren Glauben durchs Schwerdt fortzupflanzen. Sein Plan war, ganz Arabien zu erobern, und sein Kopf so wie sein Waffenglück begünstigte

die

die Ausführung dieses Plans. Die Ausbreitung der wahren Religion war nunmehr der Deckmantel, womit er Raub und Gewaltthaten beschönigte. Wer seine Freundschaft suchte, und seine Lehre unbedingt annahm, der ward zu Ansehen und Würden erhoben, und stritt an seiner Seite gegen den gemeinschaftlichen Feind. Mehr Räuber als ordentlicher Krieger, durchstrich er mit seiner Horde das Land, theilte gewissenhaft die erkämpfte Beute, und erhielt, nach dem Ausspruche eines göttlichen Gesetzes, den fünften Theil für sich, um ihn zu Werken der Menschenliebe und der Wohlthätigkeit anzuwenden. Auch die Wittwen und Kinder der in der Fehde Erschlagenen erhielten ihren Theil; die Reiterei aber bekam eine doppelte Portion.

In einem Zeitraume von zehen Jahren führte Mohamed fünfzig kriegerische Unternehmungen aus. Er hielt sich für das Rachschwerdt Gottes, welches bestimmt sey, die Menschen, die dem neuen Lichte widerstrebten, zu vertilgen, nachdem sie die Zeit der Schonung hatten vorübergehen lassen. Jetzt mußten die alten Götzenmonumente zerstört, die Nationalreligion mußte ausgerottet werden. Es war von Gott befohlen, die Unglaubigen zu verfolgen, weil sie nicht durch Güte zur Ablegung ihrer Irrthümer zu bewegen waren. „Das Schwerdt, sprach der Prophet, ist der Schlüssel zum Paradies oder zur Hölle. Ein Tropfen Bluts für die Sache Gottes vergossen; eine Nacht, um der Religion willen unter Waffen zugebracht, ist edler und verdienstlicher, als zwei Monate lang fasten und beten. Wer im Treffen fällt, dem sind alle seine Sünden vergeben, und am Tage des Weltgerichts werden seine Wunden glänzen wie Gold, und riechen wie Bisam. Zwei und siebenzig der schönsten Jungfrauen, deren Jugend nie verblüht,

werden

werden dort jedem Glaubigen zu Theil, und auf die Frömmsten wartet außerdem noch ein unbekanntes Glück, das keine sterbliche Zunge aussprechen kann."

Solche Vorstellungen, mit hinreissender Beredsamkeit gemacht und mit lockenden Bildern ausgeschmückt, steigerten die Einbildungskraft des ohnehin feurigen Arabers bis zur höchsten Schwärmerei. Er ging zur Schlacht so muthig wie zum Tanze; fiel er, so gab er den Geist ohne Klage auf, und freute sich der ihn erwartenden Vergnügungen des Paradieses. Daher kam es, daß Mohamed, der anfangs so unbedeutende Schwärmer, solche wundervolle Unternehmungen ausführen konnte; daher kam es, daß es ihm gelang, Arabien unter seine Herrschaft zu bringen, große Heere ins Feld zu stellen, und Syrien zu erobern. Von allen Seiten begaben sich die streifenden Araber zur Fahne des Glaubens, weil ihnen dabei die Hoffnung blieb, sich durch Räubereien zu bereichern. Mohamed, um seinen Anhängern zu schmeicheln, sah oft ihren Schwächen nach, und erlaubte ihnen Dinge, deren Rechtmäßigkeit eben nicht erwiesen werden konnte. Er gestand es ihnen zu, daß sie die gefangenen Weiber heirathen oder zu ihren Beischläferinnen machen konnten, und wenn sie nun im Sinnengenuß schwelgten, dann verkündigte er ihnen, daß die tapfern Streiter einst im Paradiese noch weit höhere Genüsse haben sollten. Natürlich wurde durch diese Vorstellungen der Enthusiasmus des Volks belebt, und der Tod ihnen ein Gegenstand der Hoffnung und des Verlangens. Da ihnen ihr Lehrer die Bestimmung zum Hauptprincip gemacht hatte, so gingen sie mit furchtloser Zuversicht in die Schlacht, überzeugt, daß sie keinen Feind zu fürchten hatten,

wenn

wenn es ihre Bestimmung war, auf dem Bette zu sterben. *)

Seine Truppen erhielt Mohamed theils durch die Beiträge, welche seine Anhänger zusammen brachten und ihm zuschickten (er nannte sie Zacat d. h. Almosen, und machte ihre Bezahlung klüglich zu einem Hauptartikel seiner Religion), theils durch die Verordnung, den fünften Theil der Beute jedesmal in eine, zu diesem Behuf angelegte, öffentliche Schatzkammer zu bringen, worin er gleichfalls auf göttliche Anweisung zu verfahren vorgab.

8.

Kleine Kriege und Streifzüge. Eroberung von Mekka.

Die ersten kriegerischen Lorbeern, mit denen Mohamed seine Schläfe schmückte, errang er in kleinen Zügen, die zum Theil besungen, und der Nachwelt überliefert worden sind. Vertheidigung und Rache gegen die Verfolgung von Mekka entzündete den Krieg, welchen bald Fanatismus oder wachsender Ehrgeiz des Sieges in einen allgemeinen gegen die Unglaubigen überhaupt verwandelte. Wie klug der Prophet dabei zu Werke ging, und wie genau er die Vorurtheile

*) Nur zwei Betrachtungen können die Strenge des Urtheils über Mohameds wilde Eroberungssucht mildern: die Möglichkeit, daß er selbst durch Schwärmerei verführt, die Rechtmäßigkeit jedes Mittels zur Behauptung der Ehre Gottes aufrichtig geglaubt habe; und dann die giftartige Einwirkung der Herrschaft auf des Menschen Gemüth. Auch darf man nicht übersehen, daß die Gesetze Moses noch strenger waren, weil auch Unterwerfung nicht vom Tode befreite, als jene Mohameds, der blos Annahme seiner Religion foderte.

theile seiner Anhänger zu berechnen wußte, zeigte er sogleich bei der ersten Feindseligkeit, die er gegen die Mekkaner ausübte.

Eines Tages hörte Mohamed, daß Abu Sophian, sein erbittertster Feind, an der Spitze von vierzig Mann, eine reiche Karawane von tausend Kameelen begleite, die aus Syrien zurückkäme, und den Koreschiten gehöre. Sogleich schickte er seine Leute aus, um die Sache näher auszukundschaften, und lagerte sich darauf mit dreihundert und dreizehn Mann in einen Hinterhalt, um daselbst die Rückkehr seines Feindes zu erwarten. Abu Sophian, davon benachrichtiget und zum Widerstande viel zu schwach, sandte sogleich einen Kurier nach Mekka, und bat um schleunigen Beistand. Hierauf ergriffen die vornehmsten Bürger, deren Glück von der Zurückkunft dieser Karawane abhing, die Waffen, und eilten zur Vertheidigung ihrer Brüder herbei. Allein Mohamed ließ sich dadurch nicht in Furcht jagen, obgleich achthundert fünfzig Krieger zu Fuß und hundert Reuter gegen seinen kleinen Haufen anrückten. Sein Plan war schnell entworfen, der nichts anders zur Absicht hatte, als sich den Feinden muthig entgegen zu stellen. Er ließ eine leichte Verschanzung aufwerfen, um seinen Haufen vor dem ersten Anfalle zu sichern. Unterdessen zogen die Feinde heran. „Muth, meine Kinder, rief der Prophet, schließt eure Reihen! Werft eure Pfeile auf die Feinde, und der Sieg wird errungen seyn!“

Sogleich griffen die Araber an, und wagten sich in gedrängten Haufen an den Feind. Mohamed begab sich unterdeß auf eine Anhöhe, und rief mit lauter Stimme den Engel Gabriel mit dreitausend Engeln zu Hülfe. Allein die Tapferkeit wich der Menge, und die Moslemin zogen sich, von den Fein-

den umringt, zurück. In diesem Augenblicke stürzte der kriegerische Heilige von seinem Berge herab, bestieg sein Pferd und rief: „Ihr Antlitz bedecke Verwirrung!“ Der Donner seiner Stimme drang durch beide Heere; beide Theile glaubten die himmlischen Hülfstruppen zu erblicken. Die Moslemin griffen von neuem an; die Koreschiten zitterten. Siebenzig muthige Feinde wurden erschlagen, andere siebenzig gefangen; die Uebrigen flohen, von einem bloßen Lärm erschreckt. Man plünderte die Todten, und beschimpfte sie. Die Gefangenen mußten viertausend Drachmen Silbers bezahlen: die Karawane entkam, wurde aber von den Moslemin eingeholt und geplündert. Die Beute war außerordentlich reich, und Mohamed allein erhielt auf seinen Antheil zwanzig tausend Drachmen.

Dieser Sieg war das Vorspiel von der Größe der Moslemin. Die Andächtigen unter ihnen betrachteten ihn als ein Wunder, und ihr Glaube an den Propheten wurde dadurch ungemein befestiget.

Jemehr sich Abu Sophian durch seine Niederlage gedehmüthigt fühlte, um so mehr sann er auf Rache; ja er that sogar ein Gelübde, sich des Gebrauchs der Salben und allen Umgangs mit seinen Weibern so lange zu enthalten, bis er diese Schmach abgewaschen hätte. Dem zu Folge verließ er Mekka mit dreihundert Reitern, allein seine Unternehmungen schränkten sich bloß darauf ein, daß er eine Scheure in Brand steckte und drei Menschen ums Leben brachte, denn Mohamed eilte mit einigen Reitern herbei, und verjagte den überraschten Feind. Sophian kam aber wieder, an der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres von dreitausend Fußgängern, zweihundert Reitern und eben so vielen Küraßieren; eine nicht unbeträchtliche Armee in einem Lande, wo der Unterhalt schwer zusammen zu bringen ist. Sophian,

der

der Anführer dieser Armee, deren Seele und rechter Arm er war, hatte seine Gemahlin nebst mehreren andern Damen von Stande an seiner Seite. Diese kriegerischen Frauen, über die natürliche Schwäche ihres Geschlechtes erhoben, sangen Hymnen zur Ehre der Helden, die sich für das Vaterland aufgeopfert hatten, und versprachen die Soldaten durch ihr Beispiel zu lehren, wie sie siegen oder sterben müßten.

Sobald Mohamed die Nachricht erhielt, daß dieser Strom im Begriff sey, sich über das Gebiet von Medina zu ergießen, so hielt er keinen Damm für zu stark, um sich demselben entgegen zu setzen. Bisher waren seine Unternehmungen nur plötzliche Ueberfälle gewesen, wo sogleich der erste Anfall das Glück entschied. Zum erstenmal unterwarf er jetzt die Soldaten einer strengen Kriegszucht und regelmäßigen militairischen Bewegungen. Er gab das Zeichen zum Angriff nicht eher, als nachdem er die Mittel zum Siege zubereitet hatte. Aber während er die Gegend untersuchte, um die vortheilhafteste Stellung zu wählen, verließen mehrere von seinen Soldaten ihre Fahnen, noch ehe das Gefecht seinen Anfang nahm. Dieser unvorhergesehene Abfall schwächte die Kräfte des Propheten, ohne deswegen seinen Muth zu erschüttern. Er hatte zwar nicht mehr als neunhundert und fünfzig Menschen, die er mehr denn dreitausend Streitern entgegen stellen konnte, aber diese kleine Zahl hatte einen Mohamed an ihrer Spitze.

Auf dem Berge Ohud, sechs Meilen von Medina, entwickelte sich der Kampf. Sophian, von Rachgierde beseelt, flößte auch den Muthlosesten seine Unerschrockenheit ein. Das Hintertreffen stand unter den Befehlen seiner Gemahlin, die, von dem Muthe ihres Gemahls beseelt, sich der Ehre würdig bewies, eine kriegerische Nation anzuführen. Sie durchlief

die Reihen mit dem Degen in der Hand, und rief beständig: „Eilt dem Feinde entgegen, ihr Tapfern! Zeigt, welchen Gebrauch man vom Degen machen muß. Mekka richtet seine Augen auf euch; ihr fechtet für dasselbe, für sein Heiligthum, für eure Götter, eure Weiber und Kinder.“ Die Frauenspersonen, die in ihrem Gefolge waren, wurden von gleicher Unerschrockenheit beseelt, und schlugen auf die Trommeln, die an ihrer Seite hingen, so, daß der Schall derselben den Soldaten gegen die Größe der Gefahr taub machte.

Mohamed, der besorgen mußte, von der überlegenen Anzahl seiner Feinde aufgerieben zu werden, machte mehrere Manöuvers, die dem erfahrensten General Ehre gemacht haben würden. Er stellte hundert Bogenschützen auf den Berg, mit dem Befehle, daß sie nicht die mindeste Bewegung machen sollten, weder ihn zu unterstützen, im Fall er zurückwiche, noch auch ihm bei der Verfolgung Hülfe zu leisten. Dann gab er das Zeichen zum Angriffe. Und nun fielen die Moslemin mit solchem Ungestüm über die Feinde her, daß sie den Mittelpunkt derselben durchbrachen, und ihren Fahnenträger in Stücke hieben. Sein Tod verbreitete ein allgemeines Schrecken unter die Koreschiten, so daß sich alles zerstreute und die Flucht ergrif. Ihre Niederlage war schon entschieden, als die Araber, welche das Hintertreffen ausmachten, des ihnen gegebenen Befehls vergessend, ihren Posten verließen, um Theil an der Beute und an der Ehre des Sieges zu haben. Sobald Sophian das Haupttreffen der Moslemin ganz offen und ohne Vertheidigung sah, bediente er sich seiner Ueberlegenheit dazu, daß er es umringte, mit Ungestüm über dasselbe herfiel, und ein großes Blutbad anrichtete. Mohamed that den hartnäckigsten Widerstand, als

sich

sich plötzlich das Gerücht verbreitete, er sey umgekommen. Diese Nachricht versetzte seine Jünger in die äußerste Bestürzung, und flößte seinen Feinden neuen Muth ein. Sie verfolgten die errungenen Vortheile aufs hitzigste, und gelangten bis zu dem Propheten, den sie mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen bedeckten. Da er nicht mehr im Stande war, niederzumetzeln, so schien er eher den Tod zu erwarten, als sich der Schande zu entfliehen preis geben zu wollen. Er wurde durch einen Wurfspieß im Gesicht verwundet, und nur mit Mühe der Gefangenschaft entrissen; aber das Treffen war verloren. Alle, die den Siegern in die Hände fielen, wurden mit unmenschlicher Grausamkeit behandelt. Die Weiber aus Mekka wetteiferten ordentlich, um ihre Wuth an den unglücklichen Schlachtopfern zu sättigen. Sie verstümmelten die Körper der Unglücklichen, und beschimpften sie mit wilder Rachgier. Im folgenden Jahre wurde Medina von zehen tausend Feinden belagert. Mohamed, der keine seinen Gegnern gleiche Anzahl Menschen ins Feld stellen konnte, wich einem allgemeinen Kampfe mit weiser Vorsicht aus. Er machte aber so kluge Anstalten, daß die Verbündeten binnen zwanzig Tagen zerstreut wurden, und die Stadt gerettet war.

Alles Ungemach, das auf den Propheten losstürmte, konnte doch niemals seinen Muth schwächen, oder ihn in der Ausführung seiner Plane wankend machen. Am meisten kränkte ihn die Beschimpfung, die er in Mekka erlitten hatte. Sich an dieser Stadt zu rächen, und durch eine glänzende That den erhaltenen Schimpf auszutilgen, war das Ziel seines Strebens. Mekka's Eroberung mußte vollendet seyn, wenn er seine Wünsche erreichen sollte. Der Vorwand, daß die heilige Kaaba in den Händen der

Unglau-

Unglaubigen sey, gab ihm einen mächtigen Beweggrund an die Hand, seine Anhänger für seine Absichten zu gewinnen. Er gab göttliche Erscheinungen vor, die ihm die Eroberung der Stadt und des heiligen Tempels verkündigten. Voll Enthusiasmus wandte er sich an seine Soldaten, und beschwor sie, dem Willen der Gottheit nicht zu widerstreben. Er verhieß ihnen den glücklichsten Erfolg, und machte ihnen das an sich sehr schwere Unternehmen so leicht, daß sie, von seiner Schwärmerei angesteckt, sich gegenseitig die Hände boten, und alles anzuwenden versprachen, um dem Willen ihres göttlichen Propheten nachzukommen.

Der Zug brach auf, aber nicht wie gewöhnlich, auf die bekannte kriegerische Weise; sondern als friedliche Pilgrime, die zu einer feierlichen Wallfahrt sich entschlossen hätten, zogen die künftigen Eroberer der Stadt, gegen dieselbe an. Mohamed wollte dadurch seine Feinde täuschen, allein es gelang ihm dießmal schlecht. Die Koreschiten standen mit einem mächtigen Heere eine Tagreise vor der Stadt, und erwarteten den Feind. Ihre Anzahl und ihre Entschlossenheit erschreckte die Anhänger des Propheten, die auf keinen Widerstand gerechnet hatten, und viele von ihnen flohen beim Anblick der drohenden Gefahr. Doch Mohamed, als kluger Politiker, entschloß sich, vor der Hand etwas aufzuopfern, um Zeit zur Rache zu gewinnen. Er schloß einen Vertrag mit den Mekkanern, vermöge dessen zehen Jahre Ruhe seyn, jeder ungestraft zu Mohamed oder den Koreschiten treten, und die Moslemin das Recht haben sollten, ohne Waffen die Pilgerfahrt zu der heiligen Kaaba in Mekka zu machen. Dieser letzte Punkt war es, auf den Mohamed seine Hoffnung gründete. Er zog nach einiger Zeit mit mehreren Begleitern als friedliche

licher Pilger nach Mekka. Die Andacht, welche er bewies, die ruhige Ergebung, womit er aller Rache entsagt zu haben schien, machten das Volk aufmerksam, und verschafften ihm mehrere Anhänger; man fing an, ihn laut den großen Propheten Gottes zu nennen.

Mohamed verließ nach dem gewöhnlichen Opfer ruhig und unbefangen die Stadt; aber die Gemüther der Einwohner von Mekka hatten sich zu seinem Vortheil geändert. Im feindlichen Heere herrschten Zwietracht und Trennung, die er geschickt zu unterhalten wußte. Mehrere arabische Stämme, die sich seiner Herrschaft unterwarfen, vergrößerten seine Macht, und setzten ihn in den Stand, die Ausführung seines klug überdachten Planes zu unternehmen. Er brachte eine Armee auf die Beine, welche der feindlichen, ohnehin durch Zwietracht getrennten, weit überlegen war. Zehentausend Krieger vereinigten sich unter ihm zur Ausrottung des Götzendienstes und zur Eroberung der Stadt. Man gab den jetzt so geschwächten Koreschiten Schuld, den Vertrag gebrochen zu haben, und ohne weitere Kriegserklärung rückte die Armee vor. Die Koreschiten, noch sicher auf den geschlossenen Stillstand rechnend, ahneten nicht einmal die Gefahr, die ihnen so nahe war. Fürchterlich aber wurden sie erschüttert, als das Auflodern von zehentausend Feuern ihnen die Nähe der furchtbaren Armee verkündigte. Vertheidigung war nicht möglich, Unterwerfung das einzige, was sie retten konnte. Man that, was man thun mußte, und Abu Sophian übergab dem furchtbaren Sieger die Schlüssel der Stadt. Dieser bediente sich seines Sieges mit mehr Mäßigung, als man hätte erwarten sollen. Religionsschwärmerei und Rache würden ihn entschuldiget haben, wenn er seiner Wuth freien Lauf

gelassen,

gelassen, und einen Theil seiner Gegner unter dem Schwerdte seiner erhitzten Krieger hätte fallen lassen. Allein er trat als schützender Genius, nicht als Würgengel, in die Stadt, die, der ihm angethanen Beleidigungen bewußt, seiner Ankunft entgegen zitterte. Da einer seiner Anführer, der zuerst in die Stadt einrückte, in der Hitze des Zorns acht und zwanzig Einwohner niederhauen ließ, verhinderte er das weitere Blutbad. Die Häupter des Stammes Koreisch lagen gedemüthigt zu seinen Füßen; ihre willige Annahme des Islam erwarb ihnen die Gnade des Siegers, die dreihundert und sechzig Götzen der Kaaba wurden zerschlagen, und der sieben Jahre lang aus seiner Vaterstadt verbannte Prophet genoß des Triumphes, als Fürst und Oberpriester auf den Thron gesetzt zu werden.

9.

Mohamed unterwirft sich ganz Arabien. Ausrottung der Juden.

Die benachbarten arabischen Stämme hatten bisher mit ungeduldiger Erwartung zugesehen, was für einen Ausgang der Krieg zwischen Mohamed und den Koreschiten nehmen würde. Als sie aber diesen Stamm, den mächtigsten von allen, sich ihm unterwerfen sahen, so glaubten sie für sich noch weniger im Stande zu seyn, der Macht dieses unternehmenden Mannes zu widerstehen. Sie fingen also an, in großer Anzahl auf seine Seite zu treten, und Abgeordnete an ihn zu schicken, um ihm ihre Bereitwilligkeit zur Unterwerfung zu bezeugen.

Täglich sah jetzt der Prophet neuen Zuwachs seiner Macht, und täglich erfuhr er neue Beweise, wie

günstig

günstig ihm das Glück in seiner Völkerbekehrung und Völkerunterwerfung war. Nur ein sehr kleiner Theil von Arabien, der die Zerstörung seines Nationalgottesdienstes nicht gelassen mit ansehen wollte, verband sich insgeheim, den neuen Propheten zu stürzen, und die alte Religion wieder herzustellen. Diese unbedeutende Verbindung, von ungefehr viertausend Menschen, brachte den Regenten von Mekka in die größte Gefahr. Sie rechneten auf den Beistand der Koreschiten, die nur der Uebermacht gewichen waren, und auf den Wankelmuth des Volks. Ganz in der Stille rückten sie an, verstärkt von einer Schaar Beduinen. Mohamed erfuhr ihren Zug, und ging ihnen mit zwölftausend Moslemin entgegen. Zuversicht auf ihre Stärke und Uebermacht ließ die Moslemin die nöthige Vorsicht vergessen. Sie begaben sich, ohne vorher die Gegend zu rekognosciren, in das Thal Horain herab. Plötzlich wurden sie überfallen und überwältiget. Die Koreschiten jauchzten, und Mohamed, von den Feinden umringt, stürzte sich in die dichtesten Haufen derselben, um wenigstens eines ehrenvollen Todes zu sterben. Nur zehen seiner Getreuen umgaben ihn, und wehrten den vordringenden Feind von ihm ab. Beschämt wandten sich die Fliehenden noch einmal gegen den siegenden Feind, und die Schlacht wurde erneuert. Wüthend war der Kampf und die Moslemin siegten.

Ergrimmt über die schändliche Verrätherey, vergaß Mohamed aller Mäßigung, und foderte selbst seine Soldaten auf, ohne Schonung zu metzeln. Das Schlachfeld ward von Todten übersäet, und der Sieger eilte nach Tayeff, um diese Festung, mitten in der arabischen Wüste aber in einer äußerst fruchtbaren Gegend gelegen, zu erobern. Allein hier scheiterte sein Muth an der unüberwindlichen Hartnäckigkeit der

Bela-

Belagerten. Umsonst versuchte er alle Kunstgriffe, um die Einwohner zur Uebergabe der Festung zu zwingen; umsonst zog er Verstärkungen an sich, und verschaffte sich die zur Belagerung nothwendigen Maschinen; umsonst versprach er den Sklaven in der Festung die Freiheit, um sie gegen ihre Herren zu empören. Alle Mittel waren vergebens, und er sah sich endlich genöthiget, die Belagerung aufzuheben. Doch auch bei diesem mißlungenen Unternehmen wußte er klüglich seinen Unwillen zu verbergen. Gegen seine Leute wandte er vor, daß er den unglücklichen Einwohnern Tayeffs noch Zeit zur Besserung lassen, und sie daher nicht in ihren Sünden umkommen lassen wolle. Mit einem frohen Siegesliede und einem andächtigen Gebet, worin er Gott um die Erleuchtung der Einwohner bat, zog er von der Festung ab.

Ohngeachtet die Unternehmung auf Tayeff mißlungen war, kehrte dennoch Mohamed mit großer Beute zurück. Sechs tausend Sklaven, vierzig tausend Schaafe, vier tausend Unzen Silbers, und vier und zwanzig tausend Kameele waren die große Beute, welche ihm dieser Streifzug abwarf. Mohamed behielt auch dießmal, wie immer, nur den fünften Theil für sich.

Obgleich die Einwohner von Tayeff der augenblicklichen Gefahr entgangen waren, so befürchteten sie doch nicht ohne Grund, der Feind möchte wiederkehren, und die Belagerung mit verstärkter Macht von neuem beginnen. Sie sandten daher Abgeordnete an den Propheten, und ließen ihn um einen dreijährigen Waffenstillstand und um die freie Beobachtung ihres alten Gottesdienstes bitten. Allein er verlangte unbedingte Uebergabe und drohete mit Zerstörung, wenn sie nicht erfolgen würde. Da ihn die Gesand-

ten

ten wenigstens um Erlaß der Gebete baten, so wandte er sich unwillig ab, und ertheilte ihnen eine trotzige Antwort. Unverrichteter Sache kehrten sie zurück, und berichteten ihren Mitbürgern den Zorn des Propheten. Man fand, daß es besser gethan sey, sich zu unterwerfen, als noch einmal die Schreckniße einer furchtbaren Belagerung zu erdulden. Schweigend unterwarf sich Tayeff, und der Prophet ließ darauf die Götzentempel niederreissen.

Obgleich die Einwohner von Mekka an dem Widerstande, den der Prophet zu Tayeff gefunden hatte, nicht unschuldig waren, so bewies er sich doch gegen sie sehr gnädig, und erwies ihnen sogar Wohlthaten. Abu Sophian erhielt ein Geschenk von drei hundert Kameelen und zwanzig Unzen Silber. Das gewann dem Eroberer die Herzen, und er wußte auch seine alten Anhänger zufrieden zu stellen, die über die Vortheile neidisch waren, welche die Mekkaner erhielten.

Ein hartes Gericht erging über die Juden, die sich sehr häufig in Arabien aufhielten. Sie waren unter andern Herren von einer Gegend, die man das Thal der Städte nannte, weil es eine große Anzahl von Städten und Dörfern umschloß. Eine zeitlang hatte dieses unglückliche Volk die besondere Vorliebe des Propheten genossen, und war von ihm besonders begünstigt worden. Ohne Zweifel hätte er für sie väterlich gesorgt, wenn sie seinen sonderbaren Grillen nachgegeben, und ihn als ihren zu erwartenden Messias anerkannt hätten. Allein hartnäckig, wie dieß Volk immer war, betrug es sich auch gegen den arabischen Propheten. Sie spotteten seiner Freundschaft, und höhnten sein Prophetenamt. Die Folge davon war, daß Mohameds Haß gegen sie entbrannte, und er ihnen den Untergang schwor.

Ehe er sich der Gewalt der Waffen bediente, bot er ihnen noch einmal den Frieden an, unter der Bedingung, daß sie ihren Aberglauben aufgeben würden. Aber statt aller Antwort setzten sie sich in Vertheidigungsstand. Die Juden, von Natur schlechte Soldaten, sind nicht schwer zu überwinden, wenn sie nicht vom Feuer der Schwärmerei erhitzt werden. Mohamed überfiel sie in ihren reichen Kolonien, zerstörte ihre Städte, verbrannte ihre Schlösser, ließ siebenhundert Juden lebendig vergraben, und trieb eine große Menge zum Lande hinaus. Nur den Schäfern und Ackerleuten unter ihnen erlaubte er, im Lande zu bleiben, und ihr Feld und ihre Heerden zu bestellen, wogegen sie ihm aber die Hälfte ihres Erwerbes abgeben mußten.

10.

Gesandtschaft an den persischen Hof. Einfall in Syrien.

Als Mohamed sich ganz Arabien unterwürfig gemacht, und nun keinen weitern Widerstand mehr zu befürchten hatte, sann er darauf, seinen Glauben auch in andern Gegenden der Erde auszubreiten. Sein Plan war anfangs kein anderer gewesen, als seiner Nation einen Gott zu geben, und die Götzendiener zu einer rechtglaubigen Gemeinde zu sammeln. Allmählig aber ging der hohe Charakter des Sehers, des unerschrockenen doch friedfertigen Predigers der Wahrheit in jenen des fanatischen Priesters und des ehrgeizigen Eroberers über. Widerstand hatte seinen Eifer heftiger gemacht, Verfolgung hatte seinen Zorn entzündet, wachsende Stärke endlich seinen Stolz erhöhet. Nicht mehr im Ton der Lehre, welche zu überzeugen wünscht, im Ton des strengen Gebots, das

Unter-

Unterwerfung fodert, und mit Feuer und Schwerdt verkündete er jetzt die Einheit Gottes, so wie seine eigene Prophetenwürde. Die Zeit der Duldung war vorüber; den Unglaubigen wurde Krieg erklärt, über die ganze Erde. Im Namen des unendlich Gütigen wurden dessen Geschöpfe zu vielen Tausenden geschlachtet, zur Ausbreitung der Wahrheit Trug, Meineid, verworfene Tücke geübt, jedes menschliche Gefühl verleugnet, jedes Menschenrecht niedergetreten zur Einschärfung humaner Gesetze.

Ehe noch der Prophet sich der Gewalt bediente, seine Religion ausserhalb Arabien auszubreiten, fand er es für gut, durch Briefe die Herren der Erde einzuladen, den Islam anzunehmen. Er ließ das Volk in der Moschee zusammenkommen und eröffnete ihm sein Vorhaben. Alle riefen einmüthig aus: „O Apostel Gottes, befiehl nur, du wirst uns immer bereit finden, deine Befehle auszurichten."

Eine Gesandtschaft des Propheten ging an den persischen Hof ab, mit einem Schreiben, das also anfing: „Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes! Mohamed, der Sohn Abdallah, ein Apostel Gottes, an Kosroes, König von Persien." Der Monarch ärgerte sich nicht wenig darüber, daß ein unbekannter Mensch, dessen Namen er kaum kannte, die Verwegenheit hatte, mit ihm sich in Unterhandlungen einlassen zu wollen; er zerriß also sein Schreiben, ohne es zu lesen, und höchst unwillig darüber, daß ein Sklave sich unterstanden habe, sich bis zu seinem Herrn zu erheben, sandte er Befehle an den Statthalter von Yemen, die also lauteten: „Ein gewisser Koreschite hat die Verwegenheit gehabt, mir zu schreiben, und sich die Würde eines göttlichen Gesandten anzumassen. Geh' hin, such' ihn auf, und wende alle Mühe an, ihn von seiner Raserey zu

heilen;

heilen; wofern er aber in seinem Betruge beharren will, so hau' ihm den Kopf ab." Allein der Statthalter, dem dieser blutige Befehl ertheilt wurde, scheint von Mohameds Partei gewesen zu seyn; denn statt den Willen seines Herrn zu vollziehen, spielte er dem Propheten den Brief in die Hände, mit den beigeschriebenen Worten: „Wer auf seiner Hut ist, unterliegt niemals." Zugleich mit dieser geheimen Nachricht erschienen Abgeordnete des Statthalters von Yemen, um den Propheten einzuladen, sich an den persischen Hof zu begeben. Er sprach mit ihnen von seiner Lehre, und entlies sie mit dem Befehle, morgen wieder zu kommen, um seine Antwort zu vernehmen. Als sie weg waren, erschien der Engel Gabriel dem Propheten, und eröffnete ihm eine bevorstehende Revolution im persischen Reiche.

Kosroes, dessen ganzes Leben eine Kette von Siegen und Eroberungen war, verdunkelte den Glanz derselben durch seinen Geitz und seine Grausamkeiten. Die Großen waren seiner Tyranney überdrüssig, und steckten die Fahne der Empörung auf. Sie bemächtigten sich seiner Person, und warfen ihn in ein unterirdisches Loch, in welchem er seine Schätze vergraben hatte. Sein eigener Sohn schlug sich auf die Seite der Empörer, und foderte ihn vor seinen Richterstuhl mit den Worten: „Ich folge, indem ich mich zu deinem Richter aufwerfe, nur deinem eigenen Beispiele. Erinnere dich, daß du deinem eigenen Vater das Leben genommen, nachdem du ihm mit einem glühenden Eisen die Augen hast ausstechen lassen; wenn also dein Sohn ein Verbrechen begeht, so folgt er nur deinen Lehren." Sobald er diese Vorwürfe geendigt hatte, befahl er seinen Trabanten, ihn mit Pfeilen todt zu schießen, und dieser barbarische Befehl wurde auf der Stelle vollzogen.

Am

Am folgenden Tage, als die Abgesandten des Statthalters wieder bei dem Propheten zur Audienz kamen, sprach er zu ihnen: „Gott, mein Herr und Meister, hat den Tod eures Oberherrn befohlen; in dieser Nacht um sieben Uhr ist er gefallen. Geht hin, und meldet es dem, der euch gesandt hat.“ Da der Erfolg die Wahrheit dieser Rede bestätigte, so nahm der Statthalter den Islam an, und alle Perser, die von ihm abhängig waren, folgten seinem Beispiele. — Diese Weissagung ist übrigens die einzige, die sich im Koran befindet.

Da Mohamed als Eroberer immer furchtbarer wurde, so nahmen viele nahe und ferne Könige und Fürsten, die er zur Annahme des Islam auffoderte, seine Gesandten günstig auf, und wagten es nicht, sich ihm zu widersetzen. Viel zu stolz, einen Oberherrn über sich zu erkennen, schickte er sogar eine Gesandtschaft an den Kaiser Heraklius nach Konstantinopel, mit einem Schreiben des Inhalts: „Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes. Mohamed, der Sohn Abdallah, ein Gesandter Gottes, dem Heraklius, dem römischen Kaiser seinen Gruß. Friede sey über demjenigen, welcher den Willen des Allerhöchsten ausübt. Ich lade dich ein, den Islam anzunehmen. Werde ein Moslemin. Gott wird dir einen doppelten Lohn geben, da du im Gegentheil, wenn du meinen Ermahnungen widerstehest, dich der Abgötterei schuldig machst, und einerlei Strafen mit den Heiden empfangen wirst. O Volk des Buchs, nimm eine Art zu reden an, die dich uns näher bringt. Betet so, wie wir, blos den einzigen Gott an, gesellet ihm kein Geschöpf bei, gebt keinem andern geschaffenen Wesen den Titel eines Herrn, der allein Gott zukommt.“ Der Brief endigte sich mit mehreren Stellen aus dem Koran, welche die Absicht ha-

den, die Vortrefflichkeit der neuen Lehre zu beweisen. Dem Gesandten wurde mit vieler Hochachtung begegnet; der Kaiser that mehrere Fragen an ihn, die den Propheten, und vornemlich seine Reise nach dem Himmel betrafen. Die Moslemin behaupten, der Kaiser sey durch alles, was er gehört, so gerührt worden, daß er versucht worden sey, den Islam anzunehmen; ja einige versichern sogar, er habe sich insgeheim zu demselben bekannt. Gewiß ist, daß er mit dem Propheten einen Handlungsvertrag und ein Freundschaftsbündniß schloß, das aber nur so lange Bestand hatte, als das Interesse beider Fürsten es unterhielt.

Jede Beleidigung, die Mohamed erfuhr, reitzte ihn zu blutiger Rache. Als daher der Statthalter von Muta einen seiner Gesandten ermorden ließ, beschloß er sogleich, einen feindlichen Einfall in Syrien zu machen. Said, ehemals sein Sklave, jetzt sein Diener und Freund, erhielt die Oberaufsicht über die heilige Fahne. Unter ihm dienten die edelsten Moslemins, welche Schwärmerei und Raubsucht verleitet hatte, diesen Kreutzzug mitzumachen. Dem Said zur Seite standen zween andere Feldherren, Jaaffar und Abdallah, die den Oberbefehl mit ihm theilten. Als das heilige Heer seinen ganzen Marsch mit Feuer und Flammen bezeichnet hatte, kam es in den Ebenen bei Muta zur Schlacht. Die Griechen hatten sich daselbst mit hunderttausend Mann versammelt, allein obgleich Said nur achttausend Moslemin unter seinem Befehle hatte, so foderte er doch die Feinde zu einem Treffen auf, nnd stürzte sich, mit der Fahne des Islams in der Hand, ins Gedränge, wo er bald, von Wunden bedeckt, leblos zur Erde sank. An seine Stelle trat Jaaffar. Diesem wurde die rechte Hand abgehauen, aber er faßte die heilige Fahne mit der

linken

linken auf. Auch diese Hand wurde von seinem Körper getrennt, und er nahm die Fahne zwischen seinen blutenden Stümmeln, und drückte sie fest an sich; fünfzig Wunden streckten ihn endlich zu Boden. Da ergriff Abdallah, der letzte unter den Feldherren, die Fahne. „Vorwärts, ihr Brüder, rief er mit entschlossenem Muthe, den Sieg oder das Paradies wollen wir erkämpfen!" Aber auch Abdallah fiel, so ehrenvoll als seine Gefährten. Die Fahne sank aus seiner Hand, und Caled rettete sie in dem Augenblicke, als die Feinde sie ergreifen wollten. Neun Schwerdter zerbrachen in seiner Hand, und von Schwärmerey und Heldenmuth gleich stark beseelt, trieb er endlich die überlegenen Schaaren der Christen zurück. Der Sieg war entschieden, Caled hatte ihn errungen. Mit Ruhm und Beute beladen kehrte das Heer im Triumph nach Meddina zurück. Um die Tapferkeit des Helden, der den Kampf so siegreich geendet hatte, zu belohnen, gab ihm der Prophet den Beinamen das Schwerdt Gottes.

11.

Fernere Eroberungen im griechischen Reiche. Wallfahrt nach Mekka. Krankheit des Propheten. Sein Tod.

Das griechische Reich fing um diese Zeit an sich seinem Untergange zu nähern; Mohamed hielt es deswegen für leicht, einige Trümmer desselben zu erobern. Die andächtigen, den Wollüsten ergebenen Kaiser überließen die Regierung der Provinzen habsüchtigen Statthaltern, und aus dem Innern ihrer Paläste ließen sie Befehle ergehen, Menschen zu morden, die sie hätten aufklären sollen. Da einige habsüchtige Statthalter Einfälle in Arabien machten,

so kündigte ihnen Mohamed, statt Genugthuung zu fodern, den Krieg an. Die Zurüstungen foderten große Kosten, und der Araber, der in seinem Lande reich war, hatte keine Mittel, in einem fremden Lande leben zu können. Doch die Freunde des Propheten schossen große Summen dar, und sorgten für alle Bedürfnisse zu dem bevorstehenden Feldzuge.

Obgleich Geldbegierde die herrschende Leidenschaft der Araber war, und ob man ihnen gleich versicherte, daß sie gegen reiche Völker zu Felde zögen, wo eine ansehnliche Beute ihrer wartete, so zeigten sie doch dießmal wenig Neigung, sich unter die Fahnen zu begeben. Und als die Armee Befehl bekam, den Marsch anzutreten, so erscholl ganz Arabien von Klagen und Murren. Die Gegenden, die sie durchziehen mußten, waren ohne Wasser, und die Hitze war brennend. Gerade fiel der Marsch in eine Jahreszeit, wo Getreide und Früchte bald eingesammelt werden sollten. Jeder entfernte sich daher mit Betrübniß von seinen Feldern, die ihm Ueberfluß versprachen, um in sandige und unfruchtbare Wüsten zu marschiren. Aber der Prophet hatte es einmal befohlen, und dem mußte man gehorchen. Die Armee setzte sich also in Bewegung. Als die Moslemin an die Grenze kamen, fanden sie weder Quellen noch Flüsse, um ihren Durst zu löschen; es war daher ein Wunder nöthig, um sie dem Tode zu entreissen. Der Prophet unterließ nicht, sich in dieser Noth als Wunderthäter zu beglaubigen. Seine Spionen entdeckten eine Quelle von springendem Wasser, und sogleich machte er bekannt, daß ihm diese Entdeckung von dem Engel Gabriel geoffenbart worden sey, und diese Versicherung fand keine unglaubigen Ohren. Eine Unwahrheit, die dem Mangel abhilft, wird ohne Prüfung angenommen. Diese reiche Quelle war nicht allein hinreichend, die ganze

Armee nebst den Kameelen zu tränken, sondern auch die heiligen Abwaschungen zu verrichten.

Die Moslemin, nicht zweifelnd, daß ein Heer von Engeln sich unter ihren Fahnen befinde, um mit ihnen zu streiten, kamen vor Tabuk, einer Stadt zwischen Damas und Medina, wo alles im Ueberflusse anzutreffen war. Vor den Mauren derselben empfing Mohamed die Abgeordneten mehrerer Fürsten, die einander in der Entrichtung eines Tributs zuvorzukommen suchten, um seine Waffen von sich abzuwenden. Der Prophet, geschmeichelt durch den Eifer der Völker, erklärte sich für den Besitzer aller Seestädte in Syrien, und alle verpflichteten sich zu einem jährlichen Tribute.

Die mit Reichthümern beladenen Moslemin seufzten nach dem Augenblicke, wo sie wieder nach Arabien zurück kommen konnten, um ihre Beute daselbst zu genießen. Sieger ohne Schwerdtstreich wär es für ihren Ruhm sehr gefährlich gewesen, wenn sie in unbekannten Gegenden weiter hätten vordringen wollen. Denn sobald sich das Gerücht von ihrer Annäherung verbreitete, hatten sich die Griechen weit von den Grenzen Arabiens entfernt, und alle Gegenden verwüster, aus welchen Unterhalt gezogen werden konnte. Mohamed beschloß also nach Medina zurückzukehren, schrieb aber zuvor noch einen Brief an den Kaiser Heraklius, in welchem er ihn ermahnte, sich öffentlich zum Islam zu bekennen. Denn nicht durch die Gewalt der Waffen allein verbreitete der Prophet seinen Ruhm; ein einziger von seinen Briefen wirkte zuweilen mehr, als eine ganze Armee, und sein Reich war um so dauerhafter, jemehr es auf einen heiligen Grund gebauet zu seyn schien. An den König Negus von Abyßinien, dessen Bekehrung zum Islam ihm noch unbekannt war, erließ er folgendes Schreiben:

„Im

„Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes. Mohamed, der Apostel Gottes, an Negus Aschama, König von Abyßinien; seinen Gruß zuvor. Ich wende mich an dich, indem ich Gott lobe, der der Einzige ist, und keinen neben sich hat. Ihm allein gebührt der Name des Heiligen, des Friedfertigen, des Getreuen, des Beschützers, des Starken, des Riesen und des Allergrößten. Lob sey diesem höchsten Wesen, das niemanden neben sich hat. Ich bezeuge, daß Jesus, der Sohn Maria, der Geist Gottes und sein Wort ist, den er in den unbefleckten Schooß der Jungfrau Maria hat herabkommen lassen. Gott hat ihn geschaffen, und hat über ihn gehaucht, so wie er über den gemeinschaftlichen Vater der Menschen gehaucht hat. Ich rufe dich zu dem einigen Gott, der keinen neben sich hat, zu demjenigen, unter dessen Herrschaft alle Wesen stehen. Glaube also an mich, und setze dich in die Zahl derjenigen, die meine Sendung ehren. Ich bin der Gesandte Gottes; ich habe meinen Vetter und einige Moslemin an dich gesandt, daß sie dich unterrichten sollen: sorge für ihren Unterhalt. Was aber dich anbetrifft, so lege deinen Stolz ab und demüthige dich unter die Hand Gottes, zu dem ich dich und alle deine Unterthanen rufe. Nun hab' ich dich ermahnt; mein Geschäft ist erfüllt; mir bleibt nun weiter nichts übrig, als zu wünschen, daß meine Ermahnungen nicht in den Wind gesprochen sind."

Als Negus dieses Schreiben erhielt, legte er es auf seine Augen, stieg von seinem Throne, setzte sich demuthsvoll auf die Erde, und sagte das Glaubensbekenntniß her. Das Schreiben wurde in eine elfenbeinerne Büchse gelegt, und der gerührte Empfänger sagte: so lange Abyßinien im Besitze dieses kostbaren Schreibens sich befinde, werden alle Schätze aus

dessen

dessen Schooße hervorkeimen. Die Antwort die der König ertheilte, lautete also:

„Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes; an Mohamed, den Gesandten Gottes, Negus Aschama. Seinen Gruß zuvor. Friede sey mit dir, o Gesandter Gottes! die Schätze seines Segens und seiner Barmherzigkeit müssen dir immer offen stehen. Es ist kein anderer Gott, außer demjenigen, der mir die Gnade erwiesen hat, daß ich ein Moslemin bin. Ich habe deinen Brief, o Gesandter Gottes, empfangen; ich glaube alles, was du zur Ehre Jesu verkündigest, und ich schwöre bei dem Herrn Himmels und der Erden, daß Jesus selbst keine glänzendere Vorzüge verlangen könnte, als diejenigen sind, die du ihm beilegst. Ich war schon unterrichtet und überzeugt von den Wahrheiten, die du in deinem Briefe vorträgst; ich betheure es aber nochmals, daß du ein Gesandter Gottes bist, und daß dich Gott auf die Erde gesandt hat, um der Wahrheit den Sieg zu bereiten. Ich habe den Eid der Treue in die Hände deines Vetters abgelegt, und ich erneure ihn hiemit vor den Augen deines Abgesandten. Ich sende dir, o Gesandter Gottes, meinen Sohn Ariha; ich bleibe allein, und habe nichts weiter, als den Besitz meiner Seele. Wenn du es für gut befindest und befiehlst, so will ich selbst kommen, und mich dir zu Füßen werfen.“

Solche Briefe mußten allerdings dem Stolze des Propheten schmeicheln, und ihn ermuntern, immer mehrere Proselyten zu machen.

Da er um diese Zeit keine Feinde zu besiegen hatte, so machte er bekannt, daß er im Begriff sey, eine heilige Wallfahrt zur Kaaba in Mekka vorzunehmen. Nachdem er sich gereiniget hatte, salbete er sich den Leib mit den ausgesuchtesten Wohlgerüchen,

und machte sich auf den Weg, begleitet von vierzehn tausend Menschen, und von allen seinen Weibern, die in Sänften von Kameelen getragen wurden. Dieser Zug glich mehr einem weltlichen Triumphe, als einer religiösen Ceremonie. Im Gefolge des Propheten befand sich eine Menge von Kameelen, die zu Opfern bestimmt waren, um dieser Feierlichkeit desto mehr Glanz zu geben. So seltsam und geringfügig uns manches von dem erscheinen mag, was der Prophet auf dieser frommen Wallfahrt und in der heiligen Stadt vornahm, so ehrwürdig ist es seinen Verehrern, die sich noch immer in allen Punkten genau nach seinem Vorbilde richten.

Mit dem Anbruche der Morgenröthe begab sich Mohamed, nach der Ankunft in Mekka, in die Kaaba, wo er mit Andacht den schwarzen Stein küßte, der als ein heiliges Denkmal betrachtet wird. Er that einen siebenmaligen Zug um den Tempel, wobei er bisweilen ganz langsam, bisweilen sehr geschwind einherging. Von einer Entfernung zur andern sind Pfeiler aufgerichtet, die zur Bestimmung der Bewegung dieses Ganges dienen. Darauf kehrte er zu dem schwarzen Steine zurück, und küßte ihn zum zweitenmale. Nach dieser Ceremonie begab er sich an den Platz Abrahams, und von da auf das Gebürge Safa. Auf dieser Höhe richtete er seine Augen gegen die Kaaba, und sagte dabei die Glaubensformel her: Gott ist groß u. s. w. Dabei setzte er den Gebrauch fest, daß man siebenmal zwischen den Bergen Safa und Merva hin und her läuft, mit genauer Bezeichnung derjenigen Stellen, wo man mit aller Geschwindigkeit laufen, oder stille stehen und hinter sich sehen muß.

Gegen das Ende des Tages begab sich der Prophet auf den Berg Trafat, wo er dem Volke, das

voll

voll Verlangen war ihn zu hören, predigte. Hier unterrichtete er es bis zu Sonnenuntergang in den heiligen Gebräuchen, dann besuchte er noch das Bethaus von Mordasila und darauf das Thal Muna, wo er das öffentliche Gebet verrichtet. Hier schlief er ein, ohne ein anderes Bette zu haben, als die bloße Erde. Die Ermüdung des Tages verschaffte ihm einen angenehmen Schlaf bis zu Sonnenaufgang, wo er sich in die Kaaba begab, um daselbst das Morgengebet zu verrichten. Sodann verließ er sie, um in das Thal Muna zu gehen, und daselbst den Satan mit Steinen zu werfen. Als er an dem zu den Opfern bestimmten Orte angekommen war, hielt er eine Rede an das Volk, und unterrichtete es in der Art und Weise, wie die Opfer zu schlachten seyen. Darum ließ er folgende Stelle des Koran vom Himmel herab kommen: „Unglück über die Abtrünnigen! ihr habt euch nicht vor ihnen zu fürchten; ich allein bin derjenige, dessen Rache ihr zu fürchten habt. Heute erklär' ich mich für den Beschützer der Religion, die ihr bekennet; dieß ist der Tag, an welchem ich die ganze Fülle meiner Gnade über euch ausgieße. Bekennt euch zum Islam; dieß ist das einzige Mittel, meiner Wohlthaten würdig zu werden".

Alle, die den Propheten hörten, fielen in eine Art von Entzückung, und vergoßen einen Strom von Thränen; selbst sein Kameel warf sich voll Ehrfurcht zur Erde. Der Ort, wo es auf die Kniee sank, flößt noch jetzt den Moslemin eine große Ehrfurcht ein.

Ali war bei dieser Feierlichkeit nicht zugegen, weil er gegen einige Feinde des Propheten zu Felde lag. Nachdem er sie besiegt hatte, kam er, im Gewande des Pilgers, nach Mekka. Aus Herablassung

gegen

gegen seinen getreuen Jünger erneuerte Mohamed die Opfer. Drei und sechzig Kameele wurden geschlachtet, und eine eben so große Anzahl von Sklaven wurde in Freiheit gesetzt, weil dieß die Zahl der Lebensjahre des Propheten war. Nachdem dieß Opfer vollendet war, schlachtete Ali in seinem Namen sieben und dreißig Kameele, um die Zahl von hundert voll zu machen. Das geschlachtete Vieh wurde dem Propheten aufgetragen, der nun seinen Liebling Ali als Gast aufnahm; dabei tranken sie nichts als Wasser aus dem Brunnen Zemzem, und verschmähten jedes köstlichere Getränk. Als die Mahlzeit zu Ende war, begaben sie sich in die Kaaba, und hielten einen siebenmaligen Umgang. Das Volk wurde außerordentlich gerührt durch die Demuth und das inbrünstige Gebet, das der Prophet auf dem Berge Arafal verrichtete, um die Sünder ihre Pflichten zu lehren. Es giebt auch, nach der Meinung der Moslemin, kein wirksameres Gebet, als dasjenige, welches auf dem Berge Arafal gesprochen wird. Adam und Eva sollen, nach der Vertreibung aus dem Paradiese, sechs und zwanzig Jahre von einander getrennt gelebt haben, um ihren Ungehorsam zu beweinen. Auf dem Gipfel dieses Berges kamen sie endlich wieder zusammen, und seitdem ist dieser Ort dem Gebet und der Buße geweiht gewesen, sagt die Legende.

Mohamed nahm, während seines Aufenthaltes in Mekka, noch mancherlei andere Religionshandlungen vor, und machte verschiedene Verordnungen, die noch heut zu Tage gelten. Dann verabschiedete er sich von dem Volke, zu dem er geredet hatte, und kehrte nach Medina zurück. Er sah Mekka nicht wieder, denn bald nach seiner Ankunft in Medina überfiel ihn eine Krankheit, die seinen Körper aufs heftigste erschütterte. In seinen Adern wühlte ein geheimes

heimes Gift, und er konnte sich die Abnahme seiner Kräfte nicht mehr verhehlen. Er vermuthete, daß er von einer Jüdin durch einen Hammelsbraten vergiftet worden sey. Allein diese Beschuldigung ist nicht erwiesen, und es läßt sich vielmehr mit größter Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die ganze Vergiftungsgeschichte eine leere Einbildung war. Von Unruhen und Strapatzen geschwächt, hatte er schon seit einigen Jahren gekränkelt, und einige epileptische Zufälle, die ihn befielen, brachten ihn ohne Zweifel auf den sonderbaren Einfall, daß er vergiftet worden sey. Den Nachrichten glaubwürdiger Geschichtschreiber zufolge starb er eigentlich an einem vierzehntägigen Fieber, das ihn zuweilen des Gebrauchs seines Verstandes beraubte.

In den Bewegungen und Worten eines Sterbenden, der eine so große Rolle auf dem Schauplatze der Welt gespielt hat, ist nichts gleichgültig. In lichtvollen Augenblicken zeigte er sich fortdauernd als den großen Schwärmer, der er Zeit seines Lebens war. Immer mit der Ausbreitung seiner Lehre beschäftigt, gab er jetzt, da er selbst nicht mehr zu kämpfen vermochte, die Fahne des Islam dem Osama, einem tapfern Anführer von erst zwanzig Jahren, mit den Worten: „Führe muthig den heiligen Krieg fort, und schlage unermüdet diejenigen, welche die Einheit des allerhöchsten Gottes nicht erkennen wollen.“ Oefters fühlte er sich von so heftigen Kopfschmerzen, und zugleich von einem so starken Fieber befallen, daß er auf einige Zeit das Bewußtseyn verlor. Man konnte ihn nicht von einem Orte zum andern bringen, ohne ihm die grausamsten Schmerzen zu verursachen. Zuweilen war die Fieberhitze so heftig, daß man ihm nicht den Puls fühlen noch die Hand auf seine Brust legen konnte,

ohne

ohne ihm eine unmäßige Hitze zu erregen. Von Zeit zu Zeit rief er aus: „Kein Prophet hat jemals solche heftige Martern ausgestanden, allein die Belohnung, die mich erwartet, wird auch der Größe meiner Leiden angemessen seyn.“ Weil er große Kenntnisse in der Arzneikunst zu besitzen glaubte, so befahl er, daß man ihm kaltes Wasser über den Leib giessen solle, um die Hitze seines Fiebers zu lindern. Dieses Mittel verschaffte ihm einige Erleichterung, so daß er am folgenden Tage im Stande war, in der Moschee zu predigen, wohin er sich, gestützt auf zwei seiner Vertrauten, begab. Nachdem sie ihn auf der Kanzel niedergesetzt hatten, flehte er zu dem Höchsten um Vergebung seiner Sünden, und sprach dann zu dem Volke: „Getreue Moslemin! Wenn ich einen unter euch zu peitschen befohlen habe, so biet' ich euch meinen Rücken dar, daß er mir eben so viele Schläge darauf giebt, als ich ihm zu geben verordnet habe. Wenn ich Jemanden etwas zu Leide gethan, wenn ich seine Ehre dadurch gekränkt habe, daß ich ihm schimpfliche Strafen auferlegte, so überlaß ich meine Bestrafung der Strenge seines Urtheils. Wenn sich Jemand beklagen kann, daß ich ihm seine Güter geraubt habe, so bring' ich ihm hier meine Schätze, daß er ungestraft daraus schöpfe. Ich wag' es zu behaupten, daß ich niemals das Vergnügen der Rachgier gekannt habe, und daß mein Herz nur für die Süßigkeiten der Freundschaft empfänglich gewesen ist.“

Als der Prophet das Mittagsgebet verrichtet hatte, trat ein Privatmann zu ihm, und bat ihn um drei Drachmen, die er ihm schuldig wäre. Diese gab er ihm mit den Worten: „Es ist besser Demüthigungen auf der Welt zu erfahren, als Quaalen in der Ewigkeit ausstehen zu müssen.“ Sein Testament war der Ausdruck derselben Gesinnungen, die

er

er während seines ganzen Lebens an den Tag gelegt hatte. „Jagt die Götzendiener aus der ganzen Halbinsel von Arabien, sprach er zu den Vollziehern seines letzten Willens; bestätiget meinen neuen Schülern die Vorrechte, mit welchen ich sie begnadiget habe; widmet euch unaufhörlich dem Gebete.“ Diese drei Artikel werden noch jetzt auf das heiligste beobachtet.

Mohamed bereitete sich zu seinem Tode mit einer Andacht vor, die alle Umstehenden erbaute. Sein Tod selbst verursachte ihm keine Bangigkeit; mit unerschütterlicher Festigkeit sah er der allmählichen Auflösung seines Körpers entgegen. Er gab allen seinen Sklaven die Freiheit, tröstete seine weinenden Weiber und Freunde, und verordnete die Einrichtung seines Begräbnißes, wobei er auch nicht den kleinsten Umstand vergaß. Schon durch seine Krankheit gänzlich entkräftet, unterzog er sich doch noch bis zum dritten Tage vor seinem Tode allen ihm obliegenden öffentlichen Geschäften; besonders vergaß er nicht die Pflicht des öffentlichen Gebets. Da er sich zu entkräftet fühlte, das Freitagsgebet selbst zu verrichten, so trug er es dem Abubeker auf. Aber kaum hatte dieser den Rednerstuhl betreten und einige Gebete ausgesprochen, so ließ er sich, um nicht einen Andern sein Amt verrichten zu lassen, in die Moschee führen. Ein rührender Anblick, den durch seine Leiden ganz entkräfteten Propheten zu sehen, wie er seiner Schwäche vergißt, um dem höchsten Wesen Ehrenbezeugungen zu beweisen, von welchen ihn seine Krankheit freizusprechen schien. Sein Anblick preßte allen Anwesenden Thränen aus. Sogleich hielt auch Abubeker, von heiliger Ehrfurcht durchdrungen, mit seinem Gebete inne, das er schon angefangen hatte. Allein der bescheidene Prophet befahl ihm fortzufahren. Seine erschöpften Kräfte erlaubten ihm auch nicht lange,

sich

sich aufrecht zu erhalten; er setzte sich an Abubekers Seite nieder, der aber ehrerbietig aufstand, und so wie sein Gebieter das Gebet mit leiser Stimme verrichtete, es dem Volke wiederholte, das ohne Aufhören die Augen auf den Apostel gerichtet hatte.

Hierauf kamen mehrere Officiere, die im Begriff standen in den heiligen Krieg zu ziehen, mit ihrem Anführer Osama, um die letzten Befehle des Propheten zu empfangen. Von diesen nahm er Abschied, und die Vorschriften, die er ihnen ertheilte, bestimmten noch ihre Kriegsoperationen, als er ins Grab gesenkt wurde.

Der Engel Gabriel stattete häufige Besuche bei dem Kranken ab, der aber allein das Vorrecht besaß, sie empfinden zu können. Dieser himmlische Tröster hielt sich bei seinem Bette verborgen, und während er den Propheten an seine künftige Größe erinnerte, zeigte sich der Engel des Todes an der Thür des Zimmers, in das er aber aus Ehrfurcht zu treten das Herz nicht hatte. Als ihn Gabriel erblickte, sagte er zu dem Kranken: „Dieß ist der Diener des Todes, der sich nicht unterstehet hereinzukommen, bis er erst die Erlaubniß dazu erhält; du bist der Einzige, gegen den er so viele Hochachtung beweißt. Kein Sterblicher hat jemals dieses Vorrecht genossen, und keiner wird es auch jemals nach dir genießen.“ Hierauf antwortete der Prophet, ohne alle Unruhe, in dem Tone eines Herrn, der seinem Sklaven gebietet: „Er soll hereinkommen, ich erlaub' es ihm.“ Dieser schreckliche Engel, sonst immer gewohnt zu befehlen und Gehorsam zu verlangen, legte jetzt allen seinen Stolz ab, und sprach voll Demuth: „O Mohamed, Gott sendet mich, um deine Befehle zu vollziehen. Wenn du mir befiehlst, daß ich deine Seele zu mir nehme, so werd' ich gehorchen; willst

du

du aber, daß sie noch länger im Gefängniße des Leibes bleibe, so wird es ebenfalls geschehen.“ Gabriel versicherte darauf den Propheten, Gott trage ein großes Verlangen ihn zu sehen und zu besitzen. Eine so schmeichelhafte Versicherung bestimmte den Propheten, voll Würde dem Engel des Todes zu befehlen, seine Seele hinweg zu nehmen.

Alle diese kleinen Umstände sind von den ersten Jüngern des Propheten erzählt worden, und finden noch jetzt Glauben. Das Wahre ist, daß der Sterbende mit Fassung die entscheidende Stunde herrannahen sah. Seine schwärmerische Sehnsucht nach den Freuden des Paradieses nahm mit jeder Stunde zu; lebendig blieb seine Hoffnung auf die Liebe und Güte Gottes, seines Vaters. Einige fantastische Ausschweifungen, die sich der Sterbende zu Schulden kommen ließ, mögen ihm vergeben werden. Auf einem Teppich ausgebreitet lag er, und erwartete sehnsuchtsvoll die Stunde, die seinen fesselfreien Geist in die Hände des Ewigen ergeben sollte. Sein Kopf ruhte auf dem Schooße der geliebtesten seiner Weiber. Fassung und männlicher Muth blieben ihm eigen, je näher der große Augenblick kam, und jemehr körperlicher Schmerz demselben vorher ging. Endlich erschien die Stunde der Auflösung. Mit unwandelbarer Ruhe und mit festem Blick, obgleich mit brechendem Auge und mit stotternder Stimme, rief er noch einmal aus: „Gott, vergieb mir meine Sünden! Ja ich gehe zu meinen Mitbürgern dort oben.“ Dieß waren seine letzten Worte. Er starb im zehenten Jahre der Hedschrah, nach der christlichen Zeitrechnung im May des Jahres sechshundert und zwei und dreissig, in einem Alter von drei und sechzig Jahren.

12.

Begräbniß und Verehrung des Propheten. Würdigung desselben.

Als der Tod des Propheten bekannt wurde, bemächtigte sich Schmerz und Verzweiflung Aller Gemüther. Niemand wollte es glauben; Alle erwarteten sein Wiederaufleben, denn der große Haufe, der gewohnt war, in ihm einen erhabenen, von den Schwachheiten der Menschheit ganz freien Geist zu verehren, konnte sich nicht entschließen zu glauben, daß er das gemeine Schicksal habe erfahren müssen. Der wilde Omar, ein tapferer Soldat aber schlechter Raisonneur, behauptete, daß er noch unter dem Todtentuche athme, und daß sich seine Augen bald wieder dem Tageslichte öffnen würden. Er drohte jedem den Tod, der frech genug wäre zu behaupten, daß der Prophet sterblich sey. Die Klügern wollten doch dem Omar nicht geradezu beipflichten, und die getheilten Gemüther fingen schon an, auf einander erbittert zu werden, als Abubeker, dem sein Alter und seine Sitten Hochachtung erwarben, sich in die Versammlung des Volks begab, und also sprach: „O ihr Araber, seyd ihr Anbeter Mohameds oder Gottes, den er euch zu verkündigen in die Welt gekommen ist? Nein, es ist nicht Mohamed, den wir verehren, sondern Gott, den er uns kennen lehrte. Dieser Gott lebt ewig, aber Mohamed war ein Sterblicher, wie wir; und mehr wollte er auch nicht seyn. Er hat das allgemeine Loos der Sterblichkeit getragen, und der Natur ihren letzten Zoll bezahlt. Hat er je behauptet, er werde ewig leben? Laßt uns sein Andenken ehren, seine Lehren befolgen, und ihm das

Glück

Glück des Paradieses gönnen, dem sein Geist entgegen geeilt ist."

Diese Rede besänftigte die Gemüther, und Omar war der erste, der seinen Irrthümern entsagte. Auch Abbas, der Oheim des Propheten, bestätigte diese schmerzhafte Wahrheit. Der Leztere ordnete die Leichenceremonien an. Der Leichnam wurde öffentlich zur Schau ausgesetzt, und zwar unter einem prächtigen Gezelt, wo die Andächtigen eine Legion von Engeln zu sehen glaubten, welche die Wache vor demselben hielten. Zufolge eines Privilegiums, das der Prophet dem Ali ertheilt hatte, reinigte ihn dieser; doch beobachtete er dabei die Vorsicht, daß er seine Augen nicht auf die Theile blicken ließ, welche die Schaamhaftigkeit zu verbergen befiehlt. Diesen Befehl hatte ihm der Prophet vor seinem Tode gegeben. Hierauf wurde sein Leichnam mit Kampher, Bisam, Ambra und mit den ausgesuchtesten Specereyen einbalsamirt.

Die Mekkaner wollten den Leichnam des Propheten in ihre Stadt zurück bringen, die Medinenser aber ihn behalten. Einige thaten den Vorschlag, daß man ihn nach Jerusalem bringen lassen sollte, als den Ort, der vom Anfang der Welt an zu dem Begräbnisse der Propheten bestimmt gewesen sey. Abubeker machte den Streitigkeiten, die sich darüber erhoben, ein Ende, indem er versicherte, daß ihm der Entschlafene mehrmals in seinem Leben eröffnet habe, ein Prophet müsse an dem Orte begraben werden, wo er gestorben sey. Und so wurde denn Mohamed auf der Stelle, wo er sein Leben geschlossen hatte, in eine Gruft versenkt. Als die Beerdigungsceremonie zu Ende war, trat Fatime an das Grab ihres Vaters, benezte es mit ihren Thränen und sprach: „O du theurer Urheber meines Daseyns, du Apostel und Prophet des Gottes der Barmherzigkeit, also werden wir auf immer

der

der göttlichen Offenbarungen beraubt seyn, und der Engel Gabriel wird nicht mehr auf die Erde herabsteigen, um den Willen des Höchsten auf derselben bekannt zu machen? O mein Gott, würdige mich der Gnade, dem Erklärer deiner heiligen Gesetze nachfolgen zu können, und mit ihm wieder vereiniget zu werden." Darauf raffte sie ein wenig Erde von dem Grabe zusammen, hielt es unter die Nase und rief: „O des süßen Geruchs! Wer die Anmuth dieses Geruches empfindet, wird fühllos gegen alle andere Wohlgerüche seyn." Soffia, die Muhme des Propheten, hielt ihm eine Leichenrede in gereimten Versen, und alle seine Gemahlinnen schmückten die Gruft mit Blumen der Dichtkunst. Noch jetzt wallfahrten Pilgrime aus allen Gegenden, wo Moslemins wohnen, nach des Propheten einfachem Grabe, und legen daselbst ihre Gelübde und Gebete nieder.

Die Ehrfurcht gegen den Propheten erstreckte sich auf alles, was ihm angehörte. Seine gleichgültigsten Worte wurden gesammelt, und nach seinem Tode als eben so viele heilige Grundsätze verehrt. Auch seine zweideutigsten Handlungen galten als Vorschriften des Verhaltens, und was ihm zugehörte, wurde als eine kostbare Reliquie mit hoher Ehrfurcht betrachtet. Sein Hemd wird mit der größten Ehrerbietung in Kairo aufgehoben, und bei allen Feierlichkeiten trägt man es in Procession herum. Die arabischen Erklärer des Koran haben nicht unterlassen zu berichten, daß der Prophet drei Arten von Pechmützen hatte, die er über seinem Turban, und bisweilen ohne Turban bei seinen kriegerischen Unternehmungen getragen habe. Sogar die Namen von seinen Degen haben sie aufbewahrt. Der eine hieß der Durchdringende, der andere der Schneidende, der dritte der Donnernde u. s. w. Man hat auch ein

genaues

genaues Verzeichniß von seinen Köchern, Bogen, Küraſſen, Schilden, Sturmhauben und Picken, ja ſogar von ſeinen Stöcken, unter welchen einer iſt, der eine große Ehrfurcht erregt, weil ſich Mohamed ſeiner bediente, als er dreihundert und ſechzig Götzenbilder, die um die Kaaba herum angebetet wurden, zu Boden ſtürzte. Selbſt die Thiere des Propheten nahmen Theil an der Verehrung, die der große Haufe gegen ihren Herrn hegte. Der Name aller ſeiner Mauleſel iſt auf die Nachkommen fortgepflanzt worden. Einer derſelben hieß der Lebhafte; mit dieſem hatte ihm der Statthalter von Egypten ein Geſchenk gemacht. Als ihn das Alter der Zähne beraubt hatte, wurde er mit Gerſtenmehl gefüttert, und nach dem Tode des Propheten machten ſich Ali und ſeine beiden Söhne eine Ehre daraus, ihn zu reiten. Die andern führten auch beſondere Namen, welche ihre Eigenſchaften bezeichneten; einer hieß der Silberne, wegen ſeiner weiſſen Farbe. Die Eſel des Propheten bekamen ebenfalls Antheil an ſeiner Unſterblichkeit. Jafu, mit dem Beinamen der Kühne, wurde von ihm beſtiegen, ſo oft er einen Beſuch bei ſeinen Geſellſchaftern ablegte. Dieſes gelehrige Thier hatte einen Verſtand, der weit über den Verſtand gemeiner Eſel ging. Gefällig und ohne Tücke klopfte er ſelbſt an die Thür desjenigen, den ſein Herr beſuchen wollte, um ihm die Mühe des Abſteigens zu erſparen. Im Schmerz über den Tod ſeines Herrn rannte dieſer Eſel wie raſend durch Ebenen und über Berge, und ſtürzte aus Verzweiflung in einen Brunnen. Der Prophet hatte auch vier weibliche Kameele, deren Andenken den Moslemin ſehr ſchätzbar iſt. Sie alle waren beſtimmt, ihm nach der Reihe zum Reiten zu dienen; jedes andere Geſchäft würde ſie erniedriget haben. Im Felde hatte der Prophet vier an-

dere, die seinen Weibern Milch und Rahm gaben. Ueberdieß unterhielt er hundert Schaafe und sieben Ziegen, deren Huth seiner Amme anvertrauet war.

Von dem außerordentlichen Manne selbst, der eine so große Revolution bewirkte, haben seine Verehrer die glänzendste Schilderung hinterlassen. Nach ihnen war er der erste unter den Propheten in der Reihe der Schöpfung, und der letzte in der Ordnung der Sendung. Alle mit Vernunft begabte Wesen, seit Adam, sind nur dazu geschaffen worden, um seine Siege und seinen Ruhm vorzubereiten. Sein Name war seit dem Ursprunge der Zeiten am Throne Gottes angeschrieben; der Himmel verrichtete Wunder zur Bekanntmachung seiner Geburt; Satan wurde aus den Wohnungen der Gottheit gestürzt; der Charakter eines Propheten war dem außerordentlichen Manne auf die Schulter eingedrückt; die Engel öffneten seine Brust, um die Erbsünde aus derselben herauszunehmen. So wie er das Licht der Welt erblickte, übertraf er alle Menschen an Verstand. Er vereinigte in sich alle Gaben des Genies, und ob er gleich nie studirt hatte, so entdeckte er doch die größten Geheimnisse in den Wissenschaften, und die verborgensten Geheimnisse in der Natur.

Ganz anders, als die Verehrer des Propheten, urtheilen von ihm natürlich christliche Schriftsteller, allein es ist schwer, seinen Charakter richtig zu zeichnen. Seine Thaten liegen vor uns, aber zu ihrer moralischen Würdigung wäre es nöthig, des Propheten Herz, und die innersten Geheimnisse seines Gemüths zu durchschauen. Die Geschichte verläßt uns hier; Psychologie, Philosophie, Menschenkunde mögen allein durch vernünftige Muthmaßungen ihren Mangel ersetzen. Doch über die Gaben und Talente Mohameds können wir, nach den unverwerflichsten

Zeug-

Zeugnißen und nach seinen Werken, ein historisch begründetes Urtheil fällen. Er erscheint uns als ein Mann, welchem die Natur nicht einen jener innerlichen und äußerlichen Vorzüge versagt hatte, welche dem Mann des Volks, dem kräftigen Reformator nöthig sind. Schönheit, Adel im Antlitz und Gestalt, Imponirendes und zugleich Anziehendes im Blick und Geberde; Wohllaut, Vollton der Stimme; hiezu ein scharfer Verstand, schnelles Urtheil, lebendiges Gefühl, reiche und glühende Phantasie, und (die Frucht von dem allem) ein nie erschöpfter Strom natürlicher Beredsamkeit, deren siegreicher Nachdruck durch jene äußere Gaben verstärkt wurde; endlich Kühnheit, Beharrlichkeit, hohe Genialität, genährt durch einsame Betrachtung, beflügelt durch den Geist der Schwärmerei: dieß sind unverkennbar die wesentlichen Kennzeichen des Propheten. Er wollte den Götzendienst verbannen und that es. Um es kraftvoll zu wollen, mußte er Schwärmer, um es zu können, mußte er alles seyn, was ihn jedesmal einen Schritt weiter zu bringen vermochte. Auf diese Weise lassen sich Mohameds Handlungen an der Spitze eines Heeres, als Anführer, Fürst und Lehrer zwar nicht überall rechtfertigen, aber doch entschuldigen. Getrieben von Umständen und Temperament konnte er nicht wohl anders handeln.

In dem Privatleben des ausgezeichneten Mannes erblicken wir viele schöne, nachahmungswürdige Züge. Der Mann, dessen Wille einer ganzen Nation als Gesetz galt, der an der Spitze seiner für ihn enthusiasmirten Getreuen ganz nach uneingeschränkter Willkühr handeln konnte, mißbrauchte doch nie die ihm anvertraute Gewalt zum Schaden seiner Untergebenen. Sey es, daß ihn Politik zu dieser Handlungsweise ganz vorzüglich bestimmte, so zeigen doch

 mehrere:

mehrere seiner Verordnungen, daß er auch von einer Herzensgüte beseelt war, die sich schämte, mehr zu nehmen als recht ist. Mohamed besaß als Fürst und Herr eine unumschränkte Gewalt, und dennoch enthielt er sich aller königlichen Ehrenzeichen, und verachtete den lästigen Pomp, der die Herzen seiner Unterthanen von ihm entfernt hätte. Nur wenn er bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich erschien, suchte er es Andern in Pracht der Kleidung zuvorzuthun, nicht sowohl aus Geschmack, den er etwa an dem orientalischen Stolz gehabt hätte, sondern blos um die Augen des großen Haufen zu blenden. Sein größter Staat bestand in einem tuchenen, mit Seide eingefaßten Unterkleide, mit welchem ihm der Kaiser Heraklius ein Geschenk gemacht hatte. Aber im Lager und unter dem Gezelte gab er ein Beispiel der größten Prachtlosigkeit, denn seine ganze militairische Equipage bestand in einem kleinen Spiegel, in einem Kamme von Meerschildkröte, in einer Scheere, und in einem Zahnstocher. In seinem Hause lebte er als stiller friedlicher Bürger, der sich Frugalität zum Gesetz gemacht hatte. Er selbst übernahm die niedrigsten Hausdienste, kehrte den Boden, legte Feuer auf dem Heerde an, molk seine Schaafe, und besserte mit eigener Hand seine Schuhe und sein wollenes Kleid aus. Arabische Gastfreundschaft fand man in seinem Hause, aber keine luxuriöse Verschwendung. Seine Lebensart war mäßig und nüchtern. Er trank nie Wein, und machte deshalb den Genuß dieses Getränks zu einem religiösen Verbot. Gerstenbrod, Datteln und Wasser waren seine tägliche Kost; nur bei feierlichen Gelegenheiten genoß er Honig und Milch. Auffallend waren seine Ausschweifungen im Genusse sinnlicher Liebe, besonders in spateren Jahren. Er hatte siebenzehn Weiber, unter denen Ajascha,

die

die Tochter Abubekers, die ihn überlebte, seine Favoritin war. Aber nur seiner ersten Gattin, der Matrone Kadidschah, war er unveränderlich treu geblieben. Er konnte sie nie vergessen: selbst in den Armen der schönen, liebeathmenden Ajascha dachte er an sie mit der Sehnsucht eines Liebenden. Erst nach ihrem Tode ergab er sich dem Hange zu abwechselnden wollüstigen Freuden. Selbst Ajascha wurde eifersüchtig, wenn er die Vorzüge der entschlafenen Matrone mit allem Feuer eines entzückten Liebhabers erhob. „Sie war alt, sprach die Favoritin empfindlich, du hast ja jetzt schönere und bessere Weiber." — „Schönere wohl, aber keine bessere, erwiederte Mohamed. Dankbarkeit und Liebe fesseln mich an die Unvergeßliche. Sie hat meiner nicht gespottet, als die Menschen mich verachteten. Sie hat mich aufgenommen, als die Welt mich verstieß, hat meinem Kummer abgeholfen, als ich arm war. Das werd' ich nie vergessen. Bei Gott, es giebt kein besseres Weib, als Kadidschah war, und ich segne ihr Andenken."

Mohamed hinterließ keinen Sohn, der seine Macht hätte erben können. Da er selbst wegen der Nachfolge nichts verordnet hatte, so bewarben sich Abubeker, Omar und Ali am meisten darum. Die gegründetsten Ansprüche hatte der letztere, des Propheten Verwandter und Eidam, der frühesten Bekenner Einer, in der Stunde der Gefahr sein Retter, dann fortwährend sein feurigster, heldenmüthigster Kämpfer, den er schon bei dem Antritte des öffentlichen Lehramts zu seinem Stellvertreter erhoben hatte. Allein die nächsten Verwandten des Propheten wollten es, bei der Bestimmung seines Nachfolgers, durchaus nicht auf das Erbrecht ankommen lassen, und während ihrer Uneinigkeit wußte es Mohameds Wittwe Ajascha so einzuleiten, daß ihr Vater Abu-

beker

beker zum Nachfolger Mohameds, oder, der mohamedanischen Kanzleisprache zufolge, zum Gesandten Gottes, zum Kalifen, ernannt wurde. Unter seiner klugen Anführung nahmen es die Araber mit den Byzantinern in einem förmlichen Kriege auf, in welchem es Religionsgesetz war, das Schwerdt im Blute der Feinde, die ihren Glauben nicht annehmen wollten, zu röthen. Täglich ward ihr Uebergewicht glänzender und entscheidender. Unter Omar, dem zweiten Kalifen, eroberten sie in kurzer Zeit ganz Syrien und Palästina, und so breiteten sie allmählich (der ferneren Progressen in Asien nicht zu gedenken) unter den folgenden Eroberern ihre Herrschaft durch das nördliche Afrika aus, setzten über die Meerenge bei Gibraltar, machten sich zum Meister von Spanien, und stifteten ein großes Weltreich, das sich durch alle drei Erdtheile erstreckte.

Zweite Abtheilung.

Biographische Fragmente.

I. Der heilige Martin.

Seit Jahrhunderten war der Martinstag, oder vielmehr der Martinsabend, für manche deutsche Stadt ein Fest, auf welches sich Alt und Jung freute. Für beide Konfessionsverwandte ist es ein Erinnerungsfest an ehrwürdige Männer. Der große Reformator Martin Luther war am zehnten November geboren, und den Katholiken ist der heilige Martin oder Martin Bischof ebenfalls ein Mann, des dankbaren Andenkens werth.

Von heidnischen Eltern ward der heilige Martin, im vierten christlichen Jahrhundert, in Pannonien (Ungarn) geboren. Schon frühe äusserte er eine lebhafte Neigung zum Christenthum, allein sein heidnischer Vater sah dieß sehr ungerne, und zwang ihn in seinem fünfzehenten Jahre, bei dem Heere des Kaisers Julian Kriegsdienste zu nehmen. Drei und zwanzig Jahre lang trug er die Waffen, und führte dabei ein sehr stilles und eingezogenes Leben. Dann ver-

verließ er die Armee, trat öffentlich zum Christenthume über, und begab sich zum Hilarius, damaligen Bischof von Poitiers in Frankreich. Die Geschichte erzählt aus seiner Jugend mehrere edle und menschenfreundliche Handlungen. Besonders mag er für die damaligen Zeiten ein sehr aufgeklärter Mann gewesen seyn. Er suchte unter den Christen den Aberglauben zu verdrängen, und die Heiden zum Christenthume zu bekehren. Einstimmig wurde er im Jahr 370 zum Bischofe von Tours erwählt. Da er aus Bescheidenheit diese Stelle nicht annehmen wollte, so verbarg er sich (der Sage nach) in eine Gegend, wo man Gänse aufbewahrte. Man suchte ihn des Abends mit Fackeln, und siehe da! die Gänse verriethen ihn durch ihr Schnattern. Dieser Sage mag der Gebrauch seine Entstehung zu danken haben, daß jährlich in verschiedenen deutschen Städten am Martinsabend, ehemals fröhliche Kinderhaufen mit brennenden Lichtern die Straßen durchzogen, unter dem jubelnden Gesang: „Gickgack — schneid't der Gans das Bein ab ꝛc.“

Der heilige Martin soll das Amt eines Bischofs sechs und zwanzig Jahre lang rühmlich verwaltet haben, und in einem Alter von ein und achtzig Jahren gestorben seyn. Besonders haben diesen Martin Bischof seine toleranten und menschlichen Gesinnungen und Handlungen des Andenkens würdig gemacht; denn als unter dem Kaiser Maximus viele Bischöfe die sogenannten Ketzer verfolgten und auf das grausamste peinigten, nahm er sich ihrer auf das menschenfreundlichste an, und bat den Kaiser, ihrer zu schonen, und sie bloß von der gemeinschafttichen Kirche auszuschließen. Das Erzstift Mainz, so wie das unter demselben stehende Stift Würzburg erwählten ihn in der Folge zu ihrem Schutzpatron; daher auch ihm

in

in diesen beiden Stiftern viele Kirchen geweihet sind, und sein Bild in das alte Mainzer Wappen aufgenommen wurde. Ihm zu Ehren wurde jährlich ein Fest veranstaltet, an welchem die Geistlichen reichlicher als sonst gespeiset wurden, und auf deren Tafeln die Gänse, Martinsgänse genannt, welche gewöhnlich um diese Zeit fett und schmackhaft sind, ein Hauptgericht ausmachten. Von diesen Schmausereien rühren wohl auch die Martinshörner, ein Backwerk, der Martinswein, die Martinslichter ꝛc. so wie allerlei dergleichen Gewohnheiten dieser Zeit in verschiedenen Gegenden her.

So wurde der heilige Martin Bischof der Stifter eines Festes, was, sonst mehr wie jetzt, dem häuslichen Vergnügen gewidmet war, und ebenfalls sonst mehr mit mancherlei Feierlichkeiten verbunden war, die aber des Mißbrauchs, und des dabei getriebenen Unfugs halber, aufhören mußten.

Die Legende erzählt von dem heiligen Martin viele Wunder, welche er lebend und nach seinem Tode verrichtet haben soll. So soll er einst einen bösen Geist gezwungen haben, daß er einen besessenen Menschen durch den natürlichen Gang verlassen mußte. Eben so sollen seine Reliquien große Wunder gethan haben; denn nachdem sie einst in Frankreich wären herumgetragen und zu Auxerre in die Kirche des heiligen Germanus, nahe an dessen Sarge, niedergesetzt worden, hätten sich ganz außerordentliche Dinge ereignet. Da man zweifelhaft gewesen, wem die Wunder eigentlich zuzuschreiben wären, ob dem heiligen Martin oder dem heiligen Germanus, so habe man, um zur Gewißheit zu kommen, einen Aussätzigen zwischen beide Särge gelegt. Und weil dann der Aussätzige nur an der Seite wäre heil geworden, mit welcher er Martin's Sarg berührt, so habe man daraus geschlossen,

daß

daß der heilige Martin die Wunderwerke allein verrichtet habe. Indessen suchte man doch auch die Ehre des heiligen Germanus damit zu retten, daß man vorgab, er habe aus Höflichkeit zugelassen, daß Martin diese Wunder verrichte, weil er als ein fremder Gast bei ihm eingekehrt wäre, dem man alle Höflichkeit erweisen müsse.

II. Der heilige Heinrich.

Bischof von Upsala und Apostel der Finnländer.

Der schwedische König Erich, mit dem Beinamen der Heilige, durstete nach dem Ruhme, der christlichen Lehre neue Bekenner zu erwerben, und ihre Herrschaft auszubreiten. Die jenseits der bottnischen Bucht liegenden Länder, deren Bewohner durch öftere Raubzüge überdieß seine Rache aufgefodert hatten, schienen ihm die schönste Gelegenheit anzubieten. Im Jahre 1156 oder 1157 begann er deswegen einen Zug dahin. Er landete an der südlichsten Küste des eigentlichen Finnlands; seine Eroberungen beschränkten sich auf die Gegenden von Nyland und dem eigentlichen Finnland zunächst an der See, und erstreckten sich mehr nach Westen, als nach Osten und Norden. Die Einwohner längs der Küste von Nyland, bis an den Kymmene und etwas weiter, sind schwedischer Herkunft. Die neue Kolonie ward durch den Namen Neuland (Nyland) von dem übrigen Finnland unterschieden.

Erich

Erich kam in demselben Sommer zum zweitenmale. Theils um das bezwungene Volk im Gehorsam zu behalten, theils um den Priestern die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, wurden einige Truppen in Finnland zurückgelassen. Die Kolonisten verbreiteten sich auch über die Inseln (Skären) an den Küsten von Nyland und Finnland; sie waren meistens aus Helsingland, wie theils aus den vielen Ortsnamen Helsinge, Helsingsfors u. s. w., theils dem Unterschiede zwischen dem finnischen oder karelischen und dem helingländischen Recht erhellet.

Der Bischof Heinrich von Upsala, der Geburt nach ein Engländer, ermunterte den König hauptsächlich zu seinem Zuge wider die Finnländer, und ward auf demselben sein Gefährte. Sein Eifer, der Apostel der Finnländer zu werden, war so groß, daß er auch nach Erichs Abreise zurückblieb, um den christlichen Glauben auszubreiten: vermuthlich in der Nebenabsicht, die Neubekehrten dem upsalischen Sprengel zu unterwerfen.

Das Geschäft eines Glaubensboten unter rohen, feindlich gesinnten Völkern erfoderte unstreitig einen Muth und eine Verzichtleistung auf die irdischen Genüsse, die man nicht genug bewundern kann, und die allein durch einen ungewöhnlichen Grad der Begeisterung erklärlich wird. Freilich wurden die Neubekehrten nicht durch Ueberzeugung zur Aenderung ihres Glaubens veranlaßt, sondern oft durch Gewalt, öfter durch die schlauesten und feinsten Künste, durch Wunder, die ihnen die Missionairs zeigten, durch irdische Vortheile, womit sie sie anzulocken suchten. So auch in Finnland. Die ersten Bekenner des Christenthums waren es aus bloßem Zwange: so lange ein feindliches Heer ihnen drohte, versprachen sie immer den Glauben zu bewahren, und verlangten Leh-

rer und Prediger; kaum war es fort, so fielen sie ab, und verachteten und verfolgten die Geistlichen. Es war überdieß mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden, dem Volke einen Begriff von den religiösen Wahrheiten des Christenthums beizubringen; nicht nur weil es an Dollmetschern fehlte, sondern auch, weil diese, wenn sich welche fanden, den rechten Sinn derselben in einer ungebildeten und an Ausdrücken für abstracte Gegenstände armen Sprache nicht mittheilen konnten. Selbst in spätern Zeiten gab es Prediger, die das Finnländische nicht verstanden, und sich daher der Dollmetscher bedienen mußten. Aus Mangel an Sprachkenntnissen verkündigten die letztern der Gemeinde oft den abgeschmacktesten Unsinn. Einst predigte z. B. ein Geistlicher am Weihnachtstage, daß Jesus von der Wurzel Jesse geboren sey. Der Dollmetscher, durch die Aehnlichkeit des biblischen Ausdrucks mit dem schwedischen Wort Gjässe, Gänse, verführt, übersetzte, der Weltheiland sey von einer Gans entsprungen. Die Zuhörer fingen an zu lachen; der Prediger vermuthete gleich, daß sein Interpret etwas Falsches gesagt haben möge, und erinnerte ihn, sein Versehen zu verbessern. Er aber sagte: „ist er nicht von den Füßen der Gans geboren, so ist er's vielleicht von ihrer Zehe."

Die Glaubensprediger geriethen auf die sonderbarsten Einfälle, um den Heiden das Christenthum bekannt zu machen. Mitten in Riga führten die Geistlichen 1204 ein wohlangeordnetes Prophetenspiel auf, das die Lateiner eine Komödie nennen. Der Inhalt des Spiels ward den heidnischen Liwen und Esthen, die dabei Zuschauer abgaben, durch einen Dollmetscher erklärt. Wie aber Gidrons Gewaffnete mit den Philistern kämpften, ward ihnen bange; sie fien-

gen

gen an davon zu laufen, aus Furcht, sie möchten todtgeschlagen werden.

Wem kann es unter solchen Umständen auffallen, daß ein so bekehrtes Volk den heftigsten Haß gegen seine Lehrer und ihren Glauben faßte? Oft mußten sie freilich der Gewalt weichen, und im Aeußern die Gebräuche nachmachen, die man sie als die Kennzeichen eines Christen gelehrt hatte: im Geheimen aber blieben sie den alten Göttern treu. Allmählich entstand der Gedanke, die Macht des Christengottes möge der der ihrigen wenigstens gleich kommen, und es würde folglich in jedem Fall auch das Sicherste seyn, ihn ebenfalls zu verehren; sie stellten daher den dreieinigen Gott und die Jungfrau Maria neben ihre eigene Götter. Auf diese Art scheint sich die wunderbare Mischung altheidnischer und christlicher Ideen in der finnländischen Mythologie am natürlichsten erklären zu lassen.

Heinrich erwarb auf Finnlands Gefilden die Märtyrerkrone. Ein Finnländer hatte einen Mord begangen, er wollte ihn der Kirchenzucht unterwerfen, ward aber von dem trotzigen Barbaren erschlagen. Wunder geschahen durch seinen todten Körper auf der Stelle, die sein Blut benetzt hatte; fromme Gemüther waren von seiner Heiligkeit überzeugt; verschiedene Päbste gaben ihm das Beiwort heilig, und die bekehrten Finnländer hielten ihn für ihren himmlischen Vertreter, an den sie glaubig ihre Gebete richteten; seine Verehrung verbreitete sich auch bald nach andern Stellen im Norden. Sein Bild ward in den finnländischen Kirchen zu allgemeiner Verehrung aufgestellt; seinem Andenken wurden allgemeine Festtage gewidmet; zu seiner Ehre ward die Domkirche in Abo aufgeführt. Nach ihrer Vollendung im Jahr 1300 wurden seine Gebeine mit großer Feierlichkeit nach

derfel

derselben hingebracht und als ihr größtes Kleinod betrachtet. Schon früher waren nach seinem Grabe zu Nousis Wallfahrten angestellt worden, und man hatte die abentheuerlichsten Erzählungen von den Wundern, die bei demselben vorgefallen waren. Auch der Tag der Versetzung ward äußerst festlich begangen; es ward Ablaß ertheilt, die Reliquien wurden zu allgemeinem Anschauen, zur Küssung und Verehrung aufgestellt.

III. Bonifacius der Achte.

Kein Pabst hat vielleicht die Anmaßlichkeit und Herrschsucht so weit getrieben, als Bonifacius der Achte. Kaum hatte er sich im Jahr 1295 mit vieler Pracht krönen lassen, so fing er sogleich an den Grundsatz in Ausübung zu bringen, daß ein Pabst über alle irdische Majestät erhaben, und allen gekrönten Häuptern Gesetze vorzuschreiben berechtigt sey. Der Kaiser Albrecht konnte von ihm keine Bestätigung erhalten, bis ihn die Noth dazu zwang. Der König von Dänemark fiel mit dem ganzen Lande in den päbstlichen Bann, weil er den Erzbischof von Lund als einen Rebellen behandelt hatte, und die Ungarn empfanden des Pabstes Unwillen wegen einer ihm mißfälligen Königswahl. Die angesehene Familie Colonna verfolgte Bonifacius mit Feuer und Schwerdt, ließ sogar das Kreutz wider sie predigen, und die Stadt Präneste verwandelte er in einen Steinhaufen. Zum Zeichen seiner Gewalt ließ er zuerst

blanke

blanke Schwerdter vor sich hertragen, und in seinen Dekreten setzte er fest, der Pabst könne nirgends gerichtet werden, nicht einmal, wenn er Hunderte von Seelen zur Hölle brächte.

Die langwierigsten und heftigsten Streitigkeiten hatte der Pabst mit dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich, weil dieser die päbstliche Oberherrschaft in manchen Dingen nicht anerkennen wollte, und seine Kirchen- und Staatsrechte standhaft behauptete. Als ihm Bonifacius schrieb: „Du sollst wissen, daß du in geistlichen und weltlichen Dingen uns unterworfen bist," antwortete ihm der König: „Deine Thorheit soll wissen, daß wir in weltlichen Sachen niemanden unterworfen sind."

Philipp verfiel natürlich in den päbstlichen Bann. Er wurde seiner Krone und seines Reiches entsetzt, seines Wappens beraubt, sein Land wurde verschenkt, und seine Seele allen Teufeln übergeben. Der König behielt aber sein Wappen und seine Krone, ging nicht aus dem Reiche und mochte mit den Teufeln nichts zu schaffen haben; aber den Pabst wollte er demüthigen. Sein Kanzler Nogaret bot ihm dazu die Hand. Mit sechzig tausend Scudi reiste dieser insgeheim nach Italien, und verband sich unterwegs mit dem Sciarra Colonna, einem vornehmen Römer und entschlossenen Mann, der aber, wie der König von Frankreich, in den Bann gethan war. Beide entwarfen einen Plan, wie sie den Pabst durch List in ihre Hände bekommen könnten.

Bonifacius befand sich gerade in seiner Vaterstadt Anagni in Abruzzo. Dorthin kamen Colonna und Nogaret mit dreihundert, in Neapel geworbenen, Landstreichern, überrumpelten die Stadt und nahmen das Schloß ein. Der Pabst zog sein Staatskleid an, und trat den Stürmenden

mit

mit einem: „Was wollt ihr?" entgegen. Nogaret antwortete: „Der edle und fromme König Philipp von Frankreich sendet mich hieher, Dir zu sagen, daß er Deine Machtsprüche nie anerkennen werde, und daß er an ein allgemeines Concilium apellire." Der Pabst warf sich in die Brust, drohte, und beklagte sich über Gewalt. Nogaret blieb gelassen und sagte: „Leid will ich Dir nicht thun, aber nach Lyon will ich Dich führen, und dort soll ein freies rechtmäßiges Concilium über Dich und Deine Handlungen entscheiden."

Der Pabst wurde hitziger und schimpfte; Colonna wurde aber noch hitziger, und gab dem Pabst eine Ohrfeige. Der Pabst schrie, Colonna schlug so lange auf ihn los, bis er zu Boden sank, und er hätte ihn umgebracht, hätte nicht selbst Nogaret ihm den Unglücklichen entrissen. Er wurde in ein Gefängniß gebracht, wo er so entsetzlich tobte und wüthete, daß er an dieser Tobsucht, wie die Franzosen berichteten, nach dreißig Tagen seinen Geist aufgab. Dieß geschah im Jahr 1303.

IV. Sixtus der Fünfte.

Anekdoten und Charakterzüge *).

Als Sixtus, der sich bekanntlich von einem Hirtenjungen zum ersten geistlichen Fürsten emporschwang, den

*) Man vergleiche im zweiten Bande dieser Denkwürdigkeiten das „Etwas vom Pabst Sixtus dem Fünften" Seite 66—69

den päbstlichen Thron bestieg, waren von seinen Verwandten nur noch seine Schwester Camilla, nebst ihren zwey Söhnen, und seines Bruders Tochter, am Leben. Er hatte sich bisher seiner Familie nicht geschämt, sie aber nur nothdürftig vor seiner Erhebung unterstützt. Gleich nach seiner Thronbesteigung ließ er aber seine Schwester mit den Kindern nach Rom kommen. Einige Kardinäle waren der Signora Camilla entgegen gefahren, hatten sie erst auf einer Villa zu einer Procession herausgeputzt, und so wurde sie ihrem Bruder, dem Pabste, vorgestellt. Dieser sah sich um, und fragte, wo seine Schwester sey? „Hier ist sie," sagte der Kardinal Alessandrine. „Ich habe nur eine Schwester, entgegnete der Pabst, eine arme Frau aus la Grotte; diese Dame, die ich hier sehe, kann dieß wohl nicht seyn; wenn ich sie sehe, so wie ich sie in ihrem Geburtsorte gekannt habe, so werd' ich sie erst als meine Schwester erkennen."

Die Herren Kardinäle waren mit langen Nasen abgeführt; Camilla mußte sich entfernen, den ihr geschenkten Putz dem Herrn Kardinal zurücksenden, und in ihrer eigenen geringen Kleidung wieder erscheinen. Jetzt umarmte sie ihr Bruder und so auch ihre Kinder, wies ihr seinen bisherigen Palast und Garten zur Wohnung an, und gab ihr einen mäßigen Monatsgehalt nebst einer Hofhaltung. Dabei befahl er ihr aber besonders, sich nie in seine Geschäfte zu mischen und zu einer Fürbitterin oder Mittelsperson bei ihm brauchen zu lassen. Der Großherzog von Toskana, so auch der König von Spanien, ließen ihr den Titel einer Gräfin anbieten, allein Sixtus gab es aus gerechtem Stolze nicht zu: es sey ihr Ehre genug, sagte er, des Pabstes Schwester zu heissen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

So sehr auch Sixtus ein eifriger Katholik war, so schätzte er doch Talente und Klugheit bei den Ketzern sehr hoch. So bewunderte er die Tapferkeit und Klugheit des ketzerischen Heinrich von Navarra (nachmals König Heinrich der Vierte von Frankreich), und that bei den Streitigkeiten, die er mit der Ligue hatte, nie etwas zu seinem besondern Nachtheil, obgleich ihn die Ligue zu einer thätigen Unterstützung gegen diesen rechtmäßigen Erben des Königreichs bewegen wollte; und als endlich Heinrich siegte, und von dem Adel und den Ständen des Reichs als rechtmäßiger Herr anerkannt wurde, so freute sich Sixtus im Geheimen darüber, und wünschte nur, daß Heinrich, um ganz sein Freund zu seyn, bald in den Schooß der römischen Kirche zurückkehren möchte. Die Erfüllung dieses Wunsches erlebte er aber nicht.

Die Ketzerei abgerechnet, schätzte Sixtus auch die Königin Elisabeth von England sehr hoch. Diese Königin und der König Heinrich von Navarra, nebst sich selbst, hielt er für die einzigen in Europa, die damals mit eigenem Kopf regierten. Er erlaubte in Rom, nachdem die unglückliche Königin Maria von Schottland in England hingerichtet worden war, keine öffentlichen Schmähungen gegen die Elisabeth, allein zuletzt ward er doch genöthiget, auf Ansuchen des spanischen Hofes, ihr in einer Bannbulle Fehde anzukündigen. Der Senat in Venedig fand es nicht rathsam, diese Bulle in seinem Gebiete bekannt werden zu lassen. Sixtus, von seinem Nuntius davon benachrichtiget, gab demselben zu erkennen, daß er gegen solche politische Maximen der Republik tolerant genug wäre. Und als Elisabeth, auf die Nachricht von ihrer Exkommunization und Absetzung, als Oberhaupt der anglikanischen Kirche, den Pabst mit allen

seinen

seinen Kardinälen durch den Bischof von London in den Bann thun ließ, so soll ihm auch dieser Akt des Selbstgefühls eigener Größe von seiner Gegnerin ein heimliches Vergnügen gemacht haben. So hörte er auch einst mit Wohlgefallen erzählen, daß Elisabeth auf das Zudringen, sie möchte sich vermählen, im Scherz geantwortet habe, sie verlange keinen andern Gemahl, als den Pabst Sixtus. Er versetzte hierauf gleichfalls im Scherze: „dann würden wir einen Alexander zeugen.“

Die Jesuiten, die unter Gregor dem Dreizehenten viel galten, suchten auch beim Sixtus sich auf alle Weise mächtig zu machen; besonders wünschten sie, daß der Pabst sich aus ihrer Gesellschaft den Beichtvater wählen möchte. Er antwortete hierauf: „Es ist der Kirche besser, daß die Jesuiten dem Pabste beichten, als der Pabst den Jesuiten.“ Uebrigens benutzte er ihre Schlauheit bei einer anscheinenden Begünstigung, und gebrauchte sie insgeheim zu Kundschaftern; nur mußten sie hiebei seine Freigebigkeit gegen ihre Stiftungen nicht mit ins Spiel bringen wollen; denn sobald sie klagten, daß sie arm und dürftig wären, so tröstete er sie mit den Worten: „Eure Armuth bringt der Kirche großen Nutzen, euer Reichthum hingegen den Päbsten großen Schaden.“

Wie sehr Sixtus die Gerechtigkeit in seinen Staaten handhabte, davon mögen folgende Züge sprechen.

Als der englische Seeheld, Franz Drake, St. Domingo eroberte, und daselbst ansehnliche Beute gemacht hatte, so erhielt von dieser Begebenheit ein reicher Kaufmann in Rom, Namens Sachi, der dabei interessirt war, die erste Nachricht. Er theilte sie einem gewissen Juden mit, der ebenfalls dabei verlor. Der Jude, dem daran gelegen war, daß diese Nacht

 rich,

richt für falsch gehalten werden möchte, widersprach so lebhaft und halsstarrig, daß er endlich mit den Worten herausfuhr: „Ich will ein Pfund Fleisch von meinem Leibe verwetten, daß die Nachricht falsch ist.“ Der Kaufmann erwiederte, daß er gegen das Pfund Fleisch tausend Scudi setzte. Der Jude ging es ein, und Sachi ließ hierüber ein ordentliches Instrument ausfertigen, worin noch besonders ausbedungen wurde, daß, im Fall der Jude verlöre, Sachi ihm das Pfund Fleisch herausschneiden dürfe, wo und an welchem Orte es ihm am besten gefiele. Kaum waren drei Monate verstrichen, so bestätigte sich die Nachricht von Drake's Eroberung völlig. Der Jude erbot sich nun ebenfalls zu tausend Scudi, um ein Pfund Fleisch dem Gewinner der Wette wieder abzukaufen; aber Sachi wollte davon nichts hören, sondern drang tückisch auf die buchstäbliche Erfüllung des Kontracts, und wollte dem Juden das Fleisch an einem sehr wichtigen Orte wegnehmen. Der Jude lief in der Angst seines Herzens zum Gouverneur, und bat um seine Vermittlung bei der Sache. Der Gouverneur, der hier nicht allein entscheiden konnte, meldete es dem Pabste, der gerne in solchen neuen Fällen selbst Richter war. Er ließ sogleich beide Partheien vor sich kommen, und sagte zu dem Juden: „Du hast die Wette eingegangen, daher mußt du ihr Genüge thun. Es steht jetzt dem Kaufmann frei, hier in unsrer Gegenwart das Stück Fleisch herauszuschneiden wo und wie er will; man bringe aber eine genaue Wage her, damit solches gewogen werde; denn wenn der Kaufmann den Vertrag überschreitet, und ein Quentchen zu viel oder zu wenig abschneidet, so muß er hängen.“ Jetzt war die Reihe zu bitten an dem Kaufmann. Auf seinen Knieen liegend verlangte er weiter nichts, als die Erlaubniß, den Kontrakt zerreissen zu dürfen,

worin

worin auch der Jude mit einstimmte. Nicht so Sixtus. „Ihr habt euch beide muthwillig in die Gefahr begeben, hob er an, du Sacht, durch deinen Schritt ein Mörder, und du, Jude, ein Selbstmörder zu werden; ins Gefängniß mit beiden, bis das Urtheil über euch gesprochen ist.“ Wie froh waren beide, daß sie das in Galeerenstrafe vermilderte Todesurtheil noch am Ende mit zweitausend Scudi ein jeder abkaufen durften.

An den zwey Bildsäulen, Pasquino und Marfario zu Rom, an welchen alle satirische Einfälle und Pasquille angeheftet werden — ein Tribunal, vor dem selbst die Päbste nicht verschont bleiben — wurde auch dem Sixtus auf eine hämische Weise mitgespielt. Pasquino erschien einst in einem sehr schmutzigen Hemde, und gab zu seiner Entschuldigung an, daß der Pabst seine Wäscherin zur Fürstin gemacht habe. Man deutete dieß sehr leicht auf die Donna Camilla, des Pabstes Schwester. Alle Nachforschungen nach dem Thäter aber blieben umsonst; da ließ endlich Sixtus anschlagen, wenn der Thäter sich selbst anzeige, so sollte ihm sein Leben und zugleich tausend Dublonen geschenkt werden; entdeckte ihn aber ein anderer, so sollte der Anzeiger die Belohnung haben, und der Entdeckte ohne Aufschub gehangen werden. Der Verfasser, durch diese Milde treuherzig gemacht, meldete sich, und bekam das Geld richtig; um ihm aber das Leben nach dem gegebenen Versprechen nicht zu nehmen, ließ ihm Sixtus die Hände abhauen und die Zunge ausschneiden. Bei der sonst strengen Gerechtigkeit dieses Pabstes muß einem bei diesem Zuge der Rache, die nicht nur eines jeden wahrhaft großen Mannes, besonders aber eines Statthalters Jesu unwürdig ist, die Feder entsinken.

V. Theodor Beza.

Die kleine Stadt Genf ist durch die Reformation zu einem hohen Flor, und zugleich zu einer erstaunenswürdigen Celebrität erhoben worden. Sie war der Centralpunkt der reformirten Kirche, der Zufluchtsort vertriebener Protestanten und die Pflanzschule, von welcher Prediger und Missionarien in die verschiedenen Länder Europas ausgingen. Daß aber Genf auf diese Stufe sich hob, war das Werk zweier Männer — Calvin's und Beza's.

Calvin hatte in Genf mit großer Anstrengung eine neue Kirchenverfassung und eine strenge Sittenzucht eingeführt, und regierte durch sein überwiegendes Ansehen sowohl die Genfer Kirche als den kleinen Freistaat. Ihm stand Theodor von Beza als Freund und Gehülfe zur Seite, ausgerüstet mit den mannigfaltigsten Geistesfähigkeiten und Kenntnissen, und unermüdet thätig für die Sache seiner Partei. Bald vertheidigte er die Lehren und Handlungen Calvins in Streitschriften, welche sich durch lebhaften Witz und beissendes Salz von den meisten polemischen Schriften unterschieden. Bald vollendete er die von Clemens Marot angefangene poetische Uebersetzung der Psalmen, welche in Frankreich ungemeinen Beifall fand, und zur Ausbreitung der Reformation nicht wenig beitrug. Bald war er auf Reisen, um entweder als geschikter Unterhändler der französischen Protestanten die Fürsprache und den Beistand deutscher Fürsten auszuwirken, oder um in Frankreich selbst

den

den bedrängten Hugonotten Muth und Standhaftigkeit einzuflößen, und ihrer Kirchenverfassung Festigkeit zu geben.

Die glänzendste Epoche in Beza's Leben war seine Erscheinung auf dem Religionsgespräche zu Poissy im Jahr 1561, wo die geschicktesten Männer beider Religionstheile gegen einander auftraten, ohne sich zu belehren. Beza war eine der wichtigsten Personen in dieser Versammlung. Mit kühner Standhaftigkeit behauptete er seine Sätze in Gegenwart des ganzen französischen Hofes, des jungen Königes Karls des Neunten, der Königin Mutter und der Prinzen von Geblüte. Als er in der Lebhaftigkeit der Disputation über die wirkliche Gegenwart beim Abendmahle sich des Ausdrucks bediente, der Leib Jesu Christi sey, wenn von dem Orte die Rede wäre, vom Abendmahle so weit entfernt, als der Himmel von der Erde, beschuldigten der Kardinal Tournon und seine übrigen zahlreichen Gegner ihn der Gotteslästerung. Man wollte davon den Anlaß nehmen, dem Gespräche ein Ende zu machen; doch dieser Angriff gegen ihn war ohne Folgen.

Als achtzigjähriger Greis wurde Beza noch von dem französischen Könige Heinrich dem Vierten ehrenvoll ausgezeichnet. Der König, der in die Nähe von Genf kam, fragte ihn unter andern, was er wünschen möchte? „Mein einziger Wunsch ist, antwortete er, Frankreich in Frieden zu sehen.“ Er erhielt von dem Könige Begünstigungen für die Reformirten in Lyon, und ein Geschenk von 500 Thalern.

Der Druck der Zeiten hatte den Rath von Genf genöthiget, zwei akademische Lehrstühle eingehen zu lassen. Unbezahlt und ohne in seinen übrigen Geschäften etwas zu versäumen, besorgte der mehr als siebenzigjährige Beza die dahin gehörenden Vorträge,

und

und man kann ihn als den Begründer dieser Anstalt ansehen, aus welcher viele vorzügliche Männer hervorgegangen sind, denen er seinen Geist mittheilte, und durch sie denselben auch auf spätere Geschlechter fortpflanzte. Auch als Prediger war er sehr beliebt, führte dabei einen ausgedehnten Briefwechsel, und wußte immer noch Zeit zu gewinnen, um viele Schriften herauszugeben. Am wichtigsten sind darunter seine Arbeiten über das neue Testament. Wenn er in der Kritik desselben nicht nach festen Grundsätzen verfuhr, und mancherlei Fehler beging, so bleiben doch seine kritischen Verdienste in einem Zeitalter gesichert, wo diese Wissenschaft kaum angefangen hatte, ihre ersten Schritte zu thun. Seine Erklärungen des neuen Testaments waren bis auf Hugo Grotius die vorzüglichsten, die man hatte.

Der in mehreren Hinsichten große Mann gab aber auch manche große Blößen. Seine jugendlichen Gedichte verschafften ihm zwar den Ruhm eines der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, machten aber durch muthwillige und schlüpfrige Züge einen seltsamen Kontrast mit der Sittenstrenge der Genfer Kirche, an deren Spitze er stand, und wurden ihm häufig genug von seinen Feinden zum Vorwurfe gemacht. Sein Eifer wider Gegner ging oft aber alle Grenzen der Mäßigung hinaus. Mit großer Bitterkeit verfolgte er den wackern Sebastian Castellio, welcher eine zierliche, nur zuweilen verkünstelte Bibelübersetzung geliefert hatte, und die Calvinische Prädestinationslehre nicht annehmen wollte. Unprotestantisch, und zugleich für die Protestanten gefährlich, war der Lehrsatz, welchen er behauptete, daß die Obrigkeit verpflichtet sey, Ketzer am Leben zu strafen. Doch mäßigte er in spätern Jahren seine Hitze; und strich in letzten Ausgaben seiner Schriften die schneidendsten

und

und härtesten Stellen weg. Als auf das grundlose Gerücht von seinem Tode die Jesuiten ausbreiteten, er habe sich noch vor seinem Ende zum katholischen Glauben bekannt, antwortete er ihnen in einem Spottgedichte, welches, obgleich gemäßigter, wieder an den Geist seiner jugendlichen Schriften erinnerte. Er starb den dreizehenten Oktober 1605, in einem Alter von 86 Jahren.

VI. Der Bischof Camus.

Zu den französischen Bischöfen, die sich unter ihren Standesgenossen durch manche originelle Züge und lobenswürdige Eigenschaften auszeichneten, gehört Jean Pierre Camus, der zu Paris am dritten November 1582 geboren war. König Heinrich der Vierte ertheilte ihm das Bisthum Belley, und er zeigte sich dieser Auszeichnung vollkommen würdig.

Camus eiferte mit der unbefangensten Offenheit für alles was er für gut und wahr hielt, und sprach gegen das, was ihm Thorheit oder Laster dünkte, mit einer Stärke und Freimüthigkeit, die nicht selten an das Unanständige und Pöbelhafte grenzte. Diesen Ton erlaubte er sich insonderheit in seinen Predigten. Als er einst in Gegenwart der Reichsstände, am ersten Adventssonntage 1614, öffentlich sprechen mußte, trug er kein Bedenken, den Repräsentanten der Nation ganz unumwunden zu sagen: „Was würden unsere Väter gesagt haben, wenn sie gesehen hätten, daß richterliche Aemter von Weibern und Kindern in der

Wiege

Wiege verwaltet werden? Was bleibt nun noch übrig? Nichts weiter, als daß man, gleich jenem alten Kaiser, Pferde in den Senat treten lasse? Und warum geschieht das nicht? Weil so viele — Esel in demselben erscheinen."

Doch wußte Camus auch leiser zu treten. Als er einst vor einem gewissen Erzbischofe predigte, redete er ihn also an: „Gnädiger Herr, wenn ich mir Ihren Kopf vorstelle, so glaube ich immer, eine große Bibliothek zu sehen. Auf der einen Seite sehe ich die Schriften des heiligen Augustinus und des heiligen Hieronymus; auf der andern die Bücher des heiligen Chrysostomus, und — einen weiten Platz, um noch andere hineinzustellen."

Gegen niemand eiferte der Bischof Camus, sowohl in seinen Predigten als in seinen Schriften, heftiger, als gegen die Mönche. Dieß that er zu einer Zeit, wo solche Angriffe bedenklich und gefährlich waren, weil die Mönche am Hofe mächtige Beschützer hatten. Aber furchtlos trat Camus auf, und nannte einst in einer Predigt, die er bei den Franziskanern hielt, frei und trocken, die Söhne des heiligen Franciskus einen Haufen von vierzigtausend Faullenzern. Ein andermal sagte er: „Jesus Christus speisete mit fünf Broden und drei Fischen nur drei tausend Menschen, und nur einmal in seinem Leben; aber der heilige Franciskus nährt mit einigen Ellen groben Tuchs, durch ein beständiges Wunder, alle Tage eine Legion Tagdiebe."

Durch solche derbe Angriffe setzte Camus nicht allein die Bettelmönche, sondern alle Orden gegen sich in Bewegung. Sie ließen kein Mittel unversucht, ihn zum Schweigen zu bringen, und sich an ihm zu rächen. In dieser Absicht wandten sie sich an den damaligen Minister, den Kardinal Richelieu, und bestürmten

stürmten ihn unaufhörlich, den verhaßten Mann zur Ordnung zu bringen. Richelieu, um des Dringens der lästigen Mönche los zu werden, machte ihm Vorstellungen. „Ich finde an Ihnen, mein lieber Bischof, sagte er zu ihm, gar nichts zu tadeln, als nur die allzugroße Hitze, womit sie gegen die Mönche zu Felde ziehen. Ausserdem würd' ich Sie kanonisiren, wenn ich könnte." — „Ach, daß Sie es könnten, erwiederte Camus, dann hätten wir beide unsern Wunsch erreicht: Sie würden dann Pabst, und ich ein Heiliger seyn."

Camus schrieb mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit. Ob er gleich die mannigfaltigen Pflichten seines Amtes aufs pünktlichste erfüllte, so fand er doch noch Zeit, über mannigfaltige Gegenstände Schriften zu verfertigen, deren Zahl über zweihundert steigt. Sein Styl verräth zwar die Eile, mit der er schrieb; aber er ist überströmend, lebhaft und voller Bilder. Am liebsten las man seine geistlichen Romane. Nachdem er zwanzig Jahre lang als Bischof von Belley unermüdet thätig gewesen war, und mehrere Beförderungen ausgeschlagen hatte, legte er seine Würde nieder, und nahm die Stelle eines Abts zu Aunay in der Normandie an. Um seinen apostolischen Eifer zu benutzen, bewog ihn der Bischof Harlay von Rouen, das Amt eines Generalvikars zu übernehmen. Mit neubelebter Thätigkeit sorgte er für die Armen, tröstete die Kranken, ordnete Missionen an, und predigte sehr oft. Endlich faßte er den Entschluß, seinen Aufenthalt in dem Hospital der Unheilbaren zu Paris zu nehmen, und den Rest seiner Tage dem Dienste der Armen zu widmen. Da ihm aber der König das Bisthum Arras übertrug, so unterwarf er sich diesem Befehle, allein als er sich in seine Diöcese begeben wollte, starb er den sechs und zwan-

zigsten

zigsten April 1652. Nach seinem Wunsche wurde er in der Kirche der Unheilbaren beerdigt.

VII. Johann Rist.

Zu den fruchtbarsten geistlichen Liederdichtern gehört Johann Rist, der 1607 zu Pinneberg im Holsteinischen geboren war, und 1667 als mecklenburgischer Kirchenrath starb. Viele seiner geistlichen Lieder, deren er 609 verfertigte, sind freilich nicht viel mehr als andächtige Tändeleien oder wässerige Reime, ohne wahren innern Gehalt. Selbst in den wenigen bessern stößt man oft auf Bilder und Ausdrücke, die sich durchaus nicht mit dem Tone eines guten Kirchenliedes vertragen. Das größte Verdienst seiner Kirchenlieder besteht darin, daß sie leicht gereimt und leicht verständlich sind. Seine übrigen Versuche in Schäfergedichten und im Lustspiele haben alle Fehler seiner geistlichen Lieder; ja sie sind zum Theil noch langweiliger und leerer an Empfindung.

Schon frühe, da Rist noch auf der Schule war, verfertigte er Freuden- Trauer- und anderer dergleichen Schauspiele, die sogar in Hamburg auf öffentlicher Bühne vorgestellt wurden. Noch früher äußerte sich bei ihm eine sehr große Liebe zum Zeichnen und Malen, eine Liebhaberey, die Eltern und Lehrer keineswegs begünstigten.

Einst saß der Knabe eben auch und zeichnete, als sein Vater, welcher Prediger war, in das Zimmer trat, und ihm das Zeichnen nachdrücklich verbot

bot. Und kaum hatte sich dieser wieder entfernt, so erschien auch der Präceptor, und schlug ihn sogar deswegen. Rist kehrte sich aber hieran nicht, sondern nahm an einer Mittwoche, als er eben Urlaub hatte, einen großen Foliobogen, ging damit in den Garten, zeichnete seinen Vater mit Kragen und Mantel darauf, und befestigte das Bild, in Abwesenheit desselben, an dessen Studirstube. Der Prediger kam zurück, sah das Bild, und es gefiel ihm. Er rief seine Frau und den Präceptor herbei, zeigte ihnen das Bild und erklärte zugleich, daß er sich von diesem Augenblicke an entschlossen habe, seine beiden Söhne täglich eine Stunde im Zeichnen unterrichten zu lassen. Dieß hatte nicht nur die Wirkung, daß in der Folge aus Rist's Bruder ein Kupferstecher wurde, sondern es war auch Risten ungemein nützlich, als er sich in der Folge auf die Mathematik legte

Rist hat sehr viele, besonders architektonische Zeichnungen verfertiget, die nicht schlecht gewesen seyn müssen, weil man die beiden Folianten, in welchen sie sich befanden, und die ihm im Kriege genommen wurden, bei einem sehr angesehenen Generale wieder fand. Auch noch als Prediger pflegte er die Malerey die alleredelste Belustigung zu nennen, und war auch Willens selbst einen Traktat von der Zeichenkunst herauszugeben, welches aber unterblieb. Der damalige berühmte kaiserliche Kammerkünstler, Daniel Neuberger, und der berühmte Matthäus Merian waren seine vertrautesten Freunde, und beschenkten ihn mit ihren Kunstwerken, die ihm aber eben sowohl als seine andern Gemälde und gegossenen und geschnitzten Bilder von den Feinden verdorben wurden. Sobald Rist's Sohn des Unterrichts fähig war, mußte er gleichfalls zeichnen lernen.

VIII. Der Prediger Dilherr.

Johann Michael Dilherr, zu Themar im Hennebergischen 1604 geboren, war unter den Theologen des siebenzehenten Jahrhunderts wegen seiner Kenntnisse und Kanzelgaben sehr geachtet. Er stammte aus dem Geschlechte des berühmten Mathematikers Regiomontanus, und seine Mutter, die er frühe verlor, sagte sterbend zu ihm: „Du lieber Michel, ich sorge für dich gar nicht; du wirst in der ganzen Welt Vater und Mutter finden; allein du mußt geistlich werden, sonst wird's nicht geschehen; es wird dir zwar zuweilen hart gehen, doch wirst du wieder erquicket werden."

Zuerst bekleidete Dilherr das Lehramt der Beredsamkeit, und seit 1635 zugleich der Geschichte und Dichtkunst in Jena, und nachdem er mehrere ehrenvolle Vokationen ausgeschlagen hatte, ging er 1642 als Professor der Theologie und Prediger nach Nürnberg, wo er 1669 starb. Seine ansehnliche Bibliothek, die schon, da er Jena verließ, vierzehn Fuhren ausmachte und einhundert und vier Centner schwer war, und die er beständig vermehrte, vermachte er, nebst einem ansehnlichen Münzkabinet, dem Kollegium bei St. Sebald in Nürnberg. Ein Beweis der hohen Achtung, in der er stand, sind die ansehnlichen Vokationen, die an ihn ergingen. Da er noch in Jena war, sollte er Generalsuperintendent und Hofprediger zu Altenburg, zu Weimar, zu Oldenburg und Delmenhorst, ferner Superintendent zu Halle in

Sach:

Sachsen und dann zu Gotha, auch Domprediger in Magdeburg werden. Seitdem er in Nürnberg war, wurde er nach Hamburg, Kopenhagen, Mecklenburg als Generalsuperintendent, als Braunschweig-Lüneburgischer Generalsuperintendent und Abt zu Riddagehausen, zur Generalsuperentendur über Pommern, Bremen und Verden, und zur Oberhofpredigerstelle in Dresden berufen; allein er konnte sich nicht entschliessen, sein geliebtes Nürnberg zu verlassen. Am liebsten war er allein auf seiner Studirstube, und wie unangenehm ihm unnütze Besucher waren, lehrt folgende von ihm getroffene Einrichtung. An die äussere Seite der Thür seines Studirzimmers war ein gedruckter Zettel geheftet, worauf Folgendes zu lesen war:

Sta hospes! ne pulsa, nec turba: nisi vis major cogat. Horas promeridianas Deo meo, et demantatis officiis meis consecratas scito: Si quid tamen est, quod aliquam pretiosi temporis jacturam mereatur: tuum esto pomeridianum: ita tamen, ut scias: retendum Deo rationem singularum horarum.

Halt, guter Freund! verstör mich nicht:
Wo nicht die Noth mein G'setze bricht.
Die Morgenstunde Gott allein,
Und meinem Amt ergeben seyn.
Beliebt dir aber, herein zu kommen:
Ist der Mittag dir unbenommen.
Daß von der Zeit, bedenk dabei,
Gott Rechenschaft zu geben sey.

Dilherr war ein großer Eiferer für die Sonntagsfeier, und wollte deswegen nicht auf dem Kirchhofe

hofe zu St. Johannes begraben seyn, weil er das Sonntagsschiessen auf dem daranstoßenden Schießhause nicht abbringen konnte. Er wählte sich also sein Grab auf dem Kirchhofe zu St. Rochus. Hier geschah es, daß als dasselbe im Jahr 1755 geöffnet und nach seinem Leichnam gesehen wurde, man denselben nach 86 Jahren noch scheinbar unversehrt, und seinem Portrait bis zum kleinen Bärtchen sehr ähnlich fand. Eine Menge Volkes lief hinzu, und beschauete den berühmten frommen Mann. Als aber von ohngefehr an den Sarg gestoßen wurde, zerfiel der ganze Leichnam in Asche.

Das Bildniß dieses in ganz Deutschland berühmten Kanzelredners ist so oft und mannigfaltig in Kupfer gestochen worden, daß man davon eine eigene Sammlung anlegen kann, die aber schwer zur Vollständigkeit zu bringen ist. So groß war die Achtung, die man für seine Person hatte! In seinen Predigten hörte man ihn ungemein gerne, und er hatte einen ganz ausserordentlich ausdaurenden Beifall; sobald aber die Predigten gedruckt wurden, gefielen sie nicht mehr.

IX. Der Maler Berghem.

Der eigentliche Name dieses Malers, eines der berühmtesten aus der niederländischen Schule, der 1614 zu Harlem geboren wurde, war Nikolaus Klausse. Sein Vater, Peter von Harlem, ein sehr mittelmäßiger Künstler, gab ihm den ersten Unterricht in

der

der Malerei; in der Folge aber setzte er seine Studien unter den geschicktesten Meistern fort. Eines Tages, da er während der zurücktretenden Fluth am Meere spatzieren ging, lief er Gefahr zu ertrinken. Da eilten mehrere seiner Freunde herbei und riefen: Berghem! berghem! (Rettet ihn! rettet ihn!) Dieser Name blieb ihm nun, und man nannte ihn von der Zeit an nicht anders als Berghem.

Kaum war der fleißige Kunstjünger dem jugendlichen Alter entwachsen, so erlangte er einen Ruf, der mit den Jahren immer zunahm. Er war ein Maler der Unschuldswelt, ein Maler aus Arkadien, der in einer leichten und hurtigen Manier nur Hirten und Heerden malte. Unter den Thiermalern war er einer der ersten, besonders in Ziegen und Schaafen. Seine Auswahl in der Zusammensetzung ist glücklich und sehr abwechselnd; in Führung des Pinsels, im Kolorit und im Schatten und Licht kann er kaum übertroffen werden. Man sieht überall große Partien, ob er gleich jede Kleinigkeit genau ausmalte; er wußte auch durch den Widerschein im Wasser, und durch glänzende Körper die starken Schatten zu mildern. Seine Figuren und Thiere sind richtig gezeichnet, und mit großer Feinheit gefärbt und ausgeführt. Er selbst hat mit eigener Hand vierzig Blätter radirt, die den Geist seiner Gemälde haben. Ueberhaupt hat man von ihm nichts Mittelmäßiges, und seine Werke sind die Zierde der ersten Gallerien. Ein kleines Gemälde von ihm wurde in London mit 200 Pfund bezahlt, und in einer Gemäldeauction in Amsterdam, die im Jahr 1810 gehalten wurde, befanden sich vier Gemälde von ihm, die um 800, 1000, 1625 und 2500 holländische Gulden verkauft wurden.

Berghem wohnte meistens auf dem schönen Schlosse Bentheim, wo ihm das Vieh, das daherum weidete,

zu Studien diente. Sein Charakter war so sanft und still als seine Werke, aber er hatte das Unglück, mit einem geizigen, zanksüchtigen Weibe in der Ehe zu leben, die ihm oft das Leben recht sauer machte. Die böse Frau beherrschte ihn mit eisernem Scepter, und ob er gleich sehr fleißig war, so arbeitete er ihr doch nicht genug, denn sie ließ ihn kaum zu Athem kommen. Gewöhnlich hielt sie sich in einem Zimmer auf, welches über dem seinigen war, und damit er nicht etwa einschlafen möchte, so schlug sie von Zeit zu Zeit auf den Fußboden; auch sah sie öfter durch ein in demselben befindliches Loch, und wenn sie dann gewahr wurde, daß er feierte, so verdoppelte sie den Lärm.

Der arme Berghem, der jetzt wohl manchmal wünschen mochte, von den Meeresfluthen verschlungen worden zu seyn, hatte aber noch weit mehr von seiner Xantippe auszustehen. Die theure Hälfte nahm ihm den ganzen Erwerb vor dem Munde hinweg, und wenn er sich einige Zeichnungen kaufen wollte (deren er doch zu seinen eigenen Studien und eigenen Arbeiten bedurfte), so mußte er das Geld dazu von seinen Schülern entlehnen. An Zeichnungen wendete er übrigens als ein denkender Künstler gerne etwas, aber oft mußte er seine Frau über den Ertrag seiner Gemälde täuschen, um seine Schüler bezahlen zu können. Auf diese Weise gelangte er zu einer reichen Sammlung, die nach seinem Tode sehr theuer verkauft wurde. Er starb zu Harlem 1683.

X. Der Dichter Malherbe.

François de Malherbe, geboren zu Caen 1556, gestorben zu Paris 1628, ist gewissermassen als Schöp-

fer

fer der bessern französischen Poesie anzusehen. Er studirte die Rechte nahm dann Kriegsdienste, und focht gegen Heinrich den Vierten, den er später, als er zur katholischen Religion übertrat, besang, wie nachher Ludwig den Dreizehenten. Seine Mutterspra-che zu heben und zu reinigen war seine liebste Beschäftigung; mit der größten Sorgsamkeit feilte er deßhalb an seinen Arbeiten, prüfte jedes Wort, jede Zeile, obgleich er einst im Unwillen selbst äußerte, die französische Sprache tauge im Grunde nur zu Liedern und Vaudevillen. Seine Werke, von denen man viele Ausgaben hat, bestehen in Oden, Psalmen, Stanzen, Sonneten und Sinngedichten. Ungeachtet die französische Sprache seit der Zeit, da Malherbe lebte, mancherlei Verbesserungen erhalten hat, und seine Schreibart jetzt ziemlich veraltet ist, so werden seine Oden doch noch immer geschätzt. Zum lyrischen Dichter fehlte ihm aber Phantasie und tiefes Gefühl; selten findet man eine Spur von Begeisterung, überall dagegen einen hellen Verstand. Die gewöhnlichen Ansichten des Lebens trägt er in guten Versen, in einer schönen Sprache vor.

In seinem Charakter und Benehmen hatte dieser Dichter viel Eigenthümliches, und man hat viele seiner witzigen und sarkastischen Reden gesammelt. Er war rechtlich, fleißig, äußerst genau in seinen Arbeiten, aber auch derb, von finsterer Laune und mürrischem Wesen. Ob er gleich den guten Dichtern nur wenig Verdienst zugestand, so scheint er doch gefühlt zu haben, wer er war. Denn er begegnete selbst den Vornehmen mit vielem Stolze, Geringern mit Hä te. Einst speiste er bei dem Bischofe von Rouen, und schlief über der Tafel ein. Am Ende derselben weckte man ihn, um in die Predigt zu ge-

 hen.

hen. „Ich kann, antwortete er, wohl ohne die Predigt des Bischofs schlafen.“

Seinem Bedienten gab er zwanzig Thaler Lohn, und zehen Sous für die täglichen Ausgaben. Dieser, damit nicht zufrieden, stellte seinem Herrn vor, er könne mit einer so kleinen Summe nicht ausreichen. Damit machte er es aber nur noch schlimmer. „Mein Freund, sagte Malherbe, wenn man seinen Herrn beleidigt, beleidigt man Gott, und wenn man Gott beleidigt, muß man, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen, fasten und Almosen geben. Darum ziehe ich dir fünf Sous ab, die ich den Armen geben werde.“

Malherbe's Zimmer war aufs ärmlichste möblirt. Da er nur einen Stuhl hatte, so ließ er nie mehr als einen Fremden ein, und rief denen, die anpochten, zu: „Wartet, ich habe keine Stühle für Euch.“ — Wenn ihn die Armen um Almosen baten, und sagten, daß sie für ihn zu Gott beten wollten, so pflegte er ihnen zu antworten: „Ihr mögt im Himmel nicht in großer Gunst stehen; es wäre für euch besser, ihr stündet in Gunst bei Höfen.“ Wenn man von der Religion redete, sagte er: „die Religion aller rechtschaffenen Leute ist diejenige, die ihr Fürst hat.“ Nichts war verdrießlicher, als ihm zuzuhören, wenn er seine Verse ablas, indem er bei seiner schwachen, unangenehmen Sprache wenigstens sechsmal ausspuckte, ehe er vier Zeilen herausbrachte. Daher sagte der Ritter Marino: er habe nie einen feuchtern Menschen und einen trockenern Dichter gesehen als Malherbe. Er las einst seinem Freunde Racan Verse vor, und fragte ihn nachher um sein Urtheil. Dieser entschuldigte sich und sagte: er habe sie nicht recht verstanden, weil Malherbe die Hälfte davon verschluckt habe. Dieß verdroß diesen, und er sagte:

„Für-

„Fürwahr, wenn sie mich böse machen, so verschlucke ich den ganzen Plunder; die Verse sind mein, weil ich sie gemacht habe, und ich kann folglich damit anfangen, was mir beliebt.“ Gegen die Wissenschaften, und besonders gegen solche, die bloß zum Vergnügen dienen, zeigte er eine gewisse Verachtung, und meinte z. B. es sey thöricht, sich der Poesie zu widmen, denn ein guter Poet sey dem Staate nicht mehr nütze, als ein guter Kegelschieber. Obgleich die Poesie sein Hauptwerk war, sagte er doch einst zu Racan: „Die Nachwelt wird uns Beide einst für Narren halten, daß wir die beste Zeit des Lebens auf eine Kunst gewendet haben, die dem Staat und uns selbst so wenig Nutzen bringt.“

In seiner letzten Krankheit wollte Malherbe nicht beichten, weil er, wie er sagte, es nur an Ostern zu thun gewohnt sey. Einer seiner Freunde und Schüler in der Dichtkunst stellte ihm aber vor, daß, da er gelebt habe wie andere Menschen, er auch wie sie sterben möchte. Er fragte hierauf: was dieß heisse? und als jener antwortete: „wenn andere Menschen sterben, so beichten sie und lassen sich die Sakramente reichen;“ erwiederte er: „Sie haben Recht, lassen Sie mir einen Pfarrer holen.“ Da ihm sein Beichtvater sterbend von den Freuden des ewigen Lebens in verworrener Rede allerlei vorsagte, sprach er: „O schweigen Sie, Ihr schlechter Styl könnte mir die Freuden des ewigen Lebens verleiden.“

XI. Der Dichter Lainez.

Alexander Lainez, zu Chimai im ehemaligen Hennegau um 1650 geboren, verrieth frühe ein glückliches

ches Talent zur Dichtkunst, aber zugleich einen unglücklichen Hang zum müßigen Wohlleben und sinnlichen Freudengenuß. Nachdem er von Reims, wo er eine zeitlang fleißig studirt hatte, nach Paris gekommen war, durchwanderte er einige Jahre lang Griechenland, Kleinasien, Egypten, Sizilien, Italien und die Schweiz als Kosmopolit, begab sich dann nach Chimai zurück, und lebte hier ein paar Jahre lang in der äußersten Abgeschiedenheit und Dürftigkeit.

Ganz unerwartet erhielt der Abbe Fautrier, Intendant zu Maubeuge, von dem Minister Louvois den Befehl, mehrere Libelle, die in Flandern verbreitet worden waren, zu konfisciren, und wenn es möglich wäre deren Verfasser und diejenigen, die sich dergleichen gesetzwidrige Umtriebe hätten zu Schulden kommen lassen, zu verhaften.

Die geheimen Policeiagenten hatten dem Abbe Fautrier schon längst die Anzeige gemacht, daß sich zu Chimai ein Mann aufhalte, der fast nie sein Zimmer verließe, und sich beständig mit Schreiben beschäftige. Fautrier trieb seinen Diensteifer so weit, daß er sich sogleich selbst mit einem Detachement von fünfzig Bewaffneten nach Chimai begab, die Wohnung des Verdächtigen besetzen ließ, und selbst dann unter sicherer Begleitung in dessen Zimmer drang. Er fand Lainez in einem alten zerrissenen Schlafrock, und rund um ihn her eine Menge Papiere. Die Letztern wurden sogleich mit Beschlag belegt, und auf das genaueste durchgelesen. Man fand aber darin nur ganz unschuldige geistreiche kleine Aufsätze über verschiedene Gegenstände, und allerliebste Verse. Lainez war bis zu Beendigung dieser Untersuchung strenge bewacht worden. Jetzt eilte der Intendant zu ihm, umarmte ihn und sagte: daß er zu Chimai keineswegs an seinem rechten Platze sey, und mit ihm nach

Mau-

Maubeuge kommen solle. Lainez erwiederte ganz unbefangen: „das wird nicht gut gehen, ich habe nichts weiter, als diesen alten Schlafrock.“ — „Steigen Sie immer nur so in meinen Wagen, sagte Fautrier: in drei Tagen sollen Sie die nöthigen Kleider und alles übrige haben, was Sie brauchen.“

Lainez mußte gehorchen, und hatte seit dieser Zeit an dem Intendanten einen versorgenden Freund. Seinen gewöhnlichen Aufenthalt nahm er zu Paris, hielt sich aber auch einige Zeit in Holland auf, um den berühmten Boyle kennen zu lernen, dessen philosophischen Skepticismus er theilte. Er besaß überhaupt viel und mancherlei gründliche Kenntnisse, verstand das Griechische, Lateinische, Spanische und Italienische, und schrieb selbst ein griechisches Gedicht zum Lobe Homers. Seine französischen Gedichte, meistens Lieder, Madrigale u. dgl., zeichnen sich durch eine lebhafte und lachende Phantasie und muntern Witz aus. Selbst die Großen und angesehene Staatsmänner liebten den Umgang des geistreichen Mannes, der aus seinen Reisen vielen Gewinn gezogen hatte, und mit seltener Unbefangenheit jedem sich hingab. Der Wein und eine gute Mahlzeit gingen ihm über alles; aber immer verband er damit Liebe zu den Wissenschaften. Als er einst eine Nacht durchschwärmt hatte, sah man ihn nicht ohne Verwunderung, von der lustigen Tischgesellschaft hinweg, am frühen Morgen in die königliche Bibliothek gehen. Er sagte aber:

Regnat nocte calix; volvuntur biblia mane:
Cum Phaebo Bacchus dividit imperium.

In einem Alter von sechzig Jahren, den achtzehenten April 1710, starb er zu Paris.

XII. Der Abbe von Watteville.

Die Familie, von welcher Watteville abstammte, war in Bern ansäßig, allein zur Zeit der Reformation wanderten einige Glieder derselben aus, und ließen sich in der Franche-Comté nieder. Ein Abkömmling von ihnen, war der sogenannte Abbe von Watteville, dessen Leben ein seltsames Gewebe von Abentheuern bildet.

Zuerst trat Watteville als Krieger auf den Schauplatz. Er wurde schon im Jugendalter, um die Mitte des siebenzehenten Jahrhunderts, Oberst in spanischen Kriegsdiensten, und zeichnete sich durch muthige Thaten aus. Als er sich durch die Beförderung einiger andern Officiere, die ihm an militairischem Werthe nicht gleich standen, beleidigt glaubte, verließ er die Armee und ward ein Carthäuser. Aber auch hier gefiel es ihm nicht lange; er machte heimliche Anstalten zur Flucht, und wußte sich Geld, weltliche Kleider, einen Degen und Pistolen zu verschaffen. Eines Abends wollte er sich durch den Klostergarten über die Mauer fortschleichen, als ihm der Pater Prior, der den Anschlag gemerkt haben mochte, plötzlich gegenüber stand. Watteville besann sich nicht lange und erstach den Prior, ehe es zwischen ihnen zu einem Worte kam. Er floh aus dem Garten, fand ein bestelltes Pferd, und ritt ohne Aufenthalt zehen Stunden lang fort. Hunger und Müdigkeit zwangen ihn, in einem einsam gelegenen Wirthshause einzukehren, wo er sogleich einen Braten und noch

eine

eine Speise, welches zusammen den ganzen Küchenvorrath des Hauses ausmachte, für sich in Beschlag nahm. Kaum hatte er angefangen zu essen, als ein Reisender in die Stube trat, welcher sich, da nichts Eßbares mehr zu finden war, mit der Hoffnung schmeichelte, Watteville würde ihm einen Theil der aufgetischten ansehnlichen Mahlzeit zukommen lassen; allein der Carthäuser versicherte ohne Komplimente, daß er allein kaum an den zwei Schüsseln genug habe. Der Reisende ward zudringlich, und ergriff eine der Speisen. Man gerieth in Streit, und Watteville schoß seinem ungebetenen Gaste eine Kugel durch den Kopf. Die andere Pistole legte er zwischen seine Schüsseln, und drohte jedem den Tod, der ihn stören würde. Niemand störte ihn, er vollendete seine Mahlzeit und eilte fort.

Nach manchem bestandenem Abentheuer kam Watteville in die Türkei, und ward ein Muselman. In dem damaligen Kriege zwischen der Pforte und den Venetianern fand er bald Gelegenheit, seinen Muth und seine militairischen Kenntnisse geltend zu machen. Er ward mit einem Paschalik in Morea belohnt. Aber bald sehnte er sich nach seinem Vaterlande zurück, und fing deshalb geheime Verständnisse mit den Venetianern an, welche ihm die Absolution von seiner Apostasie, die Sekularisation und eine ansehnliche Kirchenpfründe in der Franche-Comté auswirkten, wogegen ihnen der Pascha-Excarthäuser einige Städte seines Gebietes in die Hände spielte. Er kam glücklich in seine Provinz, und machte sich in dem Kriege, den Ludwig der Vierzehente dort führte, um Frankreich sehr verdient. Der König wollte ihn mit dem Erzbisthume Besançon, welches erledigt war, belohnen; aber der römische Hof konnte und wollte einen Apostaten, Renegaten, Mörder u.

drgl.

drgl. nicht als Erzbischof anerkennen. Watteville mußte sich daher mit dem Besitze zweier guten Abteien, und mit dem Posten eines Domdechants von Besançon begnügen, wo er bis 1710 in Pracht und Ansehen lebte, ein Alter von neunzig Jahren erreichte, und oft seine ehemaligen Carthäuser-Mitbrüder besuchte.

Der Baron von Watteville, unter Ludwig dem Vierzehenten französischer Gesandter in London, war des Abbe Bruder. Er besaß Talente, Klugheit und stand seinem wichtigen Posten mit Ehre und Ansehen vor.

XIII. Heidegger.

Johann Jakob Heidegger war der Sohn eines Geistlichen, und ums Jahr 1660 in Zürich geboren. Die Geschichte erzählt nichts von seinen früheren Schicksalen, und meldet blos, daß er als Ehemann sich in ein Liebesabenthener verwickelte, welches ihn nöthigte, heimlich sein Vaterland zu verlassen.

Von Mitteln entblößt, mußte Heidegger sich entschließen, Bedienter zu werden. In diesem niedrigen Verhältnisse sah er die vornehmsten Städte von Europa, und erlangte mancherlei Kenntnisse. Bei einem vorherrschenden Hange zur Ueppigkeit und zum Wohlleben, besaß er ein besonderes Talent feinere Vergnügungen auf eine geschmackvolle Art anzuordnen, und durch dieses Talent bahnte er sich den Weg zu seinem Glücke. Er kam in einem Alter von vier-

zig

zig bis fünfzig Jahren nach England, und gewann durch seine Jovialität bald die Gunst junger Leute von Stande. Die einsichtsvollen Bemerkungen, die er über verschiedene Mängel in der damaligen Aufführung von Opern machte, und seine Anweisungen, um die Belustigungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommnen, erwarben ihm den Ruf eines geschickten Kunstrichters. Sein Urtheil ward zu Rathe gezogen, und einige sehr prächtige und geschmackvolle Dekorationen, die nach seiner Angabe auf der Schaubühne angebracht wurden, gefielen dem Könige Georg dem Zweiten, der die Oper liebte, so sehr, daß er ihn zum Kammerjunker und zum Oberaufseher über das Opernhaus ernannte. Da der König auch ein besonderer Freund von Maskeraden war, so richtete Heidegger auf dieselben ebenfalls seine Aufmerksamkeit, und gab ihnen eine so sinnreiche und geschmackvolle Einrichtung, daß ihm auch über diese auf dem königlichen Theater die Aufsicht übergeben wurde. Endlich wurden alle öffentliche Vergnügungen seiner Anordnung und Leitung übergeben.

Heidegger galt jetzt für einen angesehenen und bedeutenden Mann. Der Adel und die Großen schmeichelten ihm, und die Meinung von seinem Geschmacke war so fest begründet und so allgemein, daß alle glänzenden Gastmäler von ihm angeordnet werden mußten. Er hätte dabei ein reicher Mann werden können, da seine ordentlichen Einkünfte sich auf fünf tausend Pfund Sterling beliefen. Allein Sparsamkeit war am wenigsten seine Tugend, denn er liebte das Wohlleben, und was er einnahm, ward immer in Kurzem durchgebracht.

Einst speiste Heidegger in Gesellschaft eines Engländers vom ersten Range zu Nacht. Da bei der Tischunterhaltung die Frage aufgeworfen wurde:

welche

welche unter allen europäischen Nationen am meisten Genie habe? erklärte sich Heidegger mit starker Stimme für die Schweitzer. „Ich will es beweisen, sprach er, als jedermann über seine Aeußerung zu lachen anfing. Als ich nach England kam, hatte ich keinen Heller in der Tasche, allein zur Stunde gewinne ich dadurch, daß ich Ihnen, meine Herren, Unterhaltung verschaffe, jährlich fünf tausend Pfund Sterling, und was noch mehr sagen will, ich lasse sie wieder aufgehen. Ich wette, daß auch der unternehmendste Engländer, wenn er nach der Schweitz ginge, nicht im Stande wäre, sich dort eine so beträchtliche Einnahme zu verschaffen. Daraus glaube ich den Schluß ziehen zu dürfen, daß der Schweitzer dem Britten an Genie überlegen ist."

Heidegger erreichte ein Alter von neunzig Jahren, und starb 1749. Er besaß auch viele musikalische Kenntnisse und Fertigkeiten, und komponirte unter andern einige Opern. So geist- und talentvoll er aber war, so auffallend häßlich war er auch. Er selbst verbarg dieß auf keine Weise, vielmehr trieb er ganz unbefangen seinen Spaß damit. Einst ging er gegen den Lord Chesterfield eine sehr beträchtliche Wette darauf ein, daß in ganz London kein scheußlicheres Gesicht als das seinige gefunden werden müsse. Es wurden Schiedsrichter gewählt. Nach langen Nachforschungen wußte der Lord endlich ein altes Weib auszukundschaften, die er als eine Person aufführte, welche noch häßlicher anzuschauen wäre, als Heidegger. Wirklich fiel der richterliche Spruch dahin aus, daß Lord Chesterfield die Wette gewonnen habe. Heidegger, ohne aus der Fassung zu kommen, nahm jetzt seiner Rivalin die Haube ab, setzte sie auf seinen eigenen Kopf, und legte hinwieder seine Perücke der Alten über. Da fanden die Richter denn freilich, daß

die

die Palme der Häßlichkeit ihm gebühre. Der Lord ward verurtheilt, die Wette zu bezahlen.

XIV. Die Schauspielerin Maupin.

Eine Reihe seltsamer Abentheuer enthält das Leben der Schauspielerin Maupin, die durch ihre schöne Stimme, Figur und Action berühmt, durch ihre tollen Streiche aber berüchtigt wurde. Sie war die Tochter eines Sekretairs des Grafen von Armagnac, Namens Aubigny, und um 1673 zu Paris geboren. Sehr jung heirathete sie einen gewissen Maupin, für den sie eine Stelle beim Steueramt erhielt. Während ein Kommissionsgeschäft ihn in der Provinz entfernt hielt, verliebte sie sich in einen Fechtmeister, Namens Serane, der sie im Fechten unterrichtete, worin sie ihres Gleichen suchte. Unvermuthet wurde sie mit ihm unsichtbar, und da beide eine schöne Stimme und theatralisches Talent hatten, so engagirten sie sich auf dem Operntheater in Marseille. Hier aber entwickelte sich ihr unnatürlicher Hang zu ihrem eigenen Geschlecht. Sie verliebte sich in ein junges Mädchen aus einem guten Hause, das sie verführte. Als die schändliche Verbindung entdeckt wurde, brachte man die Verführte in ein Kloster.

Von blinder, unnatürlicher Leidenschaft dahingerissen, entsagte Maupin dem Theater, und ließ sich in dasselbe Kloster aufnehmen, in dem sich das junge Mädchen befand. Als nach einiger Zeit eine Nonne gestorben war, grub sie den Leichnam aus, legte ihn

in

in das Bette der Marseillerin, zündete darunter Feuer an, und entfloh mit ihr während des Tumults. Sie ward gerichtlich verfolgt und zum Feuer verdammt; allein da das junge Mädchen sich wieder fand und zu seinen Eltern zurückkehrte, ward dieß Urtheil an ihr nicht vollzogen, und sie kam mit geringer Strafe davon.

In Paris, wohin sich die Maupin nach einiger Zeit wieder wandte, betrat sie mit außerordentlichem Beifalle die Bühne, und war lange Zeit der Liebling des Publikums, das besonders ihren Gesang bewunderte. So wie sie aber in der Provinz, da sie in männlicher Kleidung umherzog, allerlei tolle Streiche begangen hatte, so fehlte es auch in Paris nicht an Abentheuern, Schlägereien und Zügellosigkeiten, in die sie sich verwickelte. Von einem Opernakteur, Dumenil, beleidigt, paßte sie ihm eines Abends in männlicher Kleidung auf, drang mit dem Degen auf ihn ein, und als dieser nicht den Muth hatte, sich mit dem seinigen zu vertheidigen, prügelte sie ihn derb mit dem Stocke durch, und nahm ihm Uhr und Dose ab. Dumenil ermangelte nicht, am folgenden Morgen bei der Opernprobe von seinem gestrigen Abentheuer zu erzählen, und wie er von drei Räubern angefallen worden sey, gegen die er sich aber herzhaft gehallen habe. „Du lügst, feiger, elender Mensch, unterbrach ihn die Maupin vor allen Anwesenden, und zeigte dabei Uhr und Dose vor. Ich allein habe dich angegriffen, und da du nun einmal deine verdienten Stockprügel weg hast, so magst du diese Beweise deiner Schande wieder wegnehmen." — Der berühmte Schauspieler Thevenard, der sich in gleichem Falle vor einem ähnlichen Schicksale fürchtete, verbarg sich drei Wochen lang vor ihr im Palais royal, und that ihr nachher öffentliche Abbitte.

Auf einem Balle von Monsieur, Bruder Ludwigs des Vierzehenten, befand sie sich in Mannskleidern, und that einer Dame sehr unanständige Vorschläge. Drei Freunde dieser Dame, die diese Beschimpfung rächen wollten, zogen sie auf einen Platz hinab, um sie dafür zu züchtigen. Sie hätte sich nur nennen dürfen, um diesem ungleichen Kampfe vorzubeugen; allein rasch zog sie den Degen und — alle drei schwammen vor ihr im Blute, um nie wieder aufzustehen. Kalt, als wenn dieß gar nichts zu bedeuten hätte, trat das Ungeheuer wieder in den Ballsaal, erzählte dem Prinzen den blutigen Vorfall, gab sich zu erkennen, und erhielt — vollkommene Verzeihung.

Das Ende eines so dissoluten Lebens hätte bald dem Anfange entsprochen. Verschmäht von einer Fanchon Moreau, welche die Maupin bis zum Wahnsinn liebte, gab sie sich, da ihre schändlichen Anträge mit Verachtung zurückgewiesen wurden, mit einem Federmesser einen Stich in die Brust. Allein da er nicht tödlich war, so verließ sie Frankreich, ging nach Brüssel, und wurde Maitresse des Kurfürsten von Baiern. Dieser aber ward ihrer bald überdrüssig, vertauschte sie mit einer Gräfin Arcos, und sandte ihr durch den Gemahl derselben vierzig tausend livres, mit dem Bedeuten, Brüssel zu verlassen. Als der Graf ihr das Geld einhändigte, nahm sie den Beutel, und warf ihm denselben an den Kopf. Darauf kehrte sie wieder nach Paris zurück, ging von neuem aufs Theater, und ward endlich — eine Betschwester. Sie starb 1707, in ihrem vier und dreissigsten Jahre.

XV. Saint-Foix.

German Franz Poullain von Saint-Foix, zu Rennes in Bretagne am fünf und zwanzigsten Februar 1699 geboren, studirte bei den Jesuiten, verließ aber ihre Schulen, wurde Soldat, und erhielt eine Lieutenantsstelle bei einem Kavallerie-Regiment. Das militairische Leben machte ihn den Wissenschaften nicht untreu, vielmehr fing er frühe an, für das Theater zu arbeiten, und nicht ohne Beifall. Seine Schauspiele haben zwar keinen großen Umfang des Plans und der Scenen, keinen großen Aufwand der Kunst und der Verwicklung, aber sehr viel Verdienst von Seiten des Geschmacks, der gefälligen Einkleidung, und der Eleganz in Empfindung und Ausdruck.

Als im Jahr 1733 eine französische Armee nach Italien marschirte, begleitete Saint-Foix den Marschall von Broglio als Adjutant dahin. Nach seiner Rückkunft hielt er um eine Kompagnie an, allein da seine Bitte unerfüllt blieb, und er öfter abgewiesen zu werden befürchtete, nahm er seinen Abschied, ging in sein Vaterland zurück, und kaufte daselbst eine Forstmeistersstelle. Aus Liebe zu den Wissenschaften legte er nach einigen Jahren diese Stelle nieder, ging in die Hauptstadt, und gab daselbst einige Schriften heraus, die Beifall fanden und verdienten, unter andern historische Versuche über Paris, in welchen er die Sitten der alten Bewohner dieser von so vielen Seiten merkwürdigen Stadt schildert, und den neueren Bewohnern derselben fühlbare

Wahr-

Wahrheiten zu sagen, und türkische Briefe, die man selbst neben den persianischen des Montesquieu nicht ungerne las. Als Belohnung seiner Talente und seiner Schriften erhielt er das Amt eines Geschichtschreibers des heil. Geistordens, aber eine Stelle in der Akademie, zu der seine Werke ihm ein Recht gaben, konnte er nicht erlangen.

Von Natur war Saint-Foix unruhig, hitzig und zum Widerspruche geneigt. Oft verwickelte ihn sein stürmischer, unbiegsamer Charakter in Händel, die zum Theil mit dem Degen beigelegt werden mußten. Einst gerieth er im Schauspielhause mit einem ihm unbekannten Manne in Wortwechsel, und da er sich für beleidigt hielt, so foderte er ihn zum Zweikampfe heraus. Der Unbekannte antwortete: „Mein Herr, wenn man bei mir Geschäfte hat, so erwarte ich die Leute bei mir, das ist so meine Gewohnheit. Ich wohne in ***, dort können Sie mich finden.“

St. Foix versäumte am folgenden Tage nicht, seinen Unbekannten zu suchen; er wird sehr höflich empfangen, und zum Frühstück eingeladen.

„Ach, schrie er, es ist von keinem Frühstück die Rede. Fort! gehen wir!“

„Nein, sprach der Unbekannte ganz ruhig, ich gehe nie aus, ohne gefrühstückt zu haben; das ist so meine Gewohnheit.“ Er schlürft gemächlich seine Chocolade, und wiederholt oft die Einladung zum Mitgenuß. Nach dem Frühstücke gehen sie nun mit einander aus, und dem harrenden St. Foix wird es ganz frisch um die Brust. Vor einem Kaffeehause bleibt der Unbekannte plötzlich stehen. „Mein Herr, sagt er, nach dem Frühstücke pflege ich immer eine Partie Schach zu spielen; das ist so meine Gewohnheit. Ein jeder hat die seine, und Sie werden“ — —

„Zum Henker, mein Herr, lärmte St. Foix, Sie wählen Ihre Zeit nicht gut zum Schachspielen."

„Ich versichere Sie, erwiederte der Unbekannte, daß es nicht lange dauern wird, und dann bin ich ja ganz zu Ihren Diensten."

Sie gehen ins Kaffeehaus, der Fremde spielt mit der größten Kaltblütigkeit, gewinnt die Parthie, steht auf, giebt dem harrenden St. Foix einen Wink, und sie gehen weiter. Unterwegs entschuldigt sich der Fremde wegen des verursachten Aufenthalts, und sagt dann: „Wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr, so wollen wir jetzt in den Thuillerien ein Paar Spatziergänge machen. Nach meiner Schachparthie pflege ich es allemal zu thun; das ist so meine Gewohnheit."

Da die Thuillerien in der Nähe von den elisäischen Feldern sind, so glaubte St. Foix dieser letzte Platz wäre zum Kampfplatze bestimmt; er geht also gutwillig mit. Der Unbekannte macht seine zwei Spatziergänge, und nun will St. Foix in die elisäischen Felder mit ihm. „Was soll ich denn dort?" fragte jener. — „Eine schöne Frage! Wissen Sie denn nicht, daß wir uns schlagen müssen?" — Mit dem Ausdrucke der höchsten Verwunderung und Ernsthaftigkeit sagt nun der Unbekannte: „Was, ich mich schlagen? Wo denken Sie hin, mein Herr? Schickt es sich wohl für mich, den Parlaments-Präsidenten von **, den Priester und Handhaber der Gesetze, um einer Nichtswürdigkeit willen hier heimlich den Degen zu ziehen? Wahrhaftig mein Herr, man würde uns beide für Narren halten." —

St Foix verstummte und empfahl sich. Seines hitzigen Temperaments ohngeachtet fehlte es ihm doch nicht an Freunden, die ihn in seiner einsamen Wohnung, in einer der entlegensten Gegenden von

Paris,

Paris, besuchten. Sie wußten sich aber in seine Launen zu schicken, widersprachen ihm niemals, und hatten Nachsicht mit ihm wegen seines Verstandes und seiner andern guten Eigenschaften. Der fünf und zwanzigste August 1776 war der Tag seines Todes, dem er mit ruhiger Gelassenheit entgegen gesehen hatte.

XVI. Johann Baptista de Boyer, Marquis d'Argens.

Als Gesellschafter Friedrichs des Großen, und als geistreicher, witziger Schriftsteller ist der Marquis d'Argens allgemein bekannt. Unter allen Franzosen, die der große König kennen lernte, schätzte und liebte er diesen am meisten und längsten; keinem bewies er mehr Freundschaft, und keinem entdeckte er sich so offen und unverholen als ihm. Der Marquis verdiente aber auch diesen Vorzug durch seine gutmüthige, sanfte, und selbst in gewissen Schwachheiten liebenswerthe Denkart.

Reich an Abentheuern war das frühere Leben d'Argens, der 1704 aus einem alten adelichen Geschlechte zu Aix in Provence geboren war. Sein Vater, Generalprokurator des Parlaments, widmete ihn, als den ältesten seiner fünf Söhne, den Wissenschaften. Der Soldatenstand gefiel ihm aber besser, und schon in seinem vierzehenten Jahre nahm er bei einem Regimente in Strasburg Dienste. Als er nach einigen Jahren bei seinen Eltern zum Besuche in Aix war, verliebte er sich in eine Schauspielerin, und floh

 mit

mit ihr nach Jonquieres in Spanien, um sich dort trauen zu lassen. Da der Pfarrer vor der Trauung ein Zeugniß verlangte, daß er noch unverheirathet sey, so verzog sich die Sache, und die Folge davon war, daß der Flüchtling entdeckt und die Geliebte in ein Kloster gesperrt wurde. In der Verzweiflung wollte sich d'Argens das Leben nehmen; er machte Kugeln von zerstoßenem Glas und spanischem Schnupftabak, und hatte schon eine davon verschluckt, als es zum Glück seine Freunde gewahr wurden, wie er die zweite nehmen wollte. Man gab ihm sogleich Arznei und er wurde zwar wieder hergestellt, allein lange Zeit empfand er die schlimmen Wirkungen der begangenen Thorheit.

Sechs Monate hatte d'Argens zur Strafe für seine unbesonnene Flucht, im Gefängnisse zu Perpignan zugebracht, als er endlich die Erlaubniß erhielt, den französischen Gesandten Andresel nach Konstantinopel zu begleiten.

Schon nach Verfluß einiger Monate kam d'Argens nach Frankreich zurück. Bei seinen ungemeinen Fähigkeiten brachte er es bald dahin, daß er mit Glück advociren konnte. In dieser Zeit schien er einen festen Geschmack an Künsten und Wissenschaften zu gewinnen; er studirte Sprachen und Philosophie, legte sich in Nebenstunden auf Tonkunst und Malerey, und machte in beiden ziemliche Fortschritte. Allein unvermuthet fesselte ihn eine Sängerin so sehr, daß er seine Heimat und seine Bestimmung verließ, und mit der Syrene nach Marseille entwich. Da er sich von ihr betrogen sah, ging er nach Paris, trieb Musik, Zeichen- und Malerkunst, und gewann einst im Spiel sechstausend Franken. Dieses Geld wandte er zu einer Reise nach Rom an, wo er drei Monate blieb und alles Merkwürdige besah. Auch hier spielte

ihm

ihm die Liebe einen schlimmen Streich, der ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Er kam nach Frankreich zurück, nahm abermals Kriegsdienste, und da ihn ein Sturz mit dem Pferde in seinem dreißigsten Jahre zum Soldaten untüchtig machte, so ergrif er statt des Degens die Feder, und schrieb Romane und allerlei witzige Schriften, die mit Beifall gelesen wurden. Dadurch wurde er dem Könige Friedrich von Preußen bekannt, der ihn nach seiner Thronbesteigung zu sich rief, mit einem ansehnlichen Gehalt zu seinem Kammerherrn, und 1744 zum Direktor der Klasse der schönen Wissenschaften bei der königlichen Akademie zu Berlin ernannte.

Fünf und zwanzig Jahre lebte d'Argens in der Nähe des Königes zu Berlin und Potsdam, wiewohl das Hofleben seiner Neigung nicht sonderlich entsprach. Immer sehnte er sich nach einem ruhigen und unabhängigen Leben; aber erst kurz vor seinem Tode wurde ihm dieses Glück zu Theil. Er begab sich in seine Vaterstadt Aix, und starb 1770 bei seiner Schwester, der Baronesse de la Garde, auf ihrem Schlosse unweit Toulon. Der König ließ ihm in einer Kirche seiner Vaterstadt ein marmornes Denkmal setzen; aber die bestimmte Inschrift: Veritatis cultori et assertori durfte damals nicht eingegraben werden, weil d'Argens in den Augen der Geistlichkeit für einen Religionsspötter galt. Wo er sich in seinen Schriften über die Religion auslieẞ, waren es aber hauptsächlich entweder Satzungen der Schule, Einfälle und Widersprüche der Kirchenväter, nutzlose Lehrzwiste, geheiligte Sagen und Mährchen, oder mürrische Andachten, oder klösterlicher Sittenzwang, oder Pfaffenstolz, Verfolgungssucht und Pöbelwahn, was er belachte, zuweilen mit der schalkhaften Miene eines ernsten Ehrenretters seiner Kirche, oft in einseitiger

An-

Ansicht der Dinge, fast immer in Wiederholung fremder Gedanken. Gründliche Gelehrsamkeit besaß er eigentlich nicht, aber viel Belesenheit, selbst in den Kirchenvätern; und in seinen Urtheilen ist er ein Kind des Zufalls, veränderlich und unzuverläßig. Von seinen Werken, die im Jahr 1768 in 24 Bändchen, obgleich wohl nicht alle, zusammen gedruckt wurden, sind die bekanntesten und gelesensten, seine cabbalistischen Briefe, Beiträge zur Geschichte des Geistes und Herzens, philosophische Träume u. e. a.

Als Gesellschafter war der Marquis ungemein lebhaft und unterhaltend, wiewohl er, bei dem besten Herzen, allerlei sonderbare Launen und Eigenheiten hatte. Eine Hauptbeschwerlichkeit im Umgange mit ihm war, daß er, als ein sehr eingebildeter Kranker, in der größten Hitze des Sommers, so wie andere im Winter, angezogen, immer unter verschlossenen Stubenfenstern und Thüren, wie eingesperrt war. Vor Gewittern fürchtete er sich eben so sehr, als vor dem Tode.

So wenig der Marquis in jüngern Jahren ökonomisch gewesen war, so ein strenger Haushalter wurde er im späteren Alter. Selbst die Lichter, den Zucker und andere häusliche Bedürfnisse hatte er in eigener Verwahrung. Niemand hatte mehr Gewalt über ihn, als sein alter Bedienter. Nicht nur im Hause, sondern selbst am dritten Orte, nahm ihm dieser, wenn er vielleicht mit dem besten Appetite aß, ohne weitere Umstände den mit Speisen gefüllten Teller weg. Wenn etwa der Wirth dagegen protestiren wollte, so nahm der Marquis seinen Jean in Schutz, versicherte, dieser wisse am besten, wie viel ihm von Speisen zuträglich sey, und seiner Sorgfalt verdanke er es, daß er mit mancher Unpäßlichkeit verschont worden sey. Oft kam er in einem halben Jahre

nicht

nicht aus dem Hause. Sein großes Vergnügen war es, oft seine Freunde, die er gerne um sich hatte, auf frugale Mahlzeiten bei sich zu sehen, und er war sehr ungehalten, wenn seine Einladung nicht angenommen wurde.

Die Gemahlin des Marquis war eine eben so gebildete als gutmüthige Dame. Während des siebenjährigen Krieges, da sie mit ihrem Gatten in dem königlichen Schlosse in Sansouci wohnte, veranstaltete sie eines Tages in der Gärtnerwohnung einen Familienball. Der Marquis wollte dem Balle nicht beiwohnen, entweder weil ihm das Wetter nicht heiter genug war, oder um die Zeit zum Studiren anzuwenden. Er überließ daher das Vergnügen des Tanzes seiner Familie, studirte in seinem Zimmer wie gewöhnlich, legte sich aber dießmal ziemlich zeitig zu Bette. Wahrscheinlich hatte er in einem Buche vor Kurzem wieder etwas, von der Schädlichkeit kupferner Geschirre gelesen. Halb im Schlafe fällt ihm dieses plötzlich ein. Seine Phantasie verfolgt den Gedanken, und spinnt ihn immer weiter aus.

Aengstlich für seine Gesundheit besorgt, kommt er auf den Einfall, den Zustand seines Küchengeschirres mit eigenen Augen zu untersuchen, damit er erfahre, ob er künftig ohne Gefahr aus seiner eigenen Küche speisen könne. Er klingelt seinem Bedienten; aber dieser hat sich ebenfalls zum Balle hingeschlichen. Der Marquis springt aus dem Bette, wirft einen Schlafrock über, nimmt ein angezündetes Licht in die Hand, und begiebt sich in die Küche. O Schrecken! da stehen nicht nur mehrere kupferne Geschirre, sondern der Suchende findet auch in einem dieser Geschirre die Ueberbleibsel eines Ragout, von welchem er sich noch diesen Mittag gespeiset zu haben erinnert.

Der Marquis hatte schon öfters gegen seine Gemahlin über die Schädlichkeit des Kupfergeschirres sich geäußert, und sie dringend gebeten, diese Geschirre ganz abzuschaffen; auch hatte diese ihm versichert, daß das längst geschehen sey. Höchst erbittert über diese Falschheit, wie es der Marquis nannte, läuft er, ohne an seinen leichten Anzug zu denken, durch den Garten hindurch nach der Wohnung des Gärtners, verliert noch unterwegs beide Pantoffeln, eilt gerade nach dem Ballsale und tritt, das Kasserol mit Ragoutresten in der einen Hand haltend, in das Ballzimmer. Die Angst malt sich in einer jeden seiner Geberden und preßt ihm den lauten Schrey aus: „Ich bin vergiftet!" Die Gesellschaft erschrickt, fragt, bedauert, will das Nähere wissen, will helfen und alle schreyen durcheinander. Jedoch der ergrimmte Marquis überschreit sie alle, hört auf nichts, was man ihn fragt, wendet sich an seine Gemahlin, mit welcher er sonst sehr zufrieden lebte, und hält ihr eine höchst scharfe und nachdrückliche Strafpredigt über ihren Leichtsinn und die Nachläßigkeit des Koches. Lange konnte man den Zornigen nicht besänftigen. Man machte ihn endlich auf die Folgen seines leichten Anzuges zur Nachtzeit aufmerksam. Darüber erschrak der arme Marquis nun wieder so sehr, daß er sogleich seinen Straffermon abbrach, sich geduldig in einige Betten einwickeln, und in sein Schlafzimmer zurücktragen ließ. Am folgenden Morgen war zwar die Zornhitze verraucht und die Furcht vor Vergiftung verschwunden; aber das verhaßte Kupfergeschirr mußte für immer aus der Küche entfernt werden.

Sehr ungerne gab Friedrich dem Marquis im Jahr 1765 Urlaub zu einer Reise in seine Heimat, weil er voraus sah, daß die Sonne der Provence für seinen Kammerherrn, den Frostigsten aller Sterblichen,

lichen, mächtige Reitze haben, daß er sich dort einnisten und höchst ungerne wieder umkehren würde. Das alles traf ein. Dem Könige war die Entfernung seines Lieblings höchst schmerzlich, und er ersann ein eigenes Mittel, um ihn wieder in seine Nähe zu bringen. Er überschickte dem Kammerdiener des Marquis mehrere Exemplare einer Druckschrift, mit dem Befehl, eines davon auf den Kaminsims seines Herrn zu legen. Diese Druckschrift war ein angeblicher Hirtenbrief des Erzbischofs von Aix, wider die Schriften des Marquis gerichtet.

Das Mittel that die erwünschte Wirkung. Aufgeschreckt durch den furchtbaren Hirtenbrief, schnürte der Marquis schnell seinen Bündel, und fuhr, ohne ein Wörtchen davon zu verrathen, über Hals und Kopf nach Potsdam. Bei seiner Durchreise durch Frankreich veränderte er sogar seinen Namen. In jedem Gasthofe, wo er gegen Abend einkehrte, trug der Kammerdiener dafür Sorge, durch den Wirth dem Marquis ein Exemplar des Hirtenbriefes, als Tagesneuigkeit, einhändigen zu lassen, was dann den Marquis immer heftiger anspornte, ein Land zu erreichen, das zwar keine so schöne Sonne, als die Provence, aber auch keine Bischöfe und Hirtenbriefe aufzuweisen hat. Das Dokument, welches den Marquis nach Berlin jagte, beweiset, daß, wenn Friedrich nicht die einzige, in dieser Welt ihm gebührende Stelle bereits eingenommen hätte, er noch Mittel gefunden haben würde, unter den Prälaten der gallikanischen Kirche, durch seine Theologie und die Salbung seiner Rede, sich mächtig hervorzuthun.

Er lautet wörtlich also:

Hir-

Hirtenbrief

Ihrer hochwürdigen Gnaden, des Herrn Erzbischofs von Aix,

verdammend die Druckschriften eines gewissen Marquis von Argens, und darauf antragend, denselben aus dem Königreiche zu stoßen.

Johann Baptista Anton von Brancas, durch die göttliche Barmherzigkeit und die Gnade des heiligen Stuhls, Erzbischof von Aix, allen Gläubigen unsers Kirchsprengels Heil und Segen.

Jesus Christus hat gesagt, meine Vielgeliebten, ihr werdet viel falsche Propheten und Christen unter euch sehen, aber ihr sollet ihnen nicht glauben. Der große Heidenapostel sagt an einer andern Stelle: es werden sich in den letzten Zeiten Menschen erheben, gewaltig an Irrthümern, welche die Kirche verderben werden. Scheint es euch nicht meine theuren Brüder, daß wir in diesen, von der heiligen Schrift so deutlich bezeichneten Zeiten leben? Diese Prophezeihung, geht sie nicht in unseren Tagen augenscheinlich in Erfüllung? Der Sinn, welchen die inspirirten heiligen Verfasser den Wörtern: „Falsche Propheten, falsche Christen, Männer an Irrthümern gewaltig, beilegen, braucht euch nicht erklärt zu werden. Das sind jene reißenden Wölfe, deren blutdürstiger Zahn den Schaafstall des Herrn zu zerfleischen trachtet, das sind jene verruchten Seelen, jene Geister der Hölle und der Finsterniß, die einen bejammernswerthen Trost darin finden, daß sie sich Mitgenossen zu verschaffen suchen zu den unaussprechlichen Quaalen, so sie ausstehen müssen. Sie treten alle unter gar verschiedenen Namen und Gestalten auf: finstere Mathematiker,

ker, welche, wähnend mit ihren Zirkeln das Weltall ausgemessen zu haben, nun auch die Lehrbegriffe unsrer heiligen Kirche ihren Formeln und Wahrscheinlichkeitsberechnungen unterwerfen wollen; verwegene Encyclopädisten, so die Tiefe ihres Geistes eingebüßt, indem sie dieselbe zu der Oberfläche ausgereckt haben; enthusiastische Philosophen, welche schaamlos der Kirche Hohn sprechen, um den Beifall der Ungläubigen und Gottlosen einzuärndten: das sind, meine Brüder, die gefährlichen Feinde, die uns drohen.

Gottselige Monarchen, in den vorhergehenden Jahrhunderten, widerstrebten den verruchten Werkzeugen, deren sich der Satan bedient, um die Menschen zu verderben, und verfuhren mit Strenge dagegen. Heilige Holzstöße wurden in den Städten aufgerichtet, worauf die Feinde Gottes den gerechten Lohn ihrer Empörung empfingen. Seitdem aber ein heilloser und verdammungswürdiger Geist der Duldung, oder der Lauigkeit vielmehr, im Rathe der Fürsten den Vorsitz führt, erstehet die Ketzerei aus ihrer Asche wieder, Irrthümer verbreiten sich überall, der Atheismus tritt keck auf, und der wahre Kultus liegt vernichtet darnieder im Staube. Dieweilen also der Unglaube weder Gebiß noch Zügel mehr kennt, tritt er, von Hoffarth geschwellt, mit frecher Stirne einher, und untergräbt vor Aller Augen die Grundpfeiler unserer Tempel und Altäre. Es hat ganz das Ansehen, als wenn die verbündeten Mächte der Hölle ihre letzten Kräfte daran setzen, um den Thron des fleckenlosen Lammes um- und niederzustürzen. Und welcher Waffen bedienet sich der Feind des Menschengeschlechts, um wider uns zu kämpfen? Der Vernunft, ja der Vernunft, meine Vielgeliebten! diese menschliche Vernunft stellen sie der göttlichen Offenbarung entgegen, die Weisheit der Philosophie der Thorheit des Kreu-

tzes, Beweise den Eingebungen, physikalische Entdeckungen der Erhabenheit der Wunder, ihre abgefeimte Schalkheit der evangelischen Einfalt, und ihre Eigenliebe der priesterlichen Demuth. Ein Schwindelgeist blendet sie dermaßen, daß Gotteslästerungen in ihrem Munde zu Scherzreden sich arten, und daß die heiligen, von allen Seiten angegriffenen Mysterien für Unsinn erklärt und belacht werden.

Aber der Ewige, der noch in seiner Hand die Donner hält, mit welchen er die abgefallenen Engel in einen Abgrund des Jammers hinabschleuderte, bereitet sich schon, mit seiner rächenden Hand dieselben Donner auch auf sie herabzuschmettern. Was sage ich, meine Vielgeliebten? Schon hat er sie gegen uns geschleudert. Sehet alle jene Plagen, die sich über unsern Häuptern zusammenthürmen; denket an die Verheerungen jenes reissenden Ungeheuers *), dessen blutdürstiger Rachen, immerfort mit Menschenblut getränkt, seine Wuth nicht anders sättigen zu wollen schien, als indem es eine ganze Provinz entvölkerte; jenes Ungeheuer, das, nicht damit zufrieden, seine Gier an den Bewohnern des platten Landes zu üben, selbst unsere Vertheidiger in die Flucht trieb — jene Helden — jene Dragoner, deren Ruhm sich weit und breit in Germanien und den fernen Regionen, wohin unsere Waffen gedrungen sind, ausgedehnt hat. Ach! meine Vielgeliebten, ist dieses von Gott euch gegebene Zeichen wohl noch einem Zweifel unter-

*) Der König spielt hier auf die Verheerungen eines unbekannten Thieres in den Cevennen und den umliegenden Gegenden an; man nannte es bête du Gevandan, und hielt es für eine Hiäne. Allein man glaubt, es seyen mehrere wüthende Wölfe gewesen. Es wurden sogar dagegen Truppen ausgeschickt, die wohl bei Roßbach mitgefochten haben mochten.

unterworfen? Sagt es euch nicht sonnenklar, daß ihr in eure Mauern, in euren Schooß, den Feind eures Heils, eurer Seligkeit aufgenommen habt? Allein Gott beschränkt sich nicht bloß auf diese, euch von ihm gegebenen fühlbaren Zeichen eurer Unfälle, nein, er zerstört die Ordnung und Harmonie der Natur, er verkehrt die Folgenreihe der Jahrszeiten, er sendet uns die tobenden, und unsere Fluren versengenden, und unsere Ströme verhärtenden Nordwinde; die Rhone erstarrt vom Eise, ein lähmender Frost verstümmelt die unglücklichen Wanderer an ihren Gliedmaßen, und die verdünnte Luft, welche sich dem Athemzuge verweigert, erstickt sie. Von diesen schrecklichen Auftritten umgeben, erbeben unsere Eingeweide vor Erbarmen. über unsere Brüder, und eine gerechte Besorgniß läßt uns für uns selbst ein gleiches entsetzliches Schicksal befürchten. Und das ist noch nicht alles: jene, vormals so blühenden Hügel, wo kunstfleißige Hände einen dankbaren Boden anbaueten, jene Weinberge, jene Oelbaumpflanzungen, die Quellen unsers Ueberflusses — durch die Strenge der Witterung zerstört, werden immerdar unfruchtbar bleiben, so wie jener Feigenbaum im Evangelio, der verdammt ward, keine Frucht ferner zu tragen.

Unter solchen kräftigen und eindringlichen Bildern verkündigt der Herr den Völkern seinen Willen. Ein reißendes Thier, das ein ganzes Volk verschlingt, das ist der Feind eures Seelenheils, welcher darnach trachtet, eure Seelen der ewigen Pein zu überliefern. Eine übernatürliche Kälte, welche Gliedmaßen erstarret und Unglückliche ins Grab stürzt, das sind die Schriften der Ungläubigen, welche den ächten und lebendigen Glauben erkälten, erstarren und ertödten. Diese verdorrten Oelbäume, das sind die Elenden, welche, vom Irrthum verderbt, keine Früchte der Gerechtigkeit und Heiligkeit mehr tragen. So verschwinde,

so zerreisse denn die Binde, die eure Augen blendet. Hephata! der Blinde werde sehend! Sehet, meine Vielgeliebten, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs wider euch in Zorn entbrannt, so wie er es einst wider sein Volk war, als die Stadt, worin er seine Tempel hatte, entweihet war, und Gräuel in heiliger Stätte herrschte.

Ja, Gräuel ist unter uns, der vergiftende Hauch eines Ungeheuers verpestet die Reinheit unsers Himmels; er erregt und bringt über uns den himmlischen Zorn. So wie der gottlose Ahab über sein Geschlecht alle die Plagen brachte, worunter es erlag, bringt jener Höllenbrand alle Gräuel über uns. Es ist ein Mensch, der da begabt ward mit einer eben so grenzenlosen Geschmeidigkeit des Geistes, als tiefliegenden, durch die Philosophie abgefeimten Schalkheit. Geleitet von einem halsstarrigen Unglauben, und unterstützt von einem verführerischen Geiste, hat er sich zum erklärten Gegner der Sache Gottes aufgeworfen. Ein neuer Proteus, weiß er von einem Augenblicke zum andern sich neue Gestalten zu geben. Bald tritt er auf als Jude, bald als Chineser, bald als in die Kabale Eingeweihter, und speiet so seine scheußlichen Lästerungen aus. Bald entlehnt er den Ton eines Commentators, und steckt dem Ocellus und Timäus gräuelvolle Dinge in den Mund, woran sie nie gedacht haben. Dieser nämliche Mensch, gegenwärtig ausgespieen von dem Himmel des Nordens, von jenem äußersten Preußen, wo der Unglaube und die falsche Philosophie ihren Sitz aufgeschlagen, weilt in unsrer Mitte, wo er, als Feind des Menschengeschlechts, von allen Seiten seine Netze ausspannt, um seine Beute darin zu haschen.

Gott hat zu seinem Volke gesprochen: Brechet jeden Vertrag mit dem Gottlosen, oder ich werde

mein Bündniß mit euch und euren Kindern brechen. Rottet aus die Unheiligen und die Götzendiener (das heißt die Philosophen). Die nemlichen Worte, meine Vielgeliebten, rufe ich euch zu. Duldet ferner nicht unter euch den Feind eures Heils; rücket ferne Himmelsgegenden zwischen euch und den, der da trachtet, euren Glauben zu untergraben; lasset Mauern euch trennen von jenem Belialsgenossen, jenem leiblichen Bruder der Geister der Finsterniß, jenem Sohne Lucifers, welcher in den Abgründen des Jammers und der Verzweiflung über das Unheil brüllt, so er den Kindern der Kirche zufügen kann. Oder waffnet vielmehr euern Arm, gleich jenen wackern Leviten, die aus heiligem Gefühl Menschenmord übten, und ihre Priester in der Wüste erschlugen. Säubert die Schlösser Argens und Eguilles von dem Anblick des Gottlosen, der sie verpestet. Vertilget den Gottesempörer aus der Zahl der Lebendigen. Ihr streitet für die Kirche; Streiter des lebendigen Gottes, ihr werdet für seine Sache kämpfen. Dann wird auch dieser glückliche Himmelsstrich heitere Tage wieder erblühen sehen, die Ungeheuer werden verschwinden, die Jahreszeiten nie die ihnen vorgeschriebenen Gränzen überschreiten, und die gesegneten Völker, gedeckt durch den Schild des Glaubens, nicht mehr den vergiftenden Pfeilen bloßgestellt seyn, welche der Unglaube zu ihrem Verderben schleudert. Ein strafwürdiges Opfer wird Zorn des Himmels entwaffnen: Nach dieser heiligen und heilsamen That, versöhnt mit dem Herrn, wollen wir ihm lobsingen in der Einfalt unseres Geistes, und mit blindem Glauben seine unbegreiflichen Mysterien anbeten. Die reißenden Thiere werden unsern Eifer ehren, die Hyänen vor dem Weihwasser die Flucht ergreifen, unser lebendiger und glühender Glaube wird den Frost des Winters schmel-

zen, Berge versetzen und unsere Oelbäume wieder in's Leben zurückrufen. Schon weichen die eisigen Nordwinde den lauen Westen, die Bäume grünen, und ihre stolzen Wipfel prangen mit Früchten. In Erfüllung gehen werden die Verheissungen des Ewigen gegen seine Kinder. Ihr werdet mit seinen Gaben überschüttet werden, eure Keller sich mit Oel füllen, eure Weinpressen vom Saft der Rebe überfliessen, ihr werdet vom Fleisch eurer Feinde zehren, und euer zahlreiches Geschlecht wird um eure Tafel sitzen, gleich den zarten Weinstöcken, die auf euren fruchtbaren Fluren so schöne Lauben bilden.

Es bleibt uns nun noch übrig, meine Vielgeliebten, bevor wir schließen, euch bei der Allbarmherzigkeit Gottes zu beschwören, daß ihr euch mit Eifer und heiliger Kraft benehmet bei der Verfolgung des Ruchlosen, von dessen Ausrottung das Ende unserer Leiden und der Segen des Himmels abhangen. Die Kirche ist ein unerschütterlicher Fels, gegen welchen die tobenden Fluthen des Irrthums sich brechen, ohne demselben zu schaden. Haltet euch, meine Vielgeliebten, an diesen Fels, an diesen sichern Zufluchtsort; euer triumphirender Glaube wird die verwegene Philosophie und die übermüthige Vernunft zu seinen Füßen niedergeschmettert sehen. Ihr seyd unsre Heerde, und wir sind euer Hirt, der euch weidet und schützt. Dem zufolge erheischet unsre Pflicht, euch zu warnen vor den Werken der Ungerechtigkeit, die sich verbreiten, gleich den schwarzen Dünsten, welche aus der Tiefe des Abgrundes heraufsteigen, und Verderben und den ewigen Tod aushauchen.

Zu dem Ende, nachdem wir folgende Bücher: Jüdische Briefe, Chinesische Briefe, Philosophie des Mutterwitzes, Commentar über Ocellus, Commentar über Timäus, Leben Kaisers Julian mit Personen

von

von ausgezeichneter Frömmigkeit wohl und ernstlich geprüft, und darin befunden haben eine Menge irrthümlicher, ketzerischer, nach Ketzerei schmeckender, frommer Ohren beleidigender, mißtönender, gotteslästerlicher Behauptungen und Sätze — so untersagen wir hiemit allen und jeden Personen unseres Kirchsprengels, besagte Bücher zu lesen oder zu behalten, bei den von Rechtswegen angedrohten Strafen. Und somit weihen wir auch deren Verfasser dem Anathema, wo sein Erbtheil seyn wird das Erbtheil Koras, Dathans und Abirans, und befehlen, daß gegenwärtiger Brief von allen Kanzeln in den Städten, Flecken und Dörfern unsers Kirchsprengels abgelesen werden soll.

Gegeben zu Aix in unserm Erzbischöflichen Palast
den 13ten März 1766.

J. B. Anton, Erzbischof von Aix.

XVII. Der Leineweber Schmidt.

Ein Autodidaktos.

In jeder Stadt, vielleicht in jedem Dorfe, leben gemeine Menschen, in deren Innern große Talente schlummern. Mancher, der ein Handwerk treibt, oder hinter dem Pfluge hergeht, wäre ein großer General, Staatsmann, Theolog, Arzt oder Philosoph geworden, wenn sich ihm Gelegenheit dargeboten hätte, seine natürlichen Talente zu entwickeln und geltend zu machen. Der Mann, von dem hier die Rede ist,

wäre vielleicht ein deutscher Linne und ein berühmter Professor der Botanik geworden, wenn das Schicksal ihn nicht — zum Leineweber bestimmt hätte.

Johann Gottlieb Schmidt ist sein Name; er war der einzige Sohn eines Leinewebers zu Zerbst, und um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts daselbst geboren. Schon in früher Jugend wurde er von seinen armen Eltern strenge angehalten, den bereits betagten Vater in der Profession zu unterstützen, und sein Schulunterricht war deßhalb eben so dürftig, als ihm das väterliche Geschäfte lästig wurde und ihn unmuthig machte. Wo der Knabe, der übrigens seines guten Betragens wegen von Jedermann, und besonders von seinen Eltern geliebt wurde, nur ein Buch auftreiben konnte, da nahm er es, und füllte mit Lesung desselben jede müßige Stunde, wobei er auch die Nacht fleißig zu Hülfe nahm. Besonderen Fleiß wandte er auf das Schreiben, und seine schöne Hand wurde späterhin eine ergiebige Nahrungsquelle, indem er Gelegenheitsgedichte aller Art sehr schön und sauber schrieb, und den Rand seiner Blätter mit bunten Farben in Landschaften und Blumen mit vielem Geschmacke ausmalte. Hiebei legte er sich auf die Münzkunde, las alles, was er nur darüber finden konnte, und legte selbst nach und nach von seinen wenigen Ersparnissen eine nicht unbedeutende Kupfermünzsammlung an, welche die ältesten und seltensten Stücke enthielt. Er besaß keine Münze, die er nicht kannte, und über welche er nicht die vollständigste Auskunft hätte geben können.

Eine ganz besondere Freude hatte der Jüngling an Blumen, und die Liebe zu denselben überwog jedes andere Vergnügen. Es gab im elterlichen Hause keinen Scherbel, in welchen er nicht Blumen pflanzte. Unter der Zeit, da die Schlichte trockuete, war er

immer

immer bei seinen Blumentöpfen, pflegte und begoß sie. Diese Neigung nahm mit den Jahren so sehr zu, daß seine Sommergewächse nach und nach die Aufmerksamkeit der Apotheker und des Burgermeisters der Stadt, der ein großer Liebhaber der Botanik war, erregten. Mit den erstern ging Schmidt jeden Sonntag in die umliegende Gegend botanisiren, und wurde bald aus ihrem Schüler ihr Lehrer. Er untersuchte den Saft einer jeden Pflanze, und kannte ihren medizinischen Nutzen. Jeder Pflanze bereitete er eine besondere, ihr zuträgliche Erde, und lernte fleißig, ob sie in der Sonne oder im Schatten, im feuchten oder trockenen Boden am besten gedeihe.

Der Burgermeister freute sich besonders über die botanischen Kenntnisse des jungen Leinewebers; er wurde sein Lehrer in der Bestimmung der Pflanzen, und lieh ihm zum eigenen Studium den Linné. Hier fand sich nun für den wißbegierigen Schmidt eine große Schwierigkeit, da er kein Wort Latein verstand. Doch sein ungeheures Gedächtniß wußte auch hier bald Rath zu schaffen. Ein Schüler des Zerbster Gymnasiums mußte ihm einzelne Wörter und ganze Redensarten übersetzen, und was er so faßte, blieb unauslöschlich in seinem Gedächtnisse. In kurzer Zeit las er den Linné ohne fremde Hülfe, und war mit dessen ganzen System vertraut. Ja, es dauerte nicht lange, so entdeckte er selbst in der Gegend seiner Vaterstadt, neue Gattungen von Pflanzen, die Linné noch nicht bestimmt hatte, und schrieb eine Flora feruestana nach der Anweisung des Professor Scholler in Barby, der kurz zuvor eine Flora barbyensis in lateinischer Sprache herausgegeben hatte. Doch ist sie nie im Druck erschienen. Zum Behuf seiner vielen Gewächse und Pflanzen hatte ihm späterhin der Rathmann Kortum, ein

 den

den Botanikern und Gartenfreunden nicht unbekannter Mann, einen bedeutenden Garten eingeräumt, der selbst von berühmten reisenden Botanikern nicht ohne Nutzen besucht wurde. Auch stand Schmidt mit dem großen Botaniker Koch in Gnadau, mit dem Hofgärtner zu Herrenhäusen bei Hannover, mit Berlin und Wien in Verbindung und Korrespondenz. Er erhielt und versandte die seltensten Sämereien, und bei alle dem erschien er mit dem kleinen Leineweber-Schurzfell und aufgestreiftem Hemde, und unterhielt seine Gäste mit einer Heiterkeit, die, in Verbindung mit seinen Kenntnissen in der Botanik, jeden, der sich ihm näherte, in Erstaunen setzte. Schmidts ungeheure Stirn und starke Nase würde dem Doktor Gall Gelegenheit zu den wichtigsten Bemerkungen gegeben haben. Seinen alten Vater hatte er schon längst zu Grabe getragen, und er setzte ohne Unterlaß sein Gewerbe mit seiner alten Mutter fort.

Die Baronesse von R**, eine junge geistreiche Dame, befand sich als Liebhaberin der Pflanzenkunde auf einer botanischen Reise, und besuchte die vornehmsten Gärten Deutschlands. Sie kam von ihrem Landsitze Cunersdorf, bei Frankfurt an der Oder, über Hannover nach Zerbst, und besuchte den Leineweber Schmidt in seinem Garten. Da sie im Begriff stand, einen botanischen Garten auf ihrem Gute anzulegen, so trug sie ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen die Anlage und Aufsicht desselben an.

Schmidt fand den Antrag erwünscht, und nichts hielt ihn ab, darauf einzugehen, als die Lage seiner alten und ohne ihn hülflosen Mutter. Mit Freuden bewilligte man sein Begehr, sie mit sich nehmen zu dürfen, und er verließ in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine geliebte Vaterstadt mit Wehmuth und Thränen auf immer. Seine Gebietе-

rin

rin wurde bald seine Freundin, und unter ihrem Schutze und seinem Fleiße gedieh sehr bald die neue Anlage zur Zufriedenheit und Freude aller Kenner und Liebhaber. So lebte Schmidt, der sich alles was er wußte (und das war viel) selbst verdankte, unter seinen Pflanzen und Gewächsen einen schönen Lebensabend, bis er zu einer höheren Bestimmung abgerufen ward. Er ruhet jetzt mit seiner Mutter im Schooße der Erde, die er selbst zu einem Paradiese umgewandelt hatte.

XVIII. Der Botaniker Murray.

Johann Andreas Murray, Ritter des schwedischen Wasaordens, Hofrath und Professor der Medicin und Botanik zu Göttingen, von Geburt ein Schwede (geb. 1740 gest. 1791), trat als Botaniker ruhmvoll in die Fußstapfen seines Lehrers Linné, und genoß eines weit verbreiteten literarischen Ruhms. Mit einem treuen, vielumfassenden Gedächtnisse, verband er viel Beurtheilungskraft und Scharfsinn, und besaß eine Menge gründlicher Kenntnisse, auch außer seinem Hauptfache der Kräuterkunde. So nützlich er bei seinen vielen Kenntnissen der gelehrten Welt durch seine Schriften, und den Studenten durch seine Vorlesungen wurde, so war er doch bei den letztern wenig beliebt. Man klagte über seine Ungeselligkeit, Undienstfertigkeit, und hauptsächlich über seine Härte in Handhabung der akademischen Policey. Besonders hatte er sich, während seines ersten Prorektorats,

durch

durch ungewöhnliche Strenge verhaßt gemacht. Er selbst wußte das recht gut, allein er tröstete sich darüber, wie Kaiser Caligula, mit dem bekannten Ausspruche: Oderent dum timeant, (sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten). Demnach theilte er, als ihm, einige Jahre später, das Prorektorat wieder zugefallen war, das Schicksal mancher Regenten: er mußte, nicht ohne einige Beschämung, erfahren, daß das Princip der Furcht nicht immer ausreicht, um den Befehlen der Herrscher Gehorsam zu sichern.

Auf den deutschen Hochschulen besteht ein altes, oft übertriebenes Policeygesetz, das den Studirenden untersagt, in den Straßen der Stadt sich brennender Fackeln zu bedienen. Der neue Prorektor hatte durch öffentlichen Anschlag dieses Verbot mit besonderer Vorliebe, und in den schärfsten Ausdrücken erneuert. Bald darauf wurde von mehreren Studenten eine große Schlittenfahrt veranstaltet. Die Gesellschaft war zu einem benachbarten Städtchen gefahren, und kehrte Abends, als es schon dunkel geworden war, unter der Beleuchtung zahlreicher Fackeln nach Göttingen zurück. Man hatte verabredet, diese, dem Gesetze gemäß, vor dem Thore abzulöschen; als aber die junge Dame im vordersten Rennschlitten darüber ein flüchtiges Bedauren äußerte, so befahl ihr gefälliger Führer seinen Vorreitern, ihre Fackeln brennen zu lassen. Die übrige zahlreiche Schlittenreihe folgte einem so galanten Beispiele. Nachdem die Damen vor ihren Wohnungen abgesetzt waren, fuhr jeder Schlitten noch über den Marktplatz, wo, wie es zu geschehen pflegte, die Pechfackeln zu einem Haufen zusammengeworfen wurden, und zur Ergötzlichkeit der Straßenjugend in einer dampfenden Feuersäule verbrannten.

Der

Der Prorektor, zufällig ein Augenzeuge des Frevels, war außer sich vor Aerger. Er beschloß, über die Verächter seines Befehls sofort das strengste Gericht ergehen zu lassen. Ein junger Engländer, der damals in Göttingen studirte, war als einer von den Unternehmern der Schlittenfahrt bekannt, und mußte mit einigen andern Studenten, welche daran Theil genommen hatten, vor dem akademischen Gerichte erscheinen.

In dem Gesichte des Prorektors zeigte sich, als die Schuldigen eintraten, die Röthe des Zorns, doch zwang er sich, den Schein der Gelassenheit zu behaupten. Er begann gegen den Engländer, welcher das Deutsche verstand, und ziemlich richtig, jedoch mit fremder und scharfer Betonung der Worte, und ungemein langsam sprach: „Mein Herr, Sie waren bei einer Gesellschaft, die am letzten Dienstage Abends gegen neun Uhr in Schlitten von Nörten zurückgekommen ist. Gestehen Sie das?"

Engländer. Ja, Ew. Magnificenz.

Prorektor. Die Schlitten sind mit brennenden Pechfackeln in die Stadt gekommen, und die Fackeln nachher auf dem Marktplatze verbrannt worden. Gestehen Sie das auch?

Engländer. Ja, Ew. Magnificenz.

Prorektor. Es war ja aber erst drei Tage vorher von mir durch öffentlichen Anschlag ein Gesetz bekannt gemacht worden, welches den feuergefährlichen Gebrauch brennender Fackeln in der Stadt unbedingt und bei strenger Ahndung verbietet! War Ihnen und den übrigen Theilnehmern der Schlittenfahrt dieses Gesetz bekannt?

Engländer. Ja, Ew. Magnificenz.

Prorektor. Wie, mein Herr, sie kannten mein Verbot, und doch handelten Sie dagegen? (heftiger) Warum thaten Sie das?

Eng

Engländer. Weil die Damen es wollten.

Der Prorektor, seines Verdrusses nicht mehr Meister, sprang vom Stuhle auf, und trat dicht vor den jungen Mann, dessen gelassene und bescheidene Haltung vielleicht seine Galle noch mehr aufgeregt hatte. „Was? schrie er entrüstet, die Damen, die Damen .... Ist das eine Entschuldigung? Zum Henker, junger Herr, warum thun Sie, was die Damen verlangen, und nicht, was ich befehle?

Engländer. Weil uns die Damen viel lieber sind, als Ew. Magnificenz.

Die ganze Versammlung brach in ein unaufhaltsames Gelächter aus, nur der junge Britte blieb ernsthaft, und schien nicht begreifen zu können, was man an seiner vernünftigen und arglosen Antwort lächerliches finde. Eben so wenig lachte der Prorektor, der beinahe alle Fassung verloren hatte. Er sorgte indessen dafür, daß der akademischen Justitz ihr Opfer nicht entging. Durch seinen Ausspruch wurde der Engländer zum Repräsentanten des Frevels, zum solidarischen Sündenbock gestempelt, und mußte als Strafe für die Uebertretung des Gesetzes, eine größere Anzahl von Guineen bezahlen, als seine freimüthige Antwort Sylben gehabt hatte. Die übrigen Theilnehmer erboten sich zwar, nachdem sie den Ausspruch vernommen hatten, ihm ihren Straftheil zu erstatten; er aber lehnte das freundlich ab.

XIX. Der Dichter Metastasio.

Der Abbe Gravina, zu seiner Zeit einer der ersten Gelehrten Roms, ging an einem schönen Sommer-

abende

abende mit einem seiner Freunde nahe an der Porta del Popolo, auf dem ehemaligen Campo Marzio, spaßieren. Vor einer Bude bemerkte er einen grossen Zusammenfluß von Menschen, welche Jemanden zuhörten, der im Innern derselben sang. Er erkundigte sich bei den Umstehenden, und erfuhr, daß dem Sohn eines Krämers, Namens Trapassi, aus dem Stegreif Gedichte verfertige und sie absinge (improvisire). Dieß erregte seine Neugier; er blieb einige Zeit vor der Bude stehen, und trat endlich mit seinem Freunde hinein. Hier fand er unter einem Haufen Volks aus der niedrigsten Klasse einen Knaben von ungefehr zehen Jahren, der mit einer sehr melodischen Stimme die Eingebungen seiner Einbildungskraft vortrug, und sich selbst mit der Mandoline begleitete.

Der Eintritt der neuen Zuhörer, deren Anzug sie als Leute von Stande ankündigte, erregte zwar unter den Umstehenden einige Verlegenheit, störte aber den jungen Sänger nicht im geringsten. Als er sein Thema geendigt hatte, sagte der Abbate zu ihm: „Wer hat dich diese Verse gelehrt, lieber Kleiner?" — „Niemand, erwiederte dieser, ich habe sie zu meinem Vergnügen gemacht." — „Da kannst du ja recht hübsche Verse machen, versetzte der Abbate, du wirst ein Improvisiatore werden. Soll ich dir einen Gegenstand aufgeben?"

Der Knabe ließ sich das gefallen, und Gravina schlug ihm die Beschreibung eines schönen Sommerabends vor. Der Knabe stimmte sein Instrument, und begann in wenig Minuten einen Gesang, den er bis auf dreißig Stanzen, zur Bewunderung aller Zuhörer, fortsetzte. Dem Abbate traten die Thränen in die Augen, und als der Knabe aufhörte, drückte er ihn an seine Brust, und sagte: „Freut

euch,

euch, Römer, in diesem Kinde reift euch einst ein großer Mann!" Er wollte hierauf dem Knaben einen Scudi geben, allein dieser schlug ihn aus und sagte: er freue sich, eine Gelegenheit gehabt zu haben, einem Gelehrten gefällig zu seyn. Der Abbate umarmte den Kleinen nochmals, und bat seine Eltern, sich mit diesem Sohne am folgenden Tage zu ihm zu begeben. Sie nahmen die Einladung an, und Gravina erklärte, daß er von nun an als Vater für dieses Kind sorgen wolle. Er erfüllte auch dieses Versprechen vollkommen, und erzog den Knaben auf seine Kosten, bis er das männliche Alter erreicht hatte, und als er 1718 starb, hinterließ er ihm sein ganzes Besitzthum. Aus dem Sohne des armen römischen Krämers Trapassi wurde, unter Gravina's sorgsamer Pflege, ein berühmter Dichter, der unter dem Namen Pietro Metastasio als der größte italienische Operndichter des achtzehenden Jahrhunderts bekannt ist. Er selbst legte, als er herangewachsen war, den Familiennamen Trapassi ab, und nannte sich Metastasio, abgeleitet von dem griechischen Worte Metastasis, d. h. Verwandlung.

Schon hatte Metastasio durch mehrere glückliche Versuche bewiesen, was er in der dramatischen Dichtkunst zu leisten vermöge, als er in seinem sechs und zwanzigsten Jahre (1724) die verlassene Dido (la Didone abandonnata) zu Neapel auf die Bühne brachte. Diese Oper, die mit dem lebhaftesten Enthusiasmus aufgenommen wurde, legte eigentlich den Grund zu seinem Ruhme. Er gab sowohl dem Inhalte als der Einkleidung der ernsthaften Oper neue und wesentliche Vorzüge. Kein Dichter verstand sich so vollkommen auf eine glückliche Wahl des Subjects, auf leichte und doch wirkungsvolle Verbindung der Scenen, auf den schönsten, zauberischen Wohl-

klang

klang des Versbaues und der Sprache. Vorzüglich war er Meister in der großen dramatischen Kunst, das Herz zu rühren, und Leidenschaften zu erregen. Mit allen diesen Vorzügen verband er auch große Kenntnisse und Erfahrungen in der Musik überhaupt, und in der Singkunst und Komposition insbesondere.

Da Metastasio mit seinen seltenen Talenten eine liebenswürdige Bescheidenheit, und einen wahrhaft edeln Charakter verband, so gewann er überall Freunde und Verehrer. Demohngeachtet wurde er einst zu Neapel in einen verdrießlichen Rechtshandel verwickelt, der sich unter den Händen der Advokaten, deren es zu jener Zeit nicht weniger als acht tausend zu Neapel gab, in einen langwierigen Proceß zu verwandeln schien. Zufällig erfuhr er, daß, wenn sich die Prinzessin Belmonte für ihn bei den Richtern verwenden wollte, die Sache gewiß bald beendigt werden würde. Er war ihrer Familie bekannt, und machte ihr eines Tages die Aufwartung. Die Prinzessin, von Metastasio's Begehren im Voraus unterrichtet, und wohl wissend, daß er das Talent eines Improvisatore besitze, erbot sich sogleich, allen ihren Einfluß für ihn zu verwenden, wenn er ihr in dem Augenblicke eine poetische Beschreibung seines Rechtshandels vortragen wollte. Metastasio entschuldigte sich theils mit seiner durch diese Sache bewirkten ungünstigen Gemüthsstimmung, theils mit seinem Mangel an Uebung im Improvisiren. Allein das half alles nichts, er mußte sich bequemen. Er begann hierauf sein Gedicht, und stellte zuerst seine unangenehmen Gefühle da, die ihm jener Streit verursachte, und beschrieb alle Umstände davon; dann entwarf er ein lebendiges Bild der neapolitanischen Justitz, auf der einen Seite so rührend, und auf der andern zugleich so komisch und sarkastisch, daß die Prinzessin bald Thränen des

Mitgefühls vergoß, bald herzlich lachen mußte. Mit dem Ganzen war sie aber so zufrieden, daß sie ihm das Versprechen gab, seine Sache solle in Kurzem entschieden werden. Zugleich bat sie ihn, nach einigen Tagen zu einer bestimmten Stunde wieder zu ihr zu kommen.

Metastasio stellte sich pünktlich ein; allein wie groß war des Dichters Verlegenheit, der von Natur schüchtern war, als er in ein Zimmer geführt ward, worin sich die ausgezeichnetsten Personen von Neapel, nebst den Richtern befanden, welche seinen Rechtshandel zu entscheiden hatten, und als ihm die Frau vom Hause sagte, diese Gesellschaft sey deswegen versammelt, um ihn sein improvisirtes Gedicht über den bewußten Rechtshandel wiederholen zu hören. „Das bin ich nicht im Stande," versetzte er. — Wie so? — „Ich vergesse es sogleich wieder." — Nun, so lassen sie uns ein neues hören. — Unterdessen war er von der glänzenden Gesellschaft ganz eingeschlossen worden, und so sehr er sich auch sträuben mochte, es half ihm nichts. Er mußte sich fügen. Nun sang er fast eine halbe Stunde hintereinander eine Art von Ilias, reich an Episoden, die sich jedoch natürlich aus dem Gegenstande ergaben, untermischt mit Stanzen, welche sich auf gewisse Personen unter seinen Zuhörern bezogen, so daß, als er geendet hatte, alle mit dem größten Entzücken ihm dankten und ihn mit Liebkosungen überhäuften. Die Prinzessin erklärte, daß das zweite Gedicht ganz verschieden von dem ersten sey, und trotz seiner natürlichen Bescheidenheit bemerkte er mit vieler Naivität: „Ich improvisire zwar nicht gern, vielleicht aber war ich noch nie so glücklich, als dießmal; sollte ich diesen Versuch bestehen, so mußte ich erst ein wenig bearbeitet werden."

Der

Der Dichter verließ die Gesellschaft unter Aeußerungen der Zufriedenheit und Werthachtung aller Anwesenden. Den folgenden Tag war seine Angelegenheit ganz nach seinem Wunsche entschieden, aber von nun an hörte er auf zu improvisiren.

Da der Kaiser Karl der Sechste ein wohlunterhaltenes Theater liebte, so berief er den Metastasio im Jahr 1729, mit einem Gehalt von drei tausend Gulden, und einem ansehnlichen Reisegelde nach Wien. Der Dichter folgte dem Rufe, und brachte von nun an seine ganze Lebenszeit am kaiserlichen Hofe zu. Seine Talente nicht nur, sondern auch sein edler Charakter erwarben ihm viele Freunde, selbst unter Personen vom höchsten Range. Die Kaiserin Maria Theresia vermehrte seinen Gehalt mit zwölf hundert Gulden, und gab ihm auch andere Beweise ihres Wohlwollens. Sie schenkte ihm z. B. eine mit Brillanten und ihrem Bildniß gezierte Tabatiere, ein andermal einen Ring von Brillanten; wieder einen goldenen Leuchter; wieder eine in Gold gefaßte Schreibtafel mit einem Bleistift, den ein großer Brillant zierte u. s. w. Der König Ferdinand der Sechste von Spanien schenkte ihm eine in Gold gefaßte Schreibschatulle, nebst dem Bild des Dichters, und dann wieder eine goldene und vier silberne große Büchsen, deren jede fünfzehn Pfund des besten spanischen Tabaks enthielt. So vortheilhaft indessen seine Lage am kaiserlichen Hofe war, so war sie doch mühsam, wegen der vielen Arbeiten, mit denen man ihn überhäufte. Es verging kein Festtag, kein Namenstag in der kaiserlichen Familie, wo er nicht Gedichte machen mußte. Außer den Opern lieferte er auch eine große Anzahl von Oratorien, kleinen Dramen, religiösen Handlungen, Cantaten, Epitaphien, Sonnetten, Gesängen ꝛc., die, wenn sie auch

nicht

nicht alle der Strenge der Kritik entgehen, doch immer von dem großen Talente des Verfassers zeugen.

Als ein Mann von festem Charakter, in jedem Verhältnisse sich selbst gleich, zeigte sich Metastasio bis ans Ende. Er führte das regelmäßigste Leben; alle seine Stunden waren gezählt, alle seine Handlungen vorher durchdacht und bestimmt. Von seiner seltenen Uneigennützigkeit zeugt unter andern folgender Vorfall. Ein reicher Mann, mit dem er in genauer Verbindung stand, hinterließ ihm nach seinem Tode ein förmliches, gerichtlich ausgefertigtes Testament, das ihn zum Erben des sämmtlichen Vermögens des Verstorbenen, das auf hundert tausend Thaler geschätzt wurde, erklärte. Jung war damals Metastasio noch. Im Besitz eines so ansehnlichen Vermögens hätte er bequem und unabhängig von jedem, und ganz seiner Lieblingsneigung gemäß, leben können. Allein er erfuhr, daß der Verstorbene noch Verwandte zu Bologna hätte. Er reiste dahin, kundschaftete die Verwandten aus, und sagte voll Edelmuth zu einem seiner Freunde: „Segnen sollen diese das Andenken des Verblichenen, und weder ihm noch mir fluchen.“ Die Verwandten wurden vorgerufen. Metastasio redete sie also an: „Mein Freund hat mir zwar sein ganzes Vermögen vermacht, aber wie ich glaube aus keiner andern Ursache, als um es so lange in Verwahrung zu nehmen, bis ich die würdigsten seiner Verwandten ausgeforscht hätte, um es unter sie nach Billigkeit zu vertheilen. Mich dieses Auftrags zu entledigen, bin ich hieher gekommen.“ Sogleich zahlte er den Versammelten das ganze Vermögen aus, ohne das geringste für sich zu behalten.

Metastasio erreichte ein Alter von vier und achtzig Jahren. Er starb als Weiser und als Christ,

den

den zwölften April 1782, nachdem er drei Kaisern über ein halbes Jahrhundert gedient hatte.

XX. Der Maler Reynolds.

Ein Kunstgenie erster Größe, unsterblich als einer der ersten Portraitmaler, als geistvoller Schriftsteller über seine Kunst, als Mitgründer und Präsident der königlichen Akademie der Künste in London. Er war der Sohn eines wegen seiner Gelehrsamkeit und mannigfaltigen Kenntnisse sehr geachteten Geistlichen im westlichen England, und 1723 zu Plimton in Devonshire geboren. Sein Vater legte ihm in der Taufe den Namen Josua aus dem sehr originellen Grunde bei, daß ihm ein ungewöhnlicher Name vielleicht einmal die Protektion von jemand verschaffen könnte, der eben so hieße. Die beste Empfehlung für den Sohn lag aber in seinen Talenten, die sich frühe verriethen. Er trieb die Schulstudien mit ungemeinem Eifer, bald aber entschied sich seine Neigung für die Kunst, und er ließ seinem Vater nicht eher Ruhe, als bis er ihn zu einem Maler in London in die Lehre gab.

Zu einer Zeit, da noch niemand etwas von des jungen Reynolds künftiger Größe ahnete, erwarb er sich seinen Unterhalt durch Portraitmalen. In dieser Absicht hielt er sich öfters in Plymouth auf, wo damals die Flotte lag, weil es hier immer viel für ihn zu thun gab, da sich die Officiere malen liessen, deren Bildnisse er in Lebensgröße und allezeit Chapeau-

peaupas konterfeyte. Er arbeitete schnell und machte viele Portraits fertig; man bezahlte ihm eine Guinee für das Stück, und die obige Stellung mit dem Hute unter dem Arme war ihm ganz mechanisch geworden. Einmal traf ihn ein Schiffskapitain bei der Arbeit. „Ich sehe, Herr Reynolds, sagte er, Sie geben allen ihren Portraits den Hut unter den Arm; mir gefällt das nicht, malen Sie mich mit dem Hut auf dem Kopfe.“ Reynolds antwortete, das wäre ihm ganz einerlei, und der wackere Seemann erschien also behutet auf der Leinwand. Als der Kapitain fort war, vollendete Reynolds die übrigen Theile des Bildnisses, aber die alte Gewohnheit hieng ihm so stark an, daß er ihm auch einen Hut unter den Arm malte. Das Portrait mit zwey Hüten wurde dem Kapitain ins Quartier geschickt, wo man sich sehr darüber lustig machte. Reynolds war eben damals so sehr mit Arbeit überhäuft, daß er das Versehen nicht eher merkte, als bis man ihm das Gemälde zurückgebracht hatte, damit er den Hut unter dem Arme wieder ausstreichen möchte.

Als Reynolds zwei Jahre lang die Schulen der berühmtesten Maler in Italien besucht hatte, ließ er sich in London nieder, und erregte durch sein ausgebildetes Kunsttalent bald die höchste Bewunderung. Er war der erste Engländer, der auch in den schönen Künsten die Britten auf die Höhe des Ruhms brachte, die sie schon lange zuvor in so vielen andern Zweigen besassen. An Geschmack, Grazie, Leichtigkeit, glücklicher Erfindung, Reichthum und Harmonie des Kolorits stand er keinem Meister der berühmtesten Zeitalter nach, in der Portraitmalerei ging er weiter als alle vor ihm. Zu Hause und im Auslande auf dem Gipfel des höchsten Ruhms, bewun-

dert

dert von den Meistern seiner Kunst, und von den Gelehrten aller Wissenschaften, geschätzt und gesucht von den Großen, belohnt von Fürsten und Königen, und besungen von ausgezeichneten Dichtern, verließ doch den großen Mann seine natürliche Demuth, seine Bescheidenheit, seine gerade ungeheuchelte Aufrichtigkeit auch nicht einen Augenblick.

Der Tod dieses Künstlers im Jahr 1792 war ein Nationalverlust, und sein Leichenbegängniß ungemein feierlich. Zehen Pairs trugen die Zipfel des Leichentuchs, der Lord Maire, der Erzbischof, mehrere Lords, Pairs, Marquis, Baronets begleiteten die Leiche in die St. Paulskirche. Die ganze Gesellschaft folgte in 91 Trauerkutschen, wovon 49 dem hohen Adel und den Gentlemen gehörten. Reynolds hinterließ ein Vermögen von hundert tausend Pfund Sterling, das er sich durch seine Kunst erworben hatte. Gewöhnlich wurde ihm ein Bildniß in Lebensgröße mit zweihundert Pfund bezahlt.

XXI. William Pitt.

Der berühmte englische Staatsminister, William Pitt war zu Zeiten, besonders wenn wichtige Staatsverhältnisse ihn beschäftigten, ungemein zerstreut. Eines Abends besuchte ihn Lord Wendsworth, und trat gerade in sein Arbeitszimmer. Pitt merkte nichts davon. Der Lord nahm ein Buch und setzte sich. Der stumme Besuch dauerte über eine Stunde; endlich räusperte sich der Lord, da blickte Pitt um,

sah den Lord und sagte: „Warten Sie nur einen Augenblick, ich folge ihnen sogleich ins Haus der Gemeinen.“ — „Besinnen Sie sich doch, sagte Wendsworth, das Parlament ist ja prorogirt.“ — „Richtig erwiederte Pitt, aber wenn ich Sie sehe, so denk' ich immer ans Parlament.“

In einer Gesellschaft war von dem Einfluß schöner Frauen auf die Staatsangelegenheiten die Rede. Pitt, der nie verheirathet, und überhaupt sehr gleichgültig gegen das schöne Geschlecht war, meinte: die Weiber sollten nicht mehr Einfluß auf die Staats-Geschäfte haben, als die Kornblumen auf die Erndte.

Als sich im November des Jahres 1804 der Corse Bonaparte zum Kaiser von Frankreich erklären ließ, ward Pitt, der, um einen Frieden möglich zu machen, schon 1801 die so lange bekleidete Ministerwürde aufgegeben hatte, von einem Freunde gefragt: „Was sagen Sie dazu?“ — Jener erwiederte die prophetischen Worte: „Ich meine blos, daß mancher hoch steigt, um recht tief zu fallen.“

Ein Diplomatiker von einem kleinen deutschen Hofe sah einst den winzig kleinen Pitt, in einer sehr einfachen Kleidung, in einem Zirkel beim österreichischen Gesandten eintreten. „Wer ist das Kerlchen?“ fragte er. „Der große Pitt!“ lautete die Antwort.

Gegen einen vertrauten Freund soll Pitt über den König Georg den Dritten geäußert haben: „Er ist als Mensch der edelste, der sich denken läßt, aber für einen Minister durch seinen Eigensinn eine wahre Marter.“

XXII.

XXII. Der Falschmünzer Denton.

In England wird das Falschmünzen mit dem Galgen bestraft. Dieses Loos traf im August 1789 in London einen gewissen Denton, einen Mann, dessen Schicksale und Talente bemerkenswerth sind.

Denton lernte in seiner Jugend das Klempner-Handwerk, und trieb es auch mehrere Jahre. Aus Liebe zum Bücherlesen gab er aber diese Profession auf, und wurde ein Buchhändler in der Stadt York, wo er lange Zeit einen sehr besuchten Laden hielt. Auf einer Reise nach der Hauptstadt sah er eine sprechende Figur, die man für Geld zeigte. In der Mathematik erfahren, und sehr geschickt in mechanischen Arbeiten, verfertigte er in kurzer Zeit eine ähnliche Figur, womit er in England herum reiste und viel Geld verdiente; auch machte er eine künstliche schreibende Figur.

Des Aufenthalts in der Stadt York überdrüssig, gab Denton seinen Buchhandel auf, errichtete einen Laden in London, und wurde daneben Schriftsteller. Er übersetzte und erklärte durch Noten Pinetti's Buch von Taschenspielerkünsten. Seine chemischen Kenntnisse waren groß, und führten ihn zu allerhand Erfindungen. So machte er z. B. eine eigene Art von Plattirungen für Kutschen, und verfertigte viele mathematische Instrumente, wobei er seinen Buchhandel immer fortsetzte. Die Bekanntschaft mit einem Betrüger verleitete ihn, seine Kunst auch auf die Nachahmung der Landesmünzen anzuwenden. Dieß that er auch mit so viel Geschicklichkeit, daß

 man

man nur mit großer Mühe die falschen von den wahren unterscheiden konnte. Er wurde indessen entdeckt und zum Galgen verurtheilt.

Im Gefängnisse war Denton über nichts unwilliger, als daß es ihm nicht gelungen war, seine falschen Münzen den ächten ganz ähnlich zu machen. Noch am Tage vor seiner Hinrichtung sann er sehr ernstlich auf Mittel, diesen Unterschied zu vernichten, und er theilte einem vertrauten Freunde die deshalb gemachte Erfindung als ein Vermächtniß mit. Ueber die Eröffnung des Todesurtheiles bezeugte er sich sehr gleichgültig, und in dieser Stimmung beharrte er noch auf dem Richtplatze. Er lachte und spottete über die Gebete, womit seine Hänge-Kameraden sich den Schritt in die Ewigkeit zu erleichtern suchten. In Ansehung seines Körpers verordnete er, daß man daraus Phosphorus machen sollte.

XXIII. Lord Baltimore, ein Sonderling.

Kein Engländer hat sich in neuern Zeiten durch mehr Sonderbarkeiten ausgezeichnet, als der Lord Baltimore. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Reihe von zahllosen Seltsamkeiten; das Beste dabey war, daß er durch seine närrischen Einfälle niemanden zu nahe trat, vielmehr trugen sie alle das Gepräge von Güte und Wohlthätigkeit. Fast sein ganzes Einkommen, das sich jährlich auf zwei und vierzig tausend Pfund Sterling belief, erhielt er aus Maryland in Nordamerika. Sein

Grund-

Grundsatz war, ganz nach seiner Phantasie zu leben. Daher bewarb er sich nie um Hofstellen oder Würden, wozu ihm seine Kentnisse und sein großes Vermögen Ansprüche gaben. Nie ging er an den Hof. Sein Geschmack an Frauenzimmern war seine herrschende Leidenschaft, die noch durch seine Reisen im Morgenlande vermehrt wurde. Bei seiner Rückkehr nach England ließ er sich im westlichen Theile von London, in einer herrlichen Gegend, ein prächtiges Haus bauen. Ein zu Konstantinopel sehr berühmtes Serail (Palast) diente ihm dabei zum Muster, und als es fertig war, legte er auch einen Harem an, in den er die artigsten Frauenzimmer that, denen er nichts versagte, außer die Erlaubniß, auszugehen. Man schrieb ihnen gewisse Regeln vor, auf deren strenge Beobachtung man drang. Alte Frauen waren zu ihrer Bedienung bestimmt, und Lord Baltimore führte auf diese Art in London das Leben eines morgenländischen Pascha's. War Eine dieser Lebensweise überdrüssig, so entließ er sie mit reichen Geschenken; bisweilen stattete er sie auch auf eine sehr freigebige Art aus. Ob er schon durch diese Lebensart niemanden etwas zu leide that, so konnten sich doch die Einwohner von London nicht an diese morgenländischen Gebräuche gewöhnen. Beständig erschienen die schneidendsten Spottgedichte auf ihn, und man erzählte sich von ihm eine Menge ärgerlicher Geschichtchen. Die Hofleute konnten ihm die Verachtung nicht verzeihen, die er gegen ihr Thun und Treiben bezeugte. Man brachte es daher endlich dahin, daß man ihn vor Gericht foderte. Zwar wurde er freigesprochen, allein er entließ seinen Harem, verkaufte sein Haus, und beschloß England gänzlich zu verlassen. Er begab sich nach Neapel, wo er einige Zeit darauf in seinem dreißigsten Jahre starb.

XXIV. Der Wunderthäter Barret.

In Irland, in dem ohnweit Dublin gelegenen Flecken Cabentily, wurde im Oktober 1806 ein Mensch verhaftet, Namens Barret, der sich bei dem gemeinen Volk einen ganz außerordentlichen Ruf erworben hatte. Es schrieb ihm die Gabe zu, Wunder aller Art zu thun. Man wandte sich an ihn aus den entlegensten Theilen Irlands, besonders um von allen physischen und moralischen Uebeln geheilt zu werden; auch nannten ihn die Landleute und Soldaten nicht anders, als den heiligen Barret, und glaubten, daß er alles, was er nur wollte, thun könnte. Endlich ging es mit diesem Zutrauen des Pöbels so weit, daß man glaubte, es sey hinreichend, sich dem Wunderthäter zu nähern, oder nur seine Kleider zu berühren, um von allen Uebeln des Körpers und der Seele befreit zu werden. Er war auch ein Geisterbanner, und trieb aus den Besessenen die Teufel.

Dieser Mensch war zur Zeit seiner Verhaftnehmung vier und siebzig Jahre alt; er hatte ein gutes Ansehen, trug einen langen Bart und war übrigens wie ein Einsiedler gekleidet. Er hatte sich fünf und vierzig Jahre lang in Irland umhergetrieben, und allenthalben umsonst Wunder gethan. Alle, die ihn seit langer Zeit kannten, bestätigten diesen, sonst den Wunderthätern nicht eigenen Zug, und versicherten, daß es nur von ihm abgehangen hätte, sehr reich zu seyn, er habe aber die Armuth vorgezogen. Er schlug alle Geschenke aus, und nahm nichts an, als die nöthigsten Lebensmittel zur Befriedigung seiner drin-

dringendsten Bedürfnisse. Er war nicht von schlechtem Herzen, und kein eigentlicher Betrüger, sondern ein Schwärmer, der behauptete, zum Trost der leidenden Menschheit von Gott gesandt zu seyn.

Die große Ehrfurcht des Pöbels vor ihm machte seine Verhaftnehmung bedenklich. Man spann deshalb eine Intrigue an, und sie gelang. Es war an einem Sonnabend, gerade da eine Menge Landleute, Städter und Soldaten aus vielen Gegenden zu ihrer Heilung nach Cabentily gekommen waren, und nun mit so viel Erstaunen als Betrübniß sahen, daß der heilige Mann in's Gefängniß geführt wurde. Das Murren, nicht allein dieser in ihrer Hoffnung Getäuschten, sondern aller Einwohner des Orts und der umliegenden Gegend, war allgemein; und durchaus wurde diese Verhaftung den Aerzten zugeschrieben, die sich, wie das Volk sagte, zu sehr interessirt dabei befunden hätten, diesen Gratis-Heilungen Barret's Einhalt zu thun. Eine zahllose Menge Menschen folgte ihm bis zum Gefängniß, mit einem düstern ehrfurchtsvollen Stillschweigen.

Sobald das Thor hinter dem Gefangenen geschlossen war, kam das Volk haufenweise, und bat dringend, eingelassen zu werden, um von Krankheiten geheilt zu seyn. Unter diesen Patienten befand sich eine junge schöne Dame, die durch ihr großes Wehklagen und ihre Thränen die Eröffnung des Gefängnisses für sich bewirkte, und den Segen des Wunderthäters empfing.

Nach einem langen Verhör wurde Barret das Zuchthaus zuerkannt, wohin er auch sofort abgeführt wurde, begleitet von einem zahllosen Pöbel, der sich dabei so ungestüm zeigte, daß er nur durch die herbeigerufene militairische Macht im Zaum gehalten werden konnte.

Robert

XXV. Robert Barker.

Erfinder des Panorama.

Die täuschendste Art der perspektivischen Darstellung in Farben und Licht ist das Panorama, das Horizontalbild einer Stadt oder Gegend. Es verdient der Triumph der Perspective genannt zu werden; die Erfindung selbst ging, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von Irland aus.

Robert Barker, zu Kels in der Grafschaft Meath in Irland geboren, ließ sich in Dublin nieder, und suchte sich von seiner Industrie zu nähren. Es wollte ihm aber nicht gelingen, seine Geschäfte geriethen in Verfall, und er selbst in Verlegenheit. Dieß brachte ihn zur Miniatur- und Portraitmalerei. Die Fortschritte, die er darin machte, verdienen um so mehr Bewunderung, da er einer frühen Kunstbildung ermangelte. Auf gut Glück verließ er sein Vaterland, wandte sich nach Schottland, und nährte sich in Edinburg von der Portraitmalerey.

Es ist nicht möglich, die romantische Lage der schottischen Hauptstadt zu sehen, ohne von den erhabensten Eindrücken ergriffen und gerührt zu werden. Es waren also die verschiedenen Scenen von Schönheit und Größe, welche den Blick des Beschauers von Callon Hill herab bezaubern, was Barkern zuerst auf die Idee brachte, das zu versuchen, was wir jetzt Panorama nennen. Wenn er so mit seinem Kunstsinn um sich blickte, und den großen Reich-

thum

thum der Reitze dieser Natur vor sich sah, so bedauerte er lange im Stillen die engen Grenzen seiner Kunst, und immer mehr ward in ihm der Gedanke rege, wenigstens zu versuchen, ob sich dieselben nicht erweitern ließen. Der Umstand, daß er in seiner Jugend nicht kunstgerecht gebildet worden war, scheint für ihn in dieser Rücksicht sehr vortheilhaft gewesen zu seyn; denn er trug anf diese Art die Schulketten nicht, welche den Kunstjüngern gewöhnlich frühzeitig angelegt werden, und sie durch ihr ganzes Leben mehr oder weniger drücken und in dem freien Gange des Geistes stören. Was ihm sehr zu statten kam, und sein neues und kühnes Unternehmen begünstigte, war seine vollkommne Kenntniß der Gesetze der Perspektive.

Im Jahr 1787 machte Barker den ersten Versuch mit seiner neuen Erfindung im Kleinen. Die Ansicht von Edinburg, die sein Gemüth so mächtig ergriffen hatte, suchte er in einem reitzenden Gemälde darzustellen. Das Ganze war aber nur noch ein kleiner Halbkreis mit Wasserfarben. Er brachte es nach London. Der berühmte Maler Reynolds, dem er zuerst seine Idee ihrem ganzen Umfange nach mittheilte, konnte die Möglichkeit nicht einsehen, wie man sich von den herkömmlichen Angeln losmachen könne, ohne die Gesetze der Perspektive schwer zu beleidigen, und behandelte also die Idee des armen Barker als chimärisch und unausführbar. Zum Glucke ließ sich Barker dadurch in seinem Streben, das Gebiet der Malerey zu erweitern, nicht stören; vielmehr verschaffte er sich ein Patent für seine Erfindung, unter dem Namen: La nature à coup : d'oeil. Nun nahm er Edinburg zum erstenmale in einem ganzen Kreise auf, und stellte das immer noch in Wasserfarben gearbeitete Gemälde, bei Lampenschein

in

in Edinburg, Dublin und London aus. Aber die Kleinheit seines Umfanges verhinderte für jetzt noch den erwarteten Eindruck auf das vielsinnige Geschöpf, das unter dem Titel des großen Publikums bekannt genug ist, und nur der Beifall einer kleinen Minorität erkannte und belohnte das Streben des Künstlers.

London war der nächste Gegenstand von Barkers öffentlicher Ausstellung. Wegen der Größe dieses Gegenstandes, und wegen anderer Schwierigkeiten sah er sich genöthiget wieder nur einen Halbkreis zu liefern. Dieses Gemälde zog in höherem Grade die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich, und selbst Reynolds kam von seinem Vorurtheile zurück, und beehrte seinen Mitkünstler mit den höchsten Lobsprüchen. Barker ließ nun für seine Ausstellungen eine eigene Rotunda in Leicester-square aufführen, deren Durchmesser neunzig Fuß betrug, und die russische Kriegsflotte zu Spithead war der erste Gegenstand, den er in derselben zur Schau ausstellte. Der König, die Königin und die ersten Personen des Hofes beehrten den Künstler und sein Werk mit ihrer Gegenwart, und von nun an war das Glück Beider in London entschieden.

XXVI. Friedrich von Schlichtegroll.

Daß das Andenken verdienter Verstorbener nicht untergehe, sondern daß vielmehr ihr Beyspiel den

Leben-

Lebenden zum Nutzen und Frommen diene: dafür hat Schlichtegroll eine rühmliche Sorgfalt getragen. Sein Nekrolog, den er mit dem Jahr 1790 begann und 1806 nur allzufrüh, schloß, enthält eine ansehnliche Reihe schöner biographischer Denksteine, die zugleich den ehren, der sie setzte. Nur ein flüchtiger Blick kann hier auf das Bild des verdienstvollen Dahingegangenen geworfen werden, der die Achtung Aller mit ins Grab nahm, die ihn und seine Verdienste kannten.

Adolph Heinrich Friedrich von Schlichtegroll wurde am achten Dezember 1765 von bürgerlichen Eltern, in dem Städtchen Waltershausen im sächsischen Herzogthum Gotha geboren. Sein Vater war daselbst Amtskommissarius, und kam spater als Rath und Lehensekretair nach Gotha. Der Vater sowohl als die Mutter waren bidere, sehr religiös gesinnte Personen, die der Erziehung ihres hoffnungsvollen Sohnes alle Sorgfalt schenkten. Sie ließen ihn das Gymnasium in Gotha besuchen, wo er sich schätzbare philologische Kenntnisse erwarb. Wohl vorbereitet besuchte er darauf die Hochschulen zu Jena und Göttingen, zunächst in der Absicht, die Theologie zu studiren. Bald indessen gieng er davon ab, bildete dagegen mit anhaltendem Fleiß sein vorzügliches Talent für die historischen, philosophischen und philologischen Wissenschaften aus, und bereitete sich dadurch zum Schulstande vor. Schon in einem Alter von vier und zwanzig Jahren wurde er Kollaborator an dem Gymnasium in Gotha, nach zwei Jahren Professor, und 1802 Rath und Bibliothekar und zugleich Mitdirektor des berühmten herzoglichen Münzkabinets. In diesem neuen Geschäftskreise boten sich ihm vielfache Veranlassungen dar, mit dem allgemein verehrten, hochgebildeten Herzoge

Ernst

Ernst dem Zweyten in Berührung zu kommen. Da Schlichtegroll in wissenschaftlichen und gemeinnützigen Ansichten mit dem menschenfreundlichen Fürsten ganz übereinstimmte, so erwarb er sich dessen Liebe und Vertrauen in hohem Grade, und dachte deswegen um so weniger an eine Veränderung seiner günstigen Verhältnisse. Mehrmals bot sich dazu Gelegenheit dar, indem er unter vortheilhaften Umständen einen Ruf nach Rußland, und spater nach Dresden und Berlin erhielt. Einige Jahre nach dem Tode seines fürstlichen Gönners hingegen folgte er 1807 dem ehrenvollen Rufe der königl. baierischen Regierung als Generalsekretair der königl. Akademie der Wissschaften in München mit dem Range eines Kollegialdirektors, seit 1808 auch zugleich als Ritter des königl. baierischen Civilverdienst-Ordens ausgezeichnet.

Alle Kräfte und Anstrengungen des thätigen Gelehrten waren von der Zeit an dem Institute gewidmet, um dessen Flor er sich anerkannte Verdienste erwarb. Ueberhaupt war er dem Königshause, welchem er diente, mit treuer Anhänglichkeit ergeben.

Die akademischen Geschäfte erlaubten es Schlichtegroll'n nicht, seine mit vielem Erfolg betriebene Schriftstellerey im Fache der Biographie und der Numismatik fortzusetzen. Der Nekrolog hörte auf, und die Annalen der gesammten Numismatik die er 1804 herauszugeben angefangen hatte, wurden schon mit dem zweiten Bande geschlossen. Indessen lieferte er doch in diesem Zeitabschnitte verschiedene mit Beifall aufgenommene akademische Abhandlungen, Reden und einzelne interessante Beobachtungen. Da die Münzkunde eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war, so wendete er von der Zeit an, als das Münzkabinet in Gotha unter seiner Aufsicht stand, allen möglichen Fleiß auf die Erweiterung und Vervollständi-

gung

gung desselben, und erhob es durch seine Bemühungen zu einer der ersten unter den europäischen Sammlungen dieser Art. Er machte in Hinsicht auf diese berühmte Sammlung mehrere bedeutende Reisen in wichtigen Aufträgen, unter andern auch zu deren Sicherstellung in den früheren Zeiten des Kriegs. Zweimal begab er sich nach Dresden, einmal nach Berlin, einmal nach Paris (1805) und dreimal nach Hamburg, wo ihm sein Name als Gelehrter die interessantesten Bekanntschaften eröffnete. Gleiche Verdienste erwarb er sich um das Münzkabinet in München, und die andern Sammlungen der Akademie daselbst.

Schlichtegroll lebte dreißig Jahre sehr glücklich mit seiner Gattin, einer gebornen Rousseau aus Gotha, die ihm fünf Kinder gebar, von denen bei seinem Tode vier am Leben waren. Seine beiden Söhne standen bei des Vaters Tod, durch Studium und Reisen für ihren Beruf ausgebildet, in ehrenvollen königl. baierischen Staatsdiensten; seine Tochter war glücklich verheirathet, und der jüngste Sohn widmete sich zu Erlangen dem Studium der Theologie.

Früher, als man es dachte, erreichte Schlichtegroll das Ziel seiner ehrenvollen Laufbahn. Seine abnehmende Gesundheit veranlaßte ihn, im Sommer 1822 zu einer Reise nach dem Brunnenorte Kissingen in Franken, um dort seine Kräfte zu stärken. Von hier aus machte er noch eine Reise in die sächsischen Fürstenthümer, wo er viele seiner ältern Freunde zum letztenmale sah. Nach München zurückgekehrt, nahmen indessen seine Beschwerden fortdaurend zu, denen er zum tiefen Schmerz seiner Familie am vierten Dezember 1802 Morgens um halb zwei Uhr, im sieben und fünfzigsten Jahre seines Alters, erlag.

An

An seinem Geburtstage, den achten Dezember, begingen die Seinigen und seine Freunde in der evangelischen Hof- und Pfarrkirche in München seine Todesfeier.

Eine Seele ohne Falsch, ein reiner Sinn, ein treues, der Freundschaft und dem Wohlwollen offenes Herz, auch oft mißbraucht, keinem verschlossen, zuvorkommend und gefällig bis zum Selbstvergessen — ein heisser, nie gestillter Durst nach Wissen; ein reges Streben, alles Gemeinnützige zu befördern; ein unermüdetes Wirken in einem ihm liebgewordenen Berufe, mit Wärme alles Gute und Schöne umfassend, dem Fürsten und dem Vaterlande innig ergeben, ein bewährter Freund seiner Freunde, als Gatte, als Vater, als Gelehrter, als Mensch und Bürger gleich achtungs- und liebenswerth — so war er. Seine Tugenden werden sein Gedächtniß lange erhalten, und sein Beispiel wird nicht ohne Segen bleiben.

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeschichte.

I. Die Spanier in Amerika.

Gemälde schauerlicher Unthaten und Grausamkeiten.

Als die Spanier zum erstenmal, unter Columbus, in Amerika ans Land stiegen, wurden ihre Augen von tausend Gegenständen gefesselt, die den bekannten zwar ähnlich, doch verschieden genug von denselben waren, um für neu zu gelten. Neue Thiere und neue Gewächse; schönere Gegenden, als sie jemals erblickt hatten; unabsehbare Flächen von paradiesischen Gärten; eine üppige Fülle in den Erzeugnissen des Pflanzenreichs; der unerschöpfliche Reichthum jugendlicher Kraft, wie er in einem Lande zu erwarten ist, das sich vielleicht erst vor wenigen Jahrhunderten dem Mutterschooße des Meeres entwunden hat: alles dieses setzte die Ankömmlinge in ein freudiges Erstaunen. Ihr spähender Blick suchte und fand bald Menschen, von kupferrother Farbe, ohne Kleidung und Schmuck. Sie nahmen die Fremdlinge gastfreundlich auf, theilten mit ihnen frei-

freiwillig den Vorrath ihrer Lebensmittel, und holten für sie aus der Ferne neue herbei. Ihre Gäste erschienen ihnen als Unsterbliche, vom Himmel gesandt, um ihnen neue Wahrheiten zu offenbaren, und durch Mittheilung neuer Einsichten und Künste ihr Leben zu erheitern. Sie fielen vor diesen vermeinten Boten der Götter ehrfurchtsvoll nieder, sobald sie in dem Donner ihres Geschützes die sichere Beglaubigung ihrer Gesandtschaft gehört zu haben sich einbildeten. Freiwillig erboten sie sich zu jeder Art von Dienst, und suchten durch Anstrengung und Eifer ihr sehr geringes Maaß von körperlicher Kraft zu ersetzen. Sie bestellten den Spaniern ihre Aecker, sie bauten auf ihren Wink Hütten und Festungen, und fanden ihre gröste Ehre darinn, für diese höheren Wesen zu arbeiten, und sich ihnen gefällig zu machen.

Eine solche freundliche Aufnahme und Dienstbeflissenheit hätte allerdings verdient, durch Güte und Wohlwollen erwiedert zu werden. Aber so war es nicht. Die Spanier, welche nach Entdeckung der neuen Welt zu tausenden dahin wanderten, erlaubten sich bald die unerhörtesten Grausamkeiten gegen jene guten Menschen, die das Land ursprünglich bewohnt hatten. Einige waren geneigt, diese, auf einer so niedrigen Stufe der Kultur stehenden Geschöpfe, für eine Art redender Thiere zu betrachten, die sie wie das Vieh behandeln, und zu ihrem Nutzen gebrauchen dürften. Auf diesen Glauben wurden sie besonders dadurch geführt, daß die armen Leute von den katholischen Formeln, die man ihnen vorsagte, nichts begreifen konnten, und ein vorgehaltenes Crucifix eben so gleichgültig wie jedes andere Stück Holz betrachteten, worüber die religiösen Spanier nicht selten bis zur Wuth sich ereiferten. Eine darüber zu-

sam-

sammenberufene geistliche Kommission erklärte zwar, daß diese Wilden wirklich Menschen wären, und der spanische Hof ließ mehrere Befehle an die amerikanischen Statthalter ergehen, sie wie freie Menschen zu behandeln: allein diese Befehle wurden gleich anfangs wenig, und bald gar nicht mehr geachtet. Diejenigen Seefahrer, welche nach Columbus Tode die Entdeckungen fortsetzten, erhielten sogar von Spanien aus die Anweisung mit: den Indianern, die man antreffen würde, gleich nach der ersten Bekanntschaft die Hauptartikel des christlichen Glaubens vorzusagen, sie von der Oberherrschaft des Pabstes und von dessen Gewalt, heidnische Länder an christliche Potentaten zu verschenken, zu unterrichten, dann endlich sie aufzufodern, sich der christkatholischen Religion und dem Könige von Spanien zu unterwerfen, und wenn sie zu dem allen durch Güte nicht zu bewegen wären, die Gewalt (Feuer, Schwerdt und Sklaverei) zu gebrauchen.

Eine solche Instruktion mußte nothwendig zu einer grausamen Mißhandlung der armen Indianer führen. Auf allen Inseln, wo Kolonien angelegt wurden, erhielt jeder Spanier, der sich da niederlassen wollte, ein großes Stück Landes zum Eigenthum. Dann dividirte man die Zahl der Indianer, deren man habhaft werden konnte, und verschenkte sie als Sklaven an die Kolonisten. Diese glaubten nun gar nichts Böses daran zu thun, wenn sie die armen Menschen wie ihre Pferde zu täglicher harter Arbeit mit Peitschenhieben und wohl noch ganz andern Barbareyen antrieben. Die unglücklichen wurden in die Bergwerke geschleppt, wo ihr zarter Bau den Beschwerden der gefoderten Arbeit bald unterlag. Aus Furcht vor der blutigen Geißel des Trei-

bers boten sie noch im Todeskampfe ihre letzte Kraft auf, um für den Unmenschen, der seinen plötzlich erlangten Reichthum in nie gekannten Lüsten verschwelgte, die Möglichkeit neuer Verbrechen aus dem Schooße der Erde zu graben. Andere seufzten unter dem schweren Gepäcke der Europäer, die tiefer ins Land hinein dringen wollten, um den Schauplatz ihrer Frevel zu erweitern. Zehn oder zwölf dieser bejammernswürdigen Opfer wurden an ein einziges, um ihre Hälse gebogenes, Eisen geschmiedet. Sank einer von ihnen entseelt unter seiner Bürde zu Boden, so enthauptete der europäische Barbar, ihr Führer, kaltblütig mit seinem Schwerdte den Todten, um nur das Eisen nicht aufschließen zu dürfen, damit der Kopf an der einen, der Leib an der andern Seite der Fessel entfiel.

Der ganze Welttheil, so weit nur der Fuß irgend eines europäischen Abentheurers drang, wurde mit dem Blute seiner ehemaligen Bewohner gefärbt. Die Erde, die Ströme, ja selbst das Meer waren mit Leichen bedeckt. Entvölkerte Provinzen, völlig verödete Inseln, bezeichneten nur noch die Stätte, wo ehmals ein Gewimmel froher Menschen das Auge labte. Hier theilte ein spanischer Befehlshaber, sogleich nach seiner Ankunft in einem nie gesehenen Lande, jedem seiner Gefährten hundert, zweihundert, fünfhundert Eingeborne zu; dort bewilligte ein anderer, in einer ältern Niederlassung, beim Anfange des neuen Monats, der Tyranney wieder eben so viele Schlachtopfer, als sie während dieser kurzen Zeit schon zu würgen vermocht hatte. Fehlte es endlich dem Geitze an Sklaven und dem Blutdurst an Opfern, so wurden Raubschiffe nach den entfernten Inseln und nach dem festen Lande von Amerika ausgesandt, um die todtgequälten Sklaven zu ersetzen.

Die

Die geraubten Unglücklichen wurden scharenweise ins Meer geworfen, weil sie die unbeschreiblichen Leiden ihrer Ueberfahrt nicht zu ertragen, weil sie ihr Leben mit der kümmerlichen Kost nicht zu fristen vermochten, mit welcher man gegen sie geitzte, um sie desto wohlfeiler auf den Markt zu bringen.

Der unerträgliche Druck dieser Gewaltthätigkeiten schreckte endlich die geduldigen Amerikaner aus ihrer ursprünglichen Gelassenheit auf. Sie wagten es endlich, der alles verheerenden Wuth einen ohnmächtigen Widerstand entgegen zu setzen; aber sie entflammten dadurch die Blutgier der europäischen Würger nur noch stärker. Durch ein Gesetz wurde bestimmt, daß hundert Eingeborne sterben sollten, sobald ein einziger Europäer, als das Opfer ihrer Selbstvertheidigung und ihrer Gerechtigkeit, fiele. Rachsucht verband sich jetzt bei den Spaniern mit Uebermuth, Herrschsucht und Geitz, um an den Qualen der elenden Amerikaner ihre ganze Erfindsamkeit zu erschöpfen. Sie errichteten große Galgen von vier Seiten, an deren jeder dreizehn dieser Unschuldigen aufgehängt wurden. Ihre Barbarey gieng so weit, daß sie diese Galgen, zum Andenken an den Stifter ihrer Religion und seiner zwölf Jünger, Apostelgalgen nannten. Sie machten die Bewohner noch nie gesehener Länder für die Widersetzlichkeit derer verantwortlich, die von ihnen durch eine Reihe unerhörter Schandthaten zur Rache gereitzt worden waren. Auf Küsten, wo man noch nie einen Spanier erblickt und also wohl keinen beleidigt hatte, erschienen sie nicht blos als Menschenräuber, sondern sogleich als unersättliche Würger. Mit unmenschlicher Wildheit ergriefen sie die Eingebornen, die ihnen arglos entgegen kamen. Blos um sie in Furcht zu setzen, wurden ganze

Dörfer in Brand gesteckt; oder es wurden einige hundert dieser wehrlosen Naturkinder niedergehauen; oder es wurden eben so viele schröcklich verstümmelt; oder ihre abgehauenen Glieder, zu hunderten, an einer Stange als Schreckzeichen aufgesteckt.

Ein Schiffshauptmann landete an einer noch unentdeckten Küste. Von den Wilden freundlich in ihren Wohnungen aufgenommen, wurde er mit einer Zärtlichkeit gepflegt, wie er sie nach seinem eigenem Geständnisse, selbst in dem Hause seiner Eltern niemals erfuhr. Jetzt rüstete er sich zur Abreise; aber vorher ließ er von seinen dienstfertigen Gastfreunden eine weitläuftige Verzäunung errichten. Dahin rief er eine so große Menge von ihnen zusammen, als sie nur fassen konnte. Sie erschienen gerne auf seinen Ruf; sie hofften vielleicht ein Geschenk oder irgend eine Art von Dank für die gutmüthige Zärtlichkeit, womit sie ihn und sein Schiffsvolk behandelt hatten, zu erhalten. Aber er umringte plötzlich mit seiner Mannschvft die Verzäunung, schleppte die Unglücklichen gewaltsam zu Schiffe, um sie bei der Rückkehr als Sklaven zu verkaufen. Schon ist das Schiff gänzlich angefüllt, und die Verzäunung ist noch nicht leer. „Also werden doch einige dem schröcklichen Schicksal entrinnen?“ Nein! Die übrigen in der Umzäunung werden von den Spaniern niedergehauen; einzelne Flüchtlinge, die während des Gemetzels entspringen, werden in ihren Häusern ermordet, oder mit denselben verbrannt.

Aehnliche Greuel verunstalteten den ganzen großen Welttheil. Wo man sonst Wohnungen mit glücklichen Menschen angefüllt sah, erblickte man jetzt in einer entvölkerten Wüste nur rauchende Trümmer, zwischen denen einzeln, menschliche Wesen, viel-

vielleicht bedaurenswehrter als die Gemordeten, in Verzweiflung umher irrten, um unter den Aschenhaufen die Gebeine ihrer Eltern, Geschwister, Geliebte und Säuglinge aufzusuchen. Hier werden verstümmelte Menschen an einem langsamen Feuer gebraten, weil sie den Aufenthaltsort ihrer entflohenen Oberhäupter, der ihnen vielleicht unbekannt ist, nicht entdecken. Dort drängen sich fünfhundert Amerikaner auf einen Felsen zusammen, um Schutz vor ihren wüthenden Feinden zu finden; aber sie werden verfolgt, ereilt, ihr Zufluchtsort wird erstürmt, und alle werden hinabgestürzt; die unten gelegenen Felsstücke sind mit ihrem Blute besprützt.

Mit großen Hunden gehen die Spanier auf die Jagd, um in den Schluchten der Gebirge die Entflohenen aufzusuchen. Diese Hunde werden mit unter die Krieger gerechnet, und ihre Herren bekommen für sie einen regelmäßigen Sold. Von ihnen werden die nackten Flüchtlinge aufgespürt, verfolgt, zerrissen. Der reisende Europäer, der eine überflüssige Zahl amerikanischer Sklaven mitgenommen hat, um sein Gepäck zu tragen, säbelt auf dem Wege mit kaltem Blute einige von ihnen nieder, um seine Hunde mit ihren Leichen zu füttern. Ja, in den Niederlassungen der Spanier wird, zur Nahrung für diese reisende Thiere, das Fleisch der geschlachteten Amerikaner auf den Markt gebracht.

Kaum weiß man, ob man wünschen soll, daß es auf diesem Schauplatze der unmenschlichsten Greuel, unter diesen Horden der europäischen Weltverwüster, einen bessern Mann, einen Mann voll Gefühl für den Schmerz seiner Brüder möchte gegeben haben. Zwar scheint es, er könne vielleicht das Elend mindern und der Gewaltthätigkeit Einhalt thun; aber der gute Wille des Einzelnen ist gewöhnlich nur eine schwache

Schutz-

Schutzwehr gegen die Wuth von Tausenden, und für ein gefühlvolles Herz kann es kaum eine schröcklichere Lage geben, als ohne Kraft zur Rettung auf dem Schauplatze unendlichen Jammers zu stehen.

In dieser Lage befand sich Bartholomäus de las Casas, aus einer edlen spanischen Familie entsprossen, und 1474 zu Sevilla geboren. Als ein Jüngling von neunzehn Jahren kam er mit seinem Vater, dem Begleiter des Columbus auf seiner ersten Entdeckungsreise, nach St. Domingo. Als er nach Spanien zurückgekommen war, weihte er sich dem geistlichen Stande, und trat in den Dominikanerorden, erfüllt von dem lebhaften Wunsche, als Missionair an der Bekehrung der Amerikaner zu arbeiten. Sein Wunsch wurde erfüllt — aber mit dem ersten Tage seines Aufenthalts in Amerika war seine Ruhe auf immer dahin. Alle die Greuel, die uns nach Jahrhunderten noch erschüttern; alle die Abscheulichkeiten, unter deren Darstellung unsre Einbildungskraft erliegt, geschahen theils unter seinen Augen, theils hörte er sie von denen seibst, die dabei zugegen waren, die sie erlitten oder verübt hatten. Täglich sah er gemarterte Elende hinsinken, täglich traf er verstümmelte Menschengestalten an; täglich sah er, wie die Amerikaner verschenkt, wie achtzig oder hundert gegen ein Pferd verkauft, wie sie gequält oder geschlachtet wurden. Wohin er seinen Blick wandte, fand er Spuren von Unmenschlichkeit. Diese Leiden der Unschuld verbitterten ihm jeden Genuß, und nirgend fand er Zerstreuung oder Trost: nicht in den Wissenschaften, die er liebte; nicht in den einzelnen Hülfsleistungen gegen die Verfolgten, wozu er eifrig jede Gelegenheit suchte.

Las Casas war berufen, die Lehren der Religion in den neuern Ländern zu verkündigen; aber wie

konnte

konnte er hoffen, Aufmerksamkeit auf übersinnliche Dinge bei denen zu erregen, die jeden Augenblick die empfindlichsten Qualen zu dulden oder zu fürchten hatten! Wie konnte er hoffen, Sorge für die Ewigkeit denen einzuflößen, die dem Tode, als ihrem einzigen Retter, freudig in die Arme sanken, und die sich keine Zukunft so schröcklich denken konnten, wie sie die Gegenwart fühlten! Wie konnte er hoffen, diejenigen zu Anhängern der neuen Wahrheit zu machen, die alle Laster, wodurch nur die Menschheit entehrt werden kann, von den Bekennern derselben erduldet oder gesehen hatten! Wie konnte er hoffen, daß die Amerikaner zu der Religion der Spanier, daß die verfolgten Heerden sich zu den Grundsätzen der Tiger bekennen würden! Eines Tages sollte ein Oberhaupt (Kazike) der Amerikaner auf Kuba an einem langsamen Feuer gebraten werden. Als er schon an dem Brandpfahl gebunden stand, wollte ein Mönch noch sein Bekehrungstalent an ihm versuchen, um doch wenigstens die arme Seele aus dem Höllenpfuhl zu retten, der damals alle Nichtkatholiken erwartete. Er erzählte ihm viel von den Freuden des Paradieses. „Giebt es auch Spanier dort?" war des Kaziken erste Frage: und auf die Antwort: „Ja, aber nur würdige und gute!" erwiederte er „O geh mir mit den guten, die besten taugen nichts; ich mag nicht in deinem Himmel seyn!"

So wenig las Casas hoffen konnte, mit der Aussicht auf einen guten Erfolg sich der unschuldig Verfolgten anzunehmen, so wagte er es dennoch, das ganze Maaß seiner Kräfte ihnen zu weihen, und für die entfernteste Möglichkeit ihrer Rettung allen Gefahren zu trotzen. Seine einzige Hoffnung war die Gerechtigkeit seiner Sache; sein einziges Mittel war die Darstellung der Wahrheit: und mit

diesen

diesen Waffen allein unternahm er es, als der Retter der beleidigten Menschheit, gegen sein Zeitalter aufzutreten.

Las Casas hatte nicht blos die Ausschweifungen der wilden Abentheurer zu bekämpfen, deren zügellose Wuth das ganze Amerika verheerte: der Geist der Zeit hatte diese Frevel erzeugt, und das ganze Zeitalter nahm sie in Schutz. Die Europäer, die kaum die ersten Schritte gethan hatten, um sich über die Sittenlosigkeit wilder Eroberer zu erheben, waren noch weit entfernt, von jener Entwicklung der Vernunft, welche allein die Achtung der Menschenrechte sichern kann. Sie erklärten die Amerikaner für Wilde, weil die Lehnsverfassung bei ihnen nicht eingeführt war; sie erklärten sie für dumm und unfähig zu aller Geistesbildung, weil sie den Werth des Geldes nicht kannten; sie erklärten sie für gottlos, weil sie einem andern Glauben als dem katholischen anhingen; sie erklärten sie für geborne Sklaven, weil sie nicht stark genug waren, sich gegen die Spanier zu vertheidigen. Was konnte man gegen solche Vorurtheile mit Vernunftgründen ausrichten? Wie durfte ein einzelner Mensch, nur durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit unterstützt, ohne Parthey, ohne Einfluß und ohne Beistand, den Kampf gegen die ungerechte Gewalt unternehmen? Oder wohin sollte er sich wenden, um Beistand zu suchen? Etwa an den Pabst? — Dieser hatte schon den neuen Welttheil zum voraus verschenkt, ehe noch seine Grenzen bekannt waren, und hatte sich so lange bedacht, ob er die Einwohner für Menschen erklären sollte, bis ihm der heilige Geist eingab, daß es in einem so goldreichen Lande auch fette Pfründen geben müßte. — Oder an den König von Spanien? — Ferdinand, damals Beherrscher der spanischen Monarchie

narchie, hatte zwar die Amerikaner auf die erste Nachricht von ihrer unmenschlichen Behandlung, für frei erklärt; aber in einer spätern Verordnung erkannte er ihre Sklaverey für rechtmäßig an, aus dem menschenfreundlichen Grunde, weil man besser für ihre Bekehrung sorgen könnte, wenn sie unmittelbar und ohne Einschränkung den Spaniern unterworfen wären. — Oder an die Gerichtshöfe? — Leider wußten die Richter damals noch nicht, daß der Mensch um seiner Menschheit willen Achtung verdiene. Es kamen Streitsachen vor, wobei die schröcklichsten Missethaten der Spanier, die Kränkungen, Verstümmlungen und Ermordungen der Amerikaner erwiesen wurden, aber man berechnete dabei blos, wie viel der königliche Schatz durch diese Frevel etwa eingebüßt hatte, und foderte dann eine verhältnißmäßige Geldstrafe.

Alle diese Schwierigkeiten waren nicht im Stande, den las Casas muthlos zu machen. Er began seine Laufbahn in Amerika damit, daß er die ihm selbst als Sklaven zugetheilten Eingebornen in Freiheit setzte. Schon durch diese That zeigte er sich an Achtung für die Rechte der Menschheit und an Uneigennützigkeit weit über sein Jahrhundert erhaben. Er hätte sich dabei beruhigen können, mit Aufopferung eines nicht unbeträchtlichen Vortheils, seine Hände von jeder Theilnahme an der allgemeinen Ungerechtlichkeit gereinigt zu haben, ohne noch den Kampf für das Unmögliche zu versuchen. Aber ein Mann, wie las Casas, konnte nicht mit dem Guten zufrieden sein, das er gethan hatte, so lange noch Größeres zu thun übrig blieb. Er machte zuerst dem spanischen Statthalter Albuquerques lebhafte Vorstellungen gegen die Unterjochung der Amerikaner. Sie waren vergebens; denn

wenn

wenn es auch dem Statthalter an Menschlichkeit nicht fehlte, so verboten ihm doch seine Anweisungen und die Staatsklugheit, auf ihre Stimme zu hören.

Las Casas ließ sich durch diesen mißlungenen Versuch nicht abschrecken. Muthig wagte er im Jahr 1516 die damals noch minder sichere Fahrt über den Ocean, in der festen Hoffnung, durch die rührende Schilderung, die er dem Könige Ferdinand von der Unterdrückung seiner neuen Unterthanen vorhalten würde, seine Augen zu öffnen und sein Herz zu rühren. Er erhielt leicht Zutritt bei dem Monarchen, den er kränklich fand. Mit vieler Freimüthigkeit und nicht weniger Beredtsamkeit schilderte er ihm alle die verderblichen Wirkungen, welche aus der Vertheilung der Amerikaner unter die spanischen Kolonisten entstanden wären. Er nannte es geradezu eine gottlose Einrichtung, die der König nicht hätte autorisiren sollen, weil sie einem zahlreichen, unschuldigen und von der Vorsehung seinem Schutze anvertrauten Volke unaussprechliches Elend und den Untergang zugezogen hätte.

Ferdinand, dessen Geist und Leib durch seine Krankheit sehr geschwächt war, erschrack sehr über die Beschuldigung der Gottlosigkeit, die er in einem andern Gesundheitszustande verachtet haben würde. Mit tiefer Rührung hörte er des las Casas Rede an, und versprach dem Uebel nach Vermögen abzuhelfen. Der Tod entband ihn aber bald darauf eines Versprechens, das er in gesunden Tagen schwerlich gethan, noch weniger erfüllt haben würde.

Der Erbe Ferdinands, war Karl von Oestreich als Kaiser Karl der Fünfte genannt. Da sich dieser gerade in den Niederlanden aufhielt, so wollte las Casas schleunigst dahin reisen, um ihm beim Antritt seiner Regierung die Seufzer seiner entfern-

ten

ten Unterthanen nahe zu legen, und um deren Abhülfe zu bitten. Der königliche Statthalter, Kardinal Ximenes, hielt ihn zurück; aber er bewilligte seinen Bitten eine Anzahl rechtschaffener Männer, die er mit unumschränkter Vollmacht, nebst ihm, nach Amerika sandte. Die Bevollmächtigten rechtfertigten die Wahl des Kardinals durch Uneigennützigkeit, Weisheit und Mäßigung; aber sie fanden das Uebel zu tief gewurzelt, um es ausrotten zu können. Sie erklärten die Sklaverey der Indier für ungerecht; aber zum Gedeihen der spanischen Niederlassungen schien sie ihnen durchaus nothwendig; und so opferten sie das Gebot der Gerechtigkeit dem Vortheil der Staatsklugkeit auf. Dagegen aber bemühten sie sich, den verderblichen Wirkungen der bestehenden Einrichtung vorzubeugen, und den Indianern den Trost der besten Behandlung zu sichern, die mit dem Zustande der Sklaverey bestehen kann. Zu dem Ende erneuerten sie die vormaligen Verordnungen, schrieben neue vor, verabsäumten keinen Umstand, der etwas zur Linderung des Jochs beitragen konnte, und bestrebten sich, durch ihr Ansehen, ihr Beispiel und ihre Ermahnungen ihren Landsleuten Empfindungen der Billigkeit und Sanftmuth gegen das unglückliche Volk einzuflößen, von dessen Fleiße sie abhingen.

Eine solche Entscheidung war nicht nach las Casas Sinne. Er erklärte die Sklaverey für ungerecht, und behauptete, eine Ungerechtigkeit könne nicht durch den Nutzen geheiligt werden. Mit vieler Lebhaftigkeit behauptete er, die Amerikaner seyen von Natur frei, und als ihr Beschützer drang er in die Oberaufseher, sie des allgemeinen Vorrechts der Menschheit nicht zu berauben. Diese hörten seine Vorstellungen an, beharrten aber bei ihrer

Ent-

Entscheidung. Die spanischen Kolonisten hingegen wurden im höchsten Grade gegen ihn erbittert, und sie hätten ihn in Stücke zerreissen mögen, weil er auf einer ihnen so verhaßten Foderung bestund. Um sich ihrer Wuth zu entziehen, muste sich las Casas in ein Kloster flüchten; und da er sah, daß alle seine Bemühungen in Amerika fruchtlos waren, so segelte er bald darauf abermals nach Europa, mit dem festen Entschlusse, den Schutz eines Volkes, das aufs grausamste mißhandelt wurde, nicht aufzugeben. Er fand den Kardinal Ximenes tödtlich krank, und im Begriffe, seine Gewalt dem jungen Könige, der täglich aus den Niederlanden erwartet wurde, abzutreten. Sobald Karl angekommen war, bemühte er sich, bei ihm Gehör zu finden. Er sprach mit dem Nachdrucke, der von dem Bewußtseyn einer gerechten Sache, mit dem Feuer, das von der Fülle der Empfindung unzertrennlich ist. Aber er konnte nichts weiter erlangen, als die Absendnng eines neuen Bevollmächtigten, dem zwar Gelindigkeit gegen die Indianer, aber nicht ihre Freilassung befohlen ward.

So sah nun las Casas zum zweitenmal die Staatsklugheit über die Gerechtigkeit siegen. Er muste jetzt die Hoffnung gänzlich aufgeben, für die Indianer in denjenigen Ländern, wo sich die Spanier bereits niedergelassen hatten, irgend ein Rettungsmittel zu finden. Das Uebel war da so tief eingewurzelt, daß es unheilbar geworden war. Allein auf dem festen Lande von Amerika machte man täglich Entdeckungen, die sowohl von der Größe als von der Volksmenge desselben einen sehr hohen Begriff erregten. In allen diesen weitläuftigen Ländern war nur eine schwache Kolonie erst angelegt worden; und, einen kleinen Fleck auf der Landenge von Darien aus-

ausgenommen, besaßen die Eingebornen noch das ganze Land. Dieses eröffnete ein neues und größeres Feld für des las Casas menschenfreundlichen Eifer. Er schmeichelte sich, dort würde er noch die Einführung eines verderblichen Systems verhindern können, welches er da, wo es bereits eingeführt war, wieder umzustürzen nicht vermochte. Von diesem Gedanken voll bewarb er sich um die Verleihung des noch unbesetzten Landes, das sich längs der Seeküste vom Meerbusen von Paria an, bis an die westliche Küste jener Landschaft erstreckt, die nun Santa Martha heißt. Dort wollte er sich mit einer aus Feld- und Arbeitsleuten und Geistlichen bestehenden Kolonie niederlassen. Er erbot sich, in Zeit von zwey Jahren zehntausend von den Eingebornen zu civilisiren, und sie in den Gewerben einer geselligen Lebensart so vollständig zu unterrichten, daß die Früchte ihres Fleißes dem Könige jährlich ein Einkommen von fünfzehntausend Dukaten abwerfen sollten. In zehn Jahren hoffte er die Kultur desselben so hoch zu treiben, daß sie jährlich sechzigtausend Dukaten einbringen würde. Er bedingte sich aber aus, daß kein See- und Kriegsmann sich in diesem Bezirke jemals sollte niederlassen dürfen, und daß keinem Spanier verstattet werden sollte, ohne seine Erlaubniß dahin zu kommen. Er setzte sich sogar vor, die Leute, die er mitnähme, in irgend eine besondere, von der spanischen verschiedene, Tracht zu kleiden; damit die Eingebornen sie für ein anderes Volk, als das, welches ihrem Lande so viele Drangsale zugezogen hatte, ansehen möchten.

Jahre lang muste las Casas um die Erlaubniß betteln, eine Pflanzung nach einem Plane anzulegen, welche der Menschheit keine Thränen kosten sollte. Nach öfterer Berathschlagung erhielt er sie

endlich

endlich, aber nicht ohne das Versprechen, dem Throne in wenig Jahren ein hohes, und immer wachsendes Schutzgeld zu bezahlen, nicht ohne eng bestimmte Grenzen des Landstrichs, wo er seinen menschenfreundlichen Versuch wagen sollte.

Froh über den Vergleich, den las Casas der europäischen Fühllosigkeit durch unverdrossene Ausdauer abgedrungen hatte, verließ er Spanien, und reiste endlich mit zweihundert Landbauern nach der Küste von Cumana. Er hatte alle seine Hoffnung zur Rettung Amerikas auf den glücklichen Erfolg dieses Versuchs gebaut. Seine Einbildungskraft war nur mit der Erfindung kluger und menschlicher Maaßregeln beschäftiget, die ihm das Gelingen derselben verbürgen sollte, und sie labte ihn mit dem schönem Gemälde einer ruhigen Glückseligkeit, die er seinen gutmüthigen Schützlingen zu verschaffen hoffte. Aber wer schildert das Schrecken des unglücklichen las Casas, als er bei seiner Ankunft auf der ersehnten Küste spanische Schiffe findet, die schon das ganze Land verheert, alle Greuel der Grausamkeit gegen die Eingebornen erschöpft, und den Namen der Europäer bei ihnen gebrandmarkt haben!

Durch die unerhörten Grausamkeiten, die man fortdaurend gegen die Indianer auf St. Domingo verübt hatte, war jetzt schon ihre Zahl so sehr vermindert worden, daß es in den Bergwerken an Arbeitern fehlte. Um neue Sklaven zu bekommen, hatten einige Spanier Schiffe ausgerüstet, mit welchen sie längs der Küste des festen Landes kreutzten. In Gegenden, wo sie sich zu schwach fühlten, trieben sie mit den Eingebornen Handel, und tauschten die Goldbleche, die sie zum Putze trugen, für europäischen Tand ein; allenthalben aber, wo sie die Indi-

aner

aner überraschen oder überwältigen konnten, schlepp-
ten sie dieselben mit Gewalt fort, und verkauften
sie auf St. Domingo zu Sklaven. Auf diesen frei-
beuterischen Zügen wurden die entsetzlichsten und
grausamsten Gewaltthätigkeiten verübt, und die Spa-
nier wurden auf dem ganzen festen Lande verabscheut.
So oft Schiffe zum Vorschein kamen, flohen die
Eingebornen entweder in die Wälder, oder eilten be-
waffnet an den Strand hinab, um diese verhaßten
Störer ihrer Ruhe abzutreiben. Eben jetzt waren
fünf Schiffe mit dreihundert Mann angekommen,
welche das Land Cumana mit Feuer und Schwerdt
verheerten, und alle Einwohner als Sklaven fort-
schleppten, weil sie bei ihrer gerechten Selbstverthei-
digung — zween Missionarien erschlagen hatten.

Las Casas gerieth in Verzweiflung, als er
bei seiner Ankunft die verübten Greuel gewahr wur-
de. Er wollte endlich auch noch das Unmögliche
wagen. Er suchte einen Platz zur Landung für sei-
ne Gefährten, er vertraute sie dem Schutze der Spa-
nier an, und eilte nach St. Domingo, um die Ent-
fernung aller spanischen Krieger zu erflehen. Neue
Schwierigkeiten und Verzögerungen halten ihn auf:
endlich kehrt er mit trüben Ahnungen von der Zu-
kunft zurück, und findet seine traurigsten Erwartun-
gen übertroffen. Die Spanier waren schon unter dem
Rachschwerdte der Eingebornen gefallen. Seine Pflanzer
waren durch Hunger und durch die Feindseligkeiten
der Einwohner umgekommen: die letzte Aussicht zur
Erfüllung seiner edlen Wünsche ist nun gänzlich
vernichtet.

Dieser Schlag war für den menschenfreundli-
chen las Casas zu hart. Die gänzliche Erschöpfung
aller seiner Mittel lähmte endlich seine rastlose Thä-
tigkeit. Um ungerechten Vorwürfen, um gransamen

Verfolgungen und dem bittern Hohngelächter seiner Landsleute zu entgehen, begab er sich jetzt in ein Dominikanerkloster zu St. Domingo, und entsagte auf ewig allen Angelegenheiten einer ungerechten und undankbaren Welt. Doch auch hier wurde er seinem Berufe nicht untreu. Alle seine Leiden und fehlgeschlagenen Erwartungen vermochten es nicht, seinen Eifer für die Sache der Menschheit in Gleichgültigkeit zu verwandeln. Aus dem Getümmel der Welt entfernt, verwendete er noch die Muße seiner Einsammkeit zum Besten der Amerikaner. Hier schuf er jene Schriften, in denen das reinste Feuer der Menschenliebe aus einer alle Herzen erschütternden Beredtsamkeit strahlt, worinn er seine Schützlinge gegen europäische Verläumdungen vertheidigte, ihre Leiden mit glühender Wärme darstellte, und Vorschläge zur Linderung ihres Schicksals entwarf.

Die Entvölkerung Amerikas war endlich so in die Augenfallend geworden, daß sie allen spanischen Pflanzungen dem Untergang drohte. Der Eigennutz erregte jetzt auf die Unglücklichen eine Aufmerksamkeit, welche von der Gerechtigkeit und Menschlichkeit umsonst gefodert ward. Man verlangte in Spanien Vorschläge über die Behandlung der Indianer. Las Casas, obgleich schon ein siebenzigjähriger Greis, scheute auch jetzt nicht die Stürme des Meeres nicht die Drohungen seiner Feinde. Er eilte wieder nach Spanien, um einen nenen Versuch auf die Menschlichkeit Karls zu machen. Die Hoffnung, nützlich zu seyn, gab ihm das Feuer seiner Jugend wieder; die Schrift, die er hier aufsetzte, ist auf ewig ein rühmliches Denkmal seines glühenden Eifers für die Sache der Menschheit. Doch, dieselbe Staatsklugheit, der er so oft hatte weichen müssen, stund auch jetzt der Erfüllung seiner Wünsche

sche entgegen; alles was er erhalten konnte, war das Versprechen, daß für die gelindere Behandlung der Amerikaner solle Sorge getragen werden. Mit dieser Zusicherung verließ las Casas den Hof und Europa, um in Neuspanien als Bischof an der Verbreitung menschlicher Grundsätze zu arbeiten. Nur da seine Kraft ihn verließ, in einem Alter von vier und achtzig Jahren, kehrte er nach Europa zurück. Er starb 1566 zu Madrid, nachdem er zwölfmal den gefahrvollen Ocean durchschifft hatte, um die Rechte der gekränkten Menschheit in Schutz zu nehmen. Segen seinem Andenken!

II. Der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, und Philippine Welser von Augsburg.

Die Welser und Fugger waren im Zeitalter der Reformation zu Augsburg zwey Kaufmannsfamilien deren Reichthum beinahe allen Glauben übersteigt, wenn man die damalige Seltenheit und den hohen Werth des Geldes in Betrachtung zieht. Der Handel, durch den sie sich bereicherten, bestand vornemlich in Baumwollenwaaren, besonders in Barchent und d. gl. den sie in großer Menge in Augsburg verfertigen ließen. Diese Waaren sandten sie nach Venedig, damals dem Mittelpunkte des leventischen und ostindischen Handels. Sie bezogen dagegen Seiden, Specerey und andere ostindische Waaren, und versandten diese durch ganz Deutschland, und nach den nordischen Reichen. Mit ihrem Reichthume

wuchs auch ihr Unternehmungsgeist. Sie rüsteten in portugiesischen Häfen Schiffe aus, und nahmen unmittelbaren Antheil am ostindischen Handel. Ihre Flagge wehte auf der Ost- und Nordsee, auf dem mittelländischen und adriatischen Meere, und endlich auf dem großen Ozean. In Amerika legten sie eine Kolonie, Venezuela, an, die ihnen große Summen einbrachte. Das Königreich Ungarn hatte große unterirdische Schätze von Gold und Kupfer, allein die Unterthanen des Reichs hatten nicht Kräfte genug, die Bergwerke zu bauen, und die Reichthümer an den Tag zu bringen. Die Fugger und Welser traten ins Mittel pachteten die Bergwerke, und zogen aus diesem Pacht einen unermeßlichen Gewinn.

Kaiser, Fürsten und Herren befanden sich in jenen Zeiten öfters in drückenden Geldverlegenheiten. Nicht selten nahmen sie dann zu den reichen Kaufleuten in Augsburg ihre Zuflucht, und diese waren im Stande, ihnen große Vorschüsse zu thun. So lieh z. B. ein Welser dem mächtigen Kaiser Karl dem Fünften die unerhörte Summe von zwölf Tonnen Goldes. Große Darlehen der Art waren schon dem Kaiser Maximilian in den Jahren 1507 und 1509 zu seinen italienischen Feldzügen vorgeschossen worden. Daß bei diesen Darlehen die spekulirenden Kaufleute ihren Vortheil nicht werden außer Augen gelassen haben, läßt sich denken.

Aus dem reichen Kaufmannsgeschlechte der Welser stammte Philippine ab, die wahrscheinlich im Jahr 1530 zu Augsburg das Weltlicht erblickte. Ihr Vater hieß Franz Welser, und wohnte auf dem alten Heumarkt, ihre Mutter hieß Anna Adlerin von Zimmerberg. Sie war eine sehr kluge Frau, die ihrer Tochter eine vortreffliche Erziehung

gab.

gab. Diese mütterliche Sorgfalt wurde durch einen Erfolg belohnt, der erfreulicher nicht seyn konnte. Die Natur hatte Philippinen mit einer so außerordentlichen Schönheit beschenkt, daß sie die Bewunderung aller deren auf sich zog, die sie sahen. Ihre Gestalt, ihr Gang, ihr ganzes Ansehen war königlich, und flößte Achtung ein. Aus ihren lebhaften Augen strahlte Hoheit und Güte; und holder Ernst mit Anmuth und Freundlichkeit vermischt, war in ihren ganzen Gesichte verbreitet. Ihre blendende Weisse veranlaßte das Sprüchwort, das noch heutiges Tages unter dem tyrolischen Landvolke gehört wird: Man habe können den rothen Tyrolerwein durch ihren schönen weissen Hals fließen sehen. Ein so schöner Körper war von einer nicht minder schönen Seele belebt. Ihr Verstand, ihre ungeheuchelte Frömmigkeit, ihre Sittsamkeit und Keuschheit würden ihr auch, bei einer weniger schönen Gestalt, Hochachtung haben erwecken müssen.

Philippine befand sich in ihrem achtzehenden Lebensjahre, folglich in der vollen Blüthe ihrer Schönheit und Jugend, als Kaiser Karl der Fünfte im Jahr 1548 nach Augsburg kam, um dort einen Reichstag zu halten, dessen nächster Zweck war, die aus der Reformation hervorgegangenen kirchlichen Streitigkeiten wo möglich beizulegen. In der Begleitung des Kaisers befand sich sein Bruder, der nachmalige Kaiser Ferdinand, und dessen Sohn, der Erzherzog Ferdinand, ein Prinz von neunzehn Jahren, der allgemein für einen der schönsten und freudigsten Kampfhelden seiner Zeit galt. Er war von einer solchen Stärke, daß er zwey übereinander gelegte Thaler mit den Fingern zerbrach, einen Postzug und Wagen im vollen Rennen anhielt, und die schwerste, acht und zwanzig Fuß lange Stechlanze

mit einer Hand hielt und schleuderte, zu Pferde auf der Parforcejagd einen Hirsch beim Geweih hielt, u. dgl. m. Seine hohe herrliche Gestalt und Kraft, seine ungemeine Gewandheit in Schimpf und Ernst, zu Schutz und Trutz erwarben ihm den Namen des letzten Ritters, da in dieser Periode das ganze Ritterthum mit schnellen Schritten zu Grabe ging.

Als der Kaiser in Augsburgs Thoren seinen festlichen Einritt hielt, stand Philippine auf dem hohen Balkone des väterlichen Hauses. Der Erzherzog, auf einem stolzen Schimmel reitend, erblickte dieses Meisterstück der schöpferischen Natur, und fühlte bei dem ersten Anschauen sogleich die ganze Macht ihrer erhabenen Reitze. Man kann denken, daß er kein Mittel wird unversucht gelassen haben, ihre Gegenliebe zu erwerben. Anfangs mag seine Absicht eben nicht auf eine förmliche Heirath gegangen seyn, allein Philippinens Tugend und die Vorsicht ihrer Mutter machten seine Anschläge zu nichte. Indessen suchte er ihr auf alle mögliche Art zu gefallen, und auf dem alten Heumarkt war er, so lange er in Augsburg verweilte, zu Pferd oder zu Fuß täglich zu sehen. Doch vergebens waren alle seine Bemühungen, die reitzende Schöne durch die lockendsten Anerbietungen von der Welt zu vermögen, ihrer Tugend untreu zu werden. Der Erzherzog erstaunte, so viele Tugend zu finden, wo er nur Schönheit zu sehen geglaubt hatte. Seine Leidenschaft verwandelte sich in wirkliche Zärtlichkeit, und er gieng so weit, ihr seine Hand anzubieten.

Die edle Philippine stellte dem Prinzen die gefährlichen Folgen, die eine solche Verbindung haben würde, auf das lebhafteste vor, und erklärte, daß sie auch darein nicht willigen könnte. Allein, da er nicht abließ, in sie zu dringen, so fand sie sich doch

doch am Ende zu schwach, so vieler Treue und Zärtlichkeit zu widerstehen, und vermählte sich mit ihm.

Wann diese Ehe eingesegnet wurde, und wo die Einsegnung geschah ist bis auf den heutigen Tag nicht zur sichern Kunde gekommen; vermuthlich geschah es ums Jahr 1550. So verdient sich nemlich die Welser seit fünfzig Jahren um das kaiserliche Haus mit Geldvorschüssen gemacht hatten, so reich sie waren, so sehr man sie achtete, so herrlich die kaiserlichen Prinzen ihre Weine fanden, wenn sie bei ihnen, wie seit einem halben Jahrhundert geschah, und bei den Fuggers ihre Herberge während der Reichstage nahmen, so war ihnen doch ein solcher Schritt das schröcklichste, was sich ihrem engeherzigen Gemüthe auforingen konnte. Die Vermählung geschah daher ganz im Stillen, und die Liebenden hofften von der Zukunft, daß sich unvermuthet, etwas Günstiges für sie ereignen könnte.

Der Wunsch und die Hoffnung, den gethanen Schritt vor dem kaiserlichen Oheim und Vater wenigstens eine Zeitlang geheim zu halten, ging nicht in Erfüllung. Nur allzubald erfuhr der Kaiser und der Erzherzog Ferdinand, was geschehen war, und beide waren darüber nicht wenig aufgebracht. Der Vater insbesondere warf Ungnade auf seinen Prinzen, und er durfte ihm lange Zeit nicht unter das Gesicht kommen. Die Verheirathung wurde weltkundig, und machte überall großes Aufsehen; jedoch wer die Fürstin kannte, der verehrte ihre Tugend, ihre Klugheit und ihre Schönheit. Der Prinz fühlte sich glücklich im Besitz einer Gattin, die jeden seiner Tage verschönerte, und beiden ging zu ihrer Zufriedenheit nichts ab, als die Gnade des Vaters, dem sein Bruder im Jahre 1558 die Kaiserkrone abgetreten hatte. Doch auch dieser sollte versöhnt werden, nachdem

dem er acht Jahre gezürnt hatte, und von Philippinen weder etwas sehen noch hören wollte.

Die Freunde, welche der Prinz Ferdinand und seine Gemahlin am kaiserlichen Hofe hatten, gaben sich alle Mühe, eine Aussöhnung zu bewirken, und trafen dazu die vorbereitenden Anstalten. Einst nahte sich Philippine unerkannt in Prag dem kaiserlichen Throne in einer Audienz, sank vor dem Monarchen auf ihre Kniee, und erzählte mit einem Strome von Thränen die Geschichte ihrer und ihres Gatten Leiden. Ihr Ton, ihre Schönheit, ihre Beredsamkeit, ihre Sitten bezauberten den Kaiser. Er versprach als Mann und Kaiser, mit dem harten Vater zu sprechen, der so unerbittlich sey, und — nun gab sich Philippine zu erkennen. Ferdinand war zu Thränen gerührt. Er versprach auch jetzt, alles mild und billig auszugleichen; Sohn und Gattin sollten sich ihm unbedingt anvertrauen — und er hielt Wort. Er stellte unterm dreizehenten September 1561 eine Versöhnungs- und Anerkennungsurkunde aus. Freilich sieht man es ihr recht deutlich an, daß sich sein kaiserlicher Stolz immer noch im Innersten gekränkt fühlte. „Ob diese Ehe rechtskräftig und beständig sey, sagt er darin, überlasse ich dem Urtheile der Kirche und Gottes des Allmächtigen. Indessen bestätige ich sie blos aus Gnade und väterlicher Milde, wiewohl ich es vielleicht nicht schuldig wäre."

Die Gnade des Kaisers war also doch mit Wermuth vergällt; allein es war doch die Hauptsache geschehen, und zwei liebe Kinder wurden dadurch nun erst über einen Makel der Geburt erhoben der ihnen alle Wege zur Ehre abgeschnitten hätte. Im Jahr 1563 wurde Philippinens Gemahl zum Herrn von Tyrol ernannt, und den Ständen desselben

ben vorgestellt; allein erst mit dem Jahre 1567 nahm er für immer seinen Aufenthalt zu Inspruck. Auf den Fürstenstuhl dieses oder eines andern Landes durften die Söhne dieser Ehe freilich nicht rechnen, denn Philippine und Ferdinand hatten die Anerkennung ihrer ehelichen Verbindung auch damit erkaufen müssen, daß sie versprachen, auf alle Erbfolge derselben zu verzichten, ihre Ehe vor Jedermann geheim zu halten, und denjenigen Kindern den Vorzug zu gestatten, die etwa bei dem frühern heimgange Philippinens der Erzherzog mit einer zweiten standesmäßigen Gemahlin erzeugen könnte. Inzwischen war doch von dem Augenblicke an, wo ihr Gemahl zu Inspruck einzog, ihr Loos das heiterste geworden, das bei dieser Ehe denkbar war. Der Kaiser Ferdinand war bereits im Jahr 1564 gestorben. Jedes Geheimhalten der Ehe, das so lange hatte beobachtet werden müsse, fiel nun weg; alle Vorzüge einer wirklichen Gemahlin des Erzherzogs konnten in ihre Rechte treten, und 1570 wurde sie als solche in Tyrol feierlich anerkannt.

Was das schöne, tugendreiche und fromme Weib auch zwanzig Jahre lang gelitten haben mag, wenn sie vor Gott und Menschen, nur nicht vor einem Kaiser als Gattin galt: immer wurde es ihr dadurch vergütet, daß die Liebe des Erzherzogs Ferdinand zu ihr niemals erkaltete. Es ziert das ihn, wie sie; denn tausend Unannehmlichkeiten müssen wohl auch ihm machen trüben Augenblick herbeigeführt haben. Allein ds hinderte ihn nicht, sich an Philippinens Seite immer wieder erheitert und getröstet zu fühlen. Er genos mit ihr alles Vergnügen, das auf Tugend und Achtung gegründete Zärtlichkeit zu geben vermag. Keine Königstochter hätte in den unangenehmen Verhältnissen, welche die Verschiedenheit des Standes herbeiführte,

herbeiführte, mehr Geist, siegende Geduld und Ergebung beweisen können, als Philippine gethan hat. Viele Entzweiungen, die sich zwischen den Erzherzogen hervorthaten, wurden von ihr glücklich vermittelt. Die tyrolischen Stände haßten diese Vermählung, weil sie ihnen keine Hoffnung ließ, daß aus derselben ein eigener Landesfürst für Tyrol hervorgehen könne, dessen ungeachtet beteten sie Philippinen an, und das Volk war geneigt, sie als eine Heilige zu verehren.

Zehen Jahre nach öffentlicher Kundmachung der Ehe, 1580, also erst im fünfzigsten Jahre, starb die Holde, sanft und mild, wie sie gelebt hatte, bei vollem Bewußtseyn, und in seligem Entzücken, da ihr die Einbildungskraft des Himmels Seligkeit zeigte, worin die Engel ihrer harrten. Ihr Gemahl war an ihrem Sterbebette, und drückte ihr die Augen zu. Irrig ist das Gerücht, welches später verbreitet worden ist, daß sie im Bade ermordet worden sey, nachdem man ihren Gemahl weggelockt habe. Noch sind, in der kaiserlichen Bibliothek in Wien, die Tageszettel über ihr Befinden in ihrer letzten Krankheit, mehrere Wochen fortgesetzt, vorhanden, und lehren das Gegentheil, gleichwie das Edict, wodurch ihr Gemahl selbst den Tod bekannt machte, und die Feierlichkeiten für ihr Seelenheil anordnete. Sowohl durch seine aufrichtige Trauer, als auch durch die Ehrenbezeugungen, die er der theurn Leiche bewies, gab er zu erkennen, wie groß seine Liebe und Achtung gegen seine Gemahlin gewesen sey.

Philippinens Grabmal ist zu Inspruck — ein großer Marmorstein, auf dem man ihr liebliches Bild im Tode abkonterfeiet sieht. Zahllose Werke ihrer Barmherzigkeit, Inspruckts tiefe Trauer, sind durch eine Menge Basreliefs ausgedrückt. Sie

hinterließ

hinterließ zween Söhne: Karl, der seinem Vater in der Regierung der Markgrafschaft Burgau nachfolgte und 1618 starb, und Andreas, der in den geistlichen Stand trat, Kardinal wurde und 1600 zu Rom in den Armen Pabst Clemens des Achten starb. Der Erzherzog Ferdinand heirathete nach Philippinens Tode die Prinzessin Anna Katharina, eine Tochter des Herzogs Wilhelm von Mantua. Er zeugte mit ihr fünf Kinder, von denen aber nur zwey Prinzessinnen ihn überlebten, daher erlosch die tyrolische Linie 1595 mit Ferdinands Tode.

III. Aufruhr in London, im Jahr 1668.

In England standen von Zeit zu Zeit Fanatiker und Revolutionairs auf, die sich nach ihrem Vorgeben, berufen und von einer höhern Macht getrieben fühlten, der kirchlichen und politischen Verfassung eine andere Gestalt zu geben, und sich selbst an die Spitze einer neuen Ordnung der Dinge zu stellen. Ein solcher Auftritt ereignete sich in London am drei und zwanzigsten März des Jahres ein tausend sechshundert und acht und sechzig unter der Regierung Karls des Zweiten.

Es war am Ostermontag, wo gewöhnlich die Handwerksleute Ferien haben. Am Morgen dieses Tages versammelte sich eine lärmende und ganz ausgelassene Menge derselben, die sich auf einige hundert belief, in Morfields. An ihrer Spitze waren zween Kerle in grauen Westen ohne Röcke; einer von diesen hatte sein blaues Schurzfell an einem Besenstiel befestiget, und wurde von den übrigen „der Träger

des

des Besens, der die schreienden Sünden der Stadt vertreiben sollte," genannt. Der Andere heftete ein Blatt an das Ende eines langen Pfahls, worin er erklärte, „daß er von Gott geschickt sey, um Hurerey Ehebruch und Unzucht auszurotten, und die Kriegsfahne gegen den Teufel und die Hure zu Babilon zu führen."

Die ersten Schritte dieser reformirenden Bande waren diese, daß sie nach gewissen Häusern hinging, dieselben für geschändet durch nichtswürdige Weiber erklärte, das Hausgeräthe derselben verbrannte, und die Häuser selbst dann mit Kälte niederriß. Dieses Geschäft geschah freilich nicht ohne die Dazwischenkunft verschiedener Constabeln, welche an den Verstoß gegen die Friedensakte erinnerten; aber man antwortete diesen nur dadurch, daß man ihnen die Köpfe zerschlug, nnd sie auch auf andere Art, mißhandelte. Die Reformatoren verlangten, daß sie hingehen, und denjenigen, von denen sie abgeschickt wären, sagen möchten: „daß ihre Sache gerecht wäre, und daß keine irdische Macht sie in ihren Unternehmungen stören sollte." Diese ihre Unternehmungen wurden indessen doch gehemmt; aber freilich nicht eher, als bis sie einige Häuser ruinirt, und die Thüren zweier Gefängnisse erbrochen hatten; dann erst wurde ein gewisser Richard Beazley von Borrincham mit vierzehn andern ergriffen und dem Gerichte übergeben. Sie wurden vor dem Lord Oberrichter Hale verhört, und es ward dem Inhalte verschiedener schon vorhandener Statuten gemäß beschlossen, daß: „Wenn Leute sich versammeln, um mit Gewalt die Gesetze zu verändern; auf Lebensmittel willkührliche Preise zu setzen, an eine Magistratsperson, als an den Lord Major von London oder seines Gleichen, gewaltsame Hand zu legen,

oder

oder durch Gewalt so etwas zu bewirken zu suchen, dieses nach dem Sinne der Gesetze für Aufruhr und Verrath zu halten sey."

Der Lord Craven, der gewöhnlich bey Feuersnoth immer zugegen war, und Philipp Howard suchten den Aufruhr durch Vernunftgründe zu stillen; da dies aber nichts half, so befahl Howard den Constabeln, die Fahne zu ergreifen, und als ein Constabel sich weigerte es zu thun, that es Howard selbst, und nahm mit Hülfe seiner Leute vierzehn Personen gefangen. Ihr Betragen war im höchsten Grade ausschweifend und strafwürdig. Beazley sagte, sie seyen zwar alle jetzt Sklaven, aber bald hoffen sie Herren zu werden, sie erkennen den König Karl für ihren rechtmäßigen Oberherrn, aber der schlechten Regierung hätten sie den Untergang geschworen. Die Nation müsse gejätet, und die Zeit verbessert werden. In der Hauptstadt seyen zu viele Häuser, daher wollten sie dieselben ein wenig dünner machen. Der Handel sey eine sehr schlechte Sache, weil er die armen Leute zwänge zu arbeiten, und weil nur die Reichen die Früchte dieser Arbeit einerndeten; daher wollten sie ihn ebenfalls zu Grunde richten, u. dgl. m.

Die Justiz fand es nicht rathsam, solche gefährliche Leute zu begnadigen. Sie wurden alle, bis auf einen einzigen hingerichtet.

IV. Die Ermordung des Herzogs von Enghien.

Ein unaustilgbarer Flecken in Napoleons Regierung ist die Ermordung des Herzogs von Enghien,

des

des letzten Sprößling von dem Geschlechte des gro: großen Conde, mit den dieses erlauchte Haus er: loschen ist. Rühmlich in die Fußstapfen seiner Vor= fahren tretend, verband der Prinz frühe mit den liebens: würdigsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, einen tapfern Muth und ächten Heldengeist. Allein er befand sich noch im Jünglingsalter, als die Stürme der Revolution ihm den Weg zu Ehrenstellen versperrten, und ihn selbst aus seinem Vaterlande vertrieben. In Begleitung seines Vaters bereiste er Deutschland, Rußland und England kam 1792 nach Flandern, und diente bei der Armee seines Großvaters am Rhein. Bald erregte er durch den Heldenmuth und durch die Menschlichkeit, die er bey allen Gelegenheiten bewies, eben so sehr die Bewun: derung als die Liebe seiner Kriegsgefährten. Oft führte ihn seine natürliche Tapferkeit großen Gefahren ent: gegen, bis der lüneviller Friede vom neunten Februar 1801 seiner kriegerischen Thätigkeit ein Ende machte.

Der Prinz folgte nunmehr einer dringenden Einladung des Kardinals Rohan, und begab sich zu ihm nach Ettenheim im Breisgau. Als im Jahr 1802 die Besitzungen des Kardinals an Baden kamen, wandte sich der Prinz an den Markgrafen, und erhielt von ihm die Erlaubniß, seinen Aufent: halt ferner in Ettenheim zu nehmen. Drei Jahre lebte er hier in tiefster Eingezogenheit, mit der Jagd und der Pflege seiner Blumen beschäftigt und die Herzen aller derer gewinnend, die ihn kennen lernten.

Zu dieser Zeit stieg Napoleon, durch das Glück begünstigt, von Stufe zu Stufe, ohne daß eine derselben, seinem unbegrenzten Ehrgeitz genügte. Er war mit dem Titel und der Macht eines ersten Consuls nicht zufrieden, ihn gelüstete nach der Kai: serskrone. Jeden verfolgte sein Haß, der seinen

ehrgeitzi:

ehrgeitzigen Entwürfen in Weg zu treten schien. Ueberall laurten seine Spione, und gaben ihm Kunde von dem, was vorging. Von ihnen erfuhr er, daß sich am rechten Rheinufer, besonders im Badischen, viele Ausgewanderte gesammelt hätten, die sich verkleidet zu Offenburg aufhielten. Unter diesen hieß es, befände sich der General Dumouriez und der Herzog von Enghien, der sich indessen nicht zu Offenburg, sondern zu Ettenheim aufhielt. Diese ganze unverbürgten Nachrichten waren für den Usurpator hinreichend, mit verletzung des Völkerrechts, sich der verdächtigen Personen zu bemächtigen. Besonders wünschte er den Prinzen von Enghien in seine Hände zu bekommen, weil er in dessen Papieren nähere Aufschlüsse über die Plane der Ausgewanderten zu finden hoffte. Um seine Absicht desto sicherer zu erreichen, machte er in größter Stille die Vorkehrungen zur Ausführung seiner meuchelmörderischen Anschläge.

Am Abend des vierzehnten März 1804 giengen zwei Kolonnen französischer Truppen, die eine bei Kehl, die andere bei Rheinau, über den Rhein. Die erste Kolonne, zwölfhundert Mann Reiterei und Fußvolk stark, führte Napoleons Adjutant Coulincourt an, der früher als Edelknabe mit dem Herzog von Enghien erzogen worden war, jetzt aber die oberste Leitung über den Mordanschlag übernommen hatte. Er besetzte Kehl und alle Orte an der Straße nach Offenburg, umringte die Stadt, und nahm mehrere dort befindliche Ausgewanderte, fünfzehn an der Zahl gefangen, mit denen er am Mittag des folgenden Tages wieder nach Strasburg kam. Die zweite Kolonne, unter den unmittelbaren Befehlen der Generale Ordener und Fririon, zog gen Ettenheim, wo sie am spaten Abend ankam, und den Ort umgab.

Der

Der Herzog hatte sich bereits zur Ruhe begeben, als dieß geschah Benachrichtiget, daß man Geräusch um seine Wohnung höre, sprang er im Hemde auf, und ergrif ein Gewehr; einer seiner Bedienten ein zweites. Sie öffneten das Fenster, und der Herzog rief: „Wer da.“ Ein Gensdarme antwortete ihm eine Ungezogenheit. Der Herzog und seine Diener waren im Begriff zu feuern, allein der Baron von Grünstein, erster Gesellschafter des Prinzen, verhinderte es, indem er bemerkte, daß eine fruchtlose Vertheidigung die Sache nur verschlimmere. Dagegen versprach er, sich für den Herzog auszugeben, wenn man ihn arretiren wollte. Dieser nahm den Vorschlag an, und schlupfte eilig in Pantalons und eine Jagdweste. Stiefeln anzuziehen hatte er nicht mehr Zeit, denn schon stürmten die Gensdarmen die Treppe herauf, drangen mit vorgehaltenen Pistolen in das Zimmer und fragten: wer der Herzog von Enghien sey. Ungeachtet seines Versprechens sprach der Baron kein Wort. Die Frage wurde wiederholt; gleiches Schweigen von Seiten des Mannes, der gleich auf die erste Frage antworten mußte, wenn er sich des Vertrauens des Herzog würdig zeigen wollte. Dieser warf ihm einen Blick tiefer Verachtung zu, und erwiederte den Gensdarmen: „Wenn Sie hieher kommen, den Herzog von Enghien zu arretiren, so müssen Sie ein Signalement haben; suchen Sie ihn.“

Die Gensdarmen glaubten mit einem von den Leuten des Herzogs zu sprechen, und entgegneten: „Wenn wir es hätten, so würden wir euch nicht fragen; aber weil ihr uns den Prinzen nicht anzeigen wollt, so müßt ihr alle mit fort.“ Ein Gensdarmerie-Brigadier faßte den Herzog an, und machte sogleich Anstalt zum Fortbringen der Ueberfallenen.

In

In einem Hause nicht weit von dem Herzoge wohnte der Ritter Jacques, sein Secretair und Freund. Als dieser hörte, daß der Herzog von einer bewafneten Macht überfallen worden sey, verließ er halb angekleidet seine Wohnung, und befahl zugleich einem Bedienten, nach der Kirche zu eilen und die Sturmglocke zu läuten. Aber ein Piket Soldaten hatte bereits die Kirche besetzt, und der Bediente wurde mit Schlägen zurückgewiesen. Nichts ward außer Acht gelassen, was den Erfolg des Bubenstücks begünstigen konnte. Der Ritter Jacques, obgleich krank, sammelte seine letzten Kräfte, und kam zu dem Prinzen, um ihn zu begleiten. Anfangs wurde er zurückgestossen, allein da er bei seinem Begehren beharrte so erfüllten die Soldaten seinen Willen mit den Worten: „Es ist einer mehr.“ Der Unglückliche mußte für seine Anhänglichkeit an den Herzog dadurch büßen, daß ihn Napoleon ein ganzes Jahr lang im Gefängnisse schmachten ließ.

Der Herzog und mehrere Offiziere seines Hauses wurden nun unter einer besondern Eskorte von Gensdarmen, von Ettenheim weggebracht, ohne daß man ihnen Zeit gönnte, sich ordentlich anzukleiden, der Prinz war in Pantoffeln. In einer Mühle unfern des Ortes wurde halt gemacht, und dem Bürgermeister von Ettenheim, der hergeholt wurde, befohlen, die Namen der Gefangenen anzugeben, und besonders zu sagen, welcher der Herzog von Enghien wäre, den immer kannte man diesen noch nicht. Nachdem der Bürgermeister die verlangte Auskunft gegeben hatte, wurde dem Herzoge erlaubt, sich durch seinen Kammerdiener Wäsche, Kleider und Geld holen zu lassen. Nach der Rückkehr des Dieners, und nachdem sich der Prinz angekleidet hatte, brachte man ihn an den Rhein, der bei Koppel passirt wur-

de. Da zu Rheinau, wo man wieder ans Land stieg, die erwarteten Wagen noch nicht angekommen waren, so mußten die Gefangenen noch eine Stunde ihren Weg zu Fuß fortsetzen, worauf man sie in einem schlechten Fuhrwerke weiter nach Straßburg transportirte. Neben dem Herzoge sollte sein erster Gesellschafter, der Baron von Grünstein, Platz nehmen, er wies ihn aber zurück, und verlangte seinen wackern Diener Canonne, der ihn allein hatte vertheidigen wollen.

Bei der Ankunft zu Straßburg wurde der Herzog, mit allen übrigen zu Ettenheim aufgehobenen Gefangenen in die Citadelle eingesperrt, und sehr hart behandelt. Die Strenge wurde so weit getrieben, daß man in sein Zimmer eine Wache stellte. Man untersuchte seine Papiere, und fragte ihn um die Ursache seines Aufenthalts zu Ettenheim. Er erklärte, daß ihn seine Neigung zur Prinzessin Rohan, die seit langer Zeit dort wohne, dazu bestimmt habe. Ausser ein paar Briefen, die einige Scherze über Napoleon enthielten, fand man unter seinen Papieren durchaus nichts Verdächtiges.

Am achtzehnten März, ganz in der Frühe öffnet sich die Kerkerthür des Prinzen, Gensdarmen umringen sein Bette, und zwingen ihn, sich eilig anzukleiden. Seine Leute eilen herbei, er verlangt seinen treuen Diener Canonne zur Begleitung, allein man erwiedert ihm, er bedürfe dessen nicht. Auf die Frage, wie viel Leinwand er mitnehmen könne, erhält er zur Antwort; ein oder zwey Hemden. Diese Aeußerung raubte dem Herzoge alle Hoffnung. Das Loos, welches ihn erwartete, voraussehend, vertheilte er unter seine Unglücksgefährten fast alles Geld, das er bei sich führte, umarmte seine Freunde, und sagte ihnen ein ewiges Lebewohl. Als die Thüre wieder

geschlossen

geschlossen wurde, hörten sie das Klirren der Ketten, mit denen man die Hände des Prinzen belastete. Man eilte Tag und Nacht hindurch fort, ohne die mindeste Erfrischung zu genießen.

Am zwanzigsten März, Abends um halb fünf Uhr, kam man vor den Thoren von Paris, bei der Barriere von Pantin an. Dort befand sich ein Courier, der den Befehl überbrachte, längs der Mauern nach dem Gefängnisse von Vincennes zu fahren, wo man schon um fünf Uhr ankam. Es war damals Maxime, alle Hinrichtungen, die man vor der That geheim halten wollte, an diesem Orte verrichten zu lassen. Havel, der Kommandant von Vincennes, äußerte gegen seine Gattin: „Ich weiß nicht, wer der Gefangene ist; das sind aber wahrlich viele Leute, um sich seiner Person zu versichern.“ Die Gattin des Kommandanten war eine Tochter der Amme, die den Herzog von Enghien gesäuget hatte; sie erkannte den Prinzen, und rief schmerzlich aus: „es ist mein Milchbruder.“

Der Herzog war bei seiner Ankunft zu Vincennes von Entbehrungen und Strapazen so erschöpft, daß er sich nach Ruhe und Erhohlung sehnte. Nachdem er eine leichte Mahlzeit zu sich genommen, und auf den andern Morgen um Bereitung eines Fußbades gebeten hatte, warf er sich auf ein in der Eile bereitetes elendes Bette. Zwei Fensterscheiben in seinem Gefängnisse, zunächst bei dem Bette, waren zerbrochen; auf die Bemerkung des Herzogs wurden sie mit Servietten verstopft. Er schlief bald ein, aber nach wenigen Stunden, Nachts um eilf Uhr, wurde er mit Ungestümm aufgeweckt, und vor ein von Murat angeordnetes, aus fünf Obristen, unter dem Vorsitze des General Hullin bestehendes Kriegsgericht gestellt. Ohne seiner gänzlichen Er-

schöpfung zu achten, ohne ihm einen Vertheidiger zu gestatten, ohne eine einzige, selbst nicht einmal eine unächte Beweisschrift beizubringen, wurde er von seinen Richtern angeklagt, daß er die Waffen gegen die Republik getragen, daß er der englischen Regierung, der Feindin des französischen Volks, seine Dienste angeboten, daß er geheime Abgeordnete dieser Regierung bei sich aufgenommen, und mit ihnen Plane entworfen gegen die innere und äußere Sicherheit des Staats, daß er sich an die Spitze eines Haufen von Ausgewanderten und sonstigen Söldnern Englands im Breisgau und im Badischen, an den Grenzen Frankreichs gestellt, daß er Verbindungen zu Straßburg anzuknüpfen gesucht, um in den nächsten Departements Aufruhr zu erregen, daß er um die von den Engländern gegen das Leben des ersten Konsuls angestiftete Verschwörung gewußt, und dieselbe gefördert, und daß er selbst bestimmt gewesen sey, nach Frankreich zu kommen, falls sie nach Wunsche geglückt wäre.

Solche Beschuldigungen wurden gegen einen Prinzen vorgebracht, der nur im Revolutionskriege die Waffen gegen Frankreich getragen hatte, der deshalb aus seinem Vaterlande verbannt worden war, das französische Bürgerrecht verloren hatte, und dadurch Frankreich völlig entfremdet war, dem zwar England Dienste angeboten, der diese aber noch keineswegs angenommen hatte, und der obendrein außer Frankreich, in einem neutralen Lande sich aufhielt. Die Ruhe und Würde, mit welcher der Prinz seine Vertheidigung führte, machte auf die Richter einen solchen Eindruck, daß sie in Verlegenheit geriethen, und noch in der Nacht an Napoleon schrieben, um sich Verhaltungsbefehle auszubitten. Als Cambaceres in der geheimen Berathschlagung, die der

Tyrann

Tyrann veranstaltete, zu erkennen gab, man möchte dem Prinzen das Leben lassen, rief der grausame Machthaber mit Bitterkeit: „Seit wann sind Sie doch so geitzig mit dem Blute der Bourbons geworden?“ Ohne weiter auf eine Einsprache zu Gunsten des Prinzen zu achten, setzte er unter das an ihn gerichtete Schreiben die Worte: „Zum Tode verurtheilt!“ und sandte es zurück.

Die Gensdarmerie d'Elite wurde ausersehen, das Todesurtheil an dem Prinzen zu vollziehen. Ein Offizier derselben, der im Hause Conde' erzogen war, kam zu ihm in sein Gefängniß. Da der Prinz ihn erkannte, bezeugte er ihm seine Freude, ihn wieder zu sehen. Dieser aber, der schönen Jugendzeit gedenkend, antwortete nicht, sondern senkte den Blick zur Erde, und weinte. Er war es, der die mit Vollstreckung des Ausspruchs der Militär-Kommission beauftragten Gensdarmen kommandiren mußte. In Begleitung dieses Offiziers verließ der Prinz sein Gefängniß, und stieg eine enge, dunkle, winklichte Treppe in den Schloßgraben hinab. Er fragte seinen Begleiter: „Will man mich lebend in einem unterirdischen Kerker begraben; soll ich dort meine Tage endigen?“ — „Nein, mein Prinz, erwiederte der Offiziere schluchzend; beruhigen Sie sich.“ Dieser Offizier war unter denen, die Zeugen dieser Mordscene waren, nicht der einzige, welche dem Hause Conde' Verbindlichkeiten hatten. Auch die Gattin des Kommandanten von Vincennes gehörte in diese Zahl, und sie gerieth in einen tödtlichen Schrecken, als sie den Prinzen aus dem Fenster vorüber führen sah.

Alle Anstalten waren getroffen, um das Todesurtheil, das der Tyrann ausgesprochen hatte, ohne Verzug zu vollziehen. Als der junge Held auf der

Mordstätte angekommen war, und die Anstalten zu seinem Tode erblickte, rief er aus: „Dank dir, Himmel, ich sterbe den Tod eines Soldaten!“ In dem Augenblicke, wo er stehend, und durchaus unerschrocken, die Brust den tödtlichen Geschosse darbot, rief er den Gensdarmen zu: „Nur zu, meine Freunde!“ — „Du hast hier keine Freunde!“ versetzte eine freche, wilde Stimme. (Man behauptet, Murat habe diese Worte gesprochen). Ueberhaupt verband man mit dem Tode des Prinzen alle nur mögliche Grausamkeiten. Gleich nachdem ihm sein Urtheil abgelesen worden war, verlangte er einen Priester, um seine letzten irdischen Pflichten zu erfüllen. Ein beleidigendes, und beinahe allgemeines Lächeln begleitete die Antwort eines seiner Richter: „Willst du denn als Kapuziner sterben? Ein Priester? Pah, sie sind jetzt alle zu Bette!“ Der Prinz erwiederte, im edlen Unwillen, keine Sylbe; er kniete nieder, erhob seine Seele zu Gott, und nachdem er sich einen Augenblick gesammelt hatte, stand er auf und sprach: Laßt uns aufbrechen. „Außer Murat war auch Savary bei der Exekution zugegen. Als der Prinz zum Tode ging, äußerte er den Wunsch, daß einer ihm sehr theuren Person eine Haarlocke, ein Brief und ein Ring zugestellt werden möchte. Ein Soldat übernahm es, allein als es Savary gewahr wurde, schrie er: „Niemand hier darf Aufträge eines Verräthers besorgen.“

So ward Nachmittags drei Uhr, am ein und zwanzigsten März 1804 in den Schloßgräben von Vincennes, ohne Beweis, ohne Beobachtung der Formen, deren Schutz selbst dem gemeinsten Verbrecher zugestanden wird, ohne Vertheidiger, ohne Zeugen, ein schuldloser Prinz aus dem französischen Königsstamme gemordet, mit der gröbsten Verletz-

ung

ung des neutralen Gebietes eines deutschen Reichsfürsten, mitten im Frieden, mit empörender Verachtung jeder völkerrechtlichen Sitte. Erst in dem Augenblicke, als die französischen Kolonnen über den Rhein gingen, hatte Talleyrand die badische Regierung benachrichtiget, der erste Konsul habe zwei kleinen Truppenabtheilungen den Befehl gegeben, die Anstifter eines Verbrechens zu ergreifen, welches seiner Natur nach alle diejenigen, die der Theilnahme an demselben überführt worden, außer den Schutz des Völkerrechts setze.

Ganz Europa ward mit Unwillen erfüllt über das treulose und barbarische Verfahren des französischen Machthabers; aber man schwieg, vom Schrecken gelähmt, denn jeder fürchtete für das eigene Haupt. Zu London und Petersburg ehrte man das Andenken des unglücklichen Prinzen durch eine glänzende Todtenfeier. Bei dem Leichenamte, das zu Petersburg gehalten wurde, war auf dem Cenotaphe die Inschrift zu lesen:

Inclito Principi
Ludovico Antonio Henrico
Borbonio Condaeo Duci d'Enghien
Non minus propria et avita virtute
Quam sorte funesta claro,
Quem devoravit Bellua Corsica,
Europae terror,
Et totius humani generis lues *).

*) Dem durchlauchtigen Prinzen Ludwig Anton Heinrich Bourbon-Conde', Herzog von Enghien, ausgezeichnet durch eigenes und angestammtes Verdienst und durch sein beklagenswerthes Schicksal, den das korsikanische Raubthier, der Schrecken Europas, und die Pest des ganzen menschlichen Geschlechts, verschlungen hat.

V. Der Kaiser Napoleon und Pabst Pius der Siebente.

Aus den Memoiren des Erstern.

Kein Fürst hat wohl das eiserne Scepter, mit dem Napoleon tyrannisirte, schmerzlicher empfunden, als der vielgeprüfte Pabst Pius der Siebente. Kränkungen jeder Art, Beraubung, Hohn, Spott und sogar persönliche Mißhandlungen mußte der ehrwürdige Greis über sich ergehen lassen. Allem diesem setzte der entschlossene Dulder eine Beharrlichkeit und Festigkeit entgegen, die Ehrfurcht gebietet Es ist indessen nicht unwichtig, zu vernehmen, wie Napoleon selbst von seinem Verhalten gegen den heiligen Vater urtheilte, und wie er es in den Augen der Nachwelt zu rechtfertigen suchte. Er hat sich darüber in einem Aufsatze, den er in seiner Gefangenschaft zu St. Helena dem General Montholon in die Feder dictirte, folgendermaßen erklärt. Wie Cäsar und Friedrich der Große spricht der Exkaiser in der dritten Person.

Der Zwist mit dem Pabste, sagt er, nahm im Jahr 1805 seinen Anfang, und endete im Jahr 1810 durch die Vereinigung der weltlichen Staaten des heiligen Stuhls mit dem französischen Kaiserthume. Die Höfe von Wien, Rußland und England hatten 1805 die dritte Coalition gegen Frankreich geschlossen. Eine österreichische Armee rückte in Baiern ein, vertrieb den Kurfürsten aus München, und nahm Stellung an der Iller, um zwei russische Armeen zu erwarten. Der Erzherzog Karl, an der Spitze der österreichischen Hauptarmee, rückte an die Etsch vor, und bedrohte Italien mit einem Ueberfalle. Ein französisches Observationskorps von fünfzehn bis

zwanzig

zwanzig tausend Mann, unter den Befehlen des Marschalls St. Cyr, hatte die Halbinsel von Otranto besetzt, und war von der Armee, die an der Etsch stand, durch die Staaten des Pabstes getrennt. Eine englische Eskadre zeigte sich im mittelländischen Meere, und schickte Kreutzer in das adriatische. Eine englische russische Armee wurde zu Neapel erwartet. Das Observationskorps von Otranto war in Gefahr; die Citadelle von Ankona gehörte dem Pabst, und lag auf der Verbindungslinie mit der französischen Armee in Italien. Sie war nicht ausgerüstet; ein Korps von zwölfhundert Mann konnte landen, und sich dieses wichtigen Postens bemächtigen. Napoleon schrieb deshalb eigenhändig an den Pabst, und ersuchte ihn, drei tausend Mann Garnison hierein zu legen, sie einem erprobten Manne anzuvertrauen, und französische Truppen dort aufzunehmen.

Da dieser Antrag abgelehnt wurde, so verlangte Napoleon, daß der Pabst einen Offensiv-Traktat mit den Königen von Italien und Neapel, zur Vertheidigung von Italien, abschließen sollte; ferner, daß die Häfen des Kirchenstaats den Engländern verschlossen werden, und endlich, daß eine französische Garnison von drei tausend Mann die Citadelle von Ankona besetzen sollte.

Der Pabst antwortete hierauf, daß er, als gemeinschaftlicher Vater aller Christen, kein Bündniß gegen seine Kinder schließen könnte; daß er zugleich dadurch die römisch-katholischen Unterthanen derjenigen Mächte in Gefahr bringen würde, gegen die er sich erklärte; daß er sich über niemand zu beklagen hätte, und daß er niemand den Krieg erklären wolle noch könne. Der Kaiser entgegnete: als Karl der Große dem Pabst mit einer weltlichen Souverainität

mitten

mitten in Italien bekleidet hätte, so wäre dieß für das Beste von Italien und Europa geschehen, und nicht um dort die Unglaubigen und Ketzer einzuführen. Die Geschichte der Päbste sey voller Bündnisse und Gegenbündnisse mit den Kaisern und den Königen von Spanien oder Frankreich. Julius der Zweite habe Armeen kommandirt. Im Jahr 1797 habe der General Bonaparte sein Hauptquartier in dem Palaste des Bischofs von Chiaramonti gehabt, als er gegen die Armee des Kardinals Braschi marschirte, die Pius der Sechste angeworben hätte, um eine Diversion zu Gunsten Oesterreichs zu machen. Dieser Krieg sey durch den Frieden von Tolentino geendigt worden. Indem also in unsern Tagen der Phalanx des heil. Peters neben dem österreichischen Adler gegen Frankreich zu Felde gezogen sey, könne derselbe jetzt auch mit dem französischen Adler marschiren. Indessen wolle Napoleon, aus besonderer Willfährigkeit gegen den heiligen Vater, zugeben, daß dieser Traktat nicht bis gegen Oesterreich und Spanien ausgedehnt werde, sondern daß er blos für die Unglaubigen und Ketzer gelte. Um diesen Preis wolle er sich verbindlich machen, die Küsten und die Flagge der Kirche gegen die Barbaresken zu unterstützen.

So dauerte die Korrespondenz abwechselnd während der Jahre 1805 und 1806. Die Briefe des Pabstes waren mit der Feder Gregors des Siebenten geschrieben, und waren ganz in Widerspruch mit der Freundlichkeit und Annehmlichkeit seines Karakters; er unterzeichnete sie blos. Er sprach darin beständig von seiner Jurisdiktion, von seiner Gewalt über die Mächte der Erde, weil, wie er sagte, der Himmel über die Erde, und die Seele über dem Stoff sey.

Inzwischen war nach dem Presburger Frieden eine französische Armee in Neapel eingerückt. Der König Ferdinand hatte sich nach Sizilien geflüchtet; das ganze Königreich war erobert. Ein französischer Prinz hatte den Thron bestiegen, der von der Armee in Oberitalien durch die Staaten des Pabstes getrennt war. Die Agenten der Höfe von Palermo und Cagliari, und die Ränkemacher, welche England beständig auf dem festen Lande hält, hatten den Mittelpunkt ihrer Umtriebe in Rom aufgeschlagen. Einzeln ziehende Soldaten waren in dem Kirchenstaat auf der Straße von Mailand nach Neapel ermordet worden. Dieß konnte nicht geduldet werden. Der Kaiser gab dem Pabst davon Nachricht, und suchte ihm aus der Natur der Sache darzuthun, daß Rom ein Off : und Defensiv : Bündniß mit Frankreich schließen, England den Eingang in seine Häfen verweigern, und alle fremden Ränkemacher aus Rom verjagen, oder erwarten müsse, den zwischen den Apenninen und dem adriatischen Meere gelegenen Theil seines Territoriums zu verlieren, nemlich die Marken von Ankona, welche mit dem Königreich Italien vereinigt, die Verbindung zwischen Mailand und Neapel sicher stellen würden.

Der heilige Stuhl antwortete mit ohnmächtigen Drohungen. Es war einleuchtend, daß die Langmuth des Kaisers, die mit seinem Karakter so sehr im Widerspruch stand, in Rom die Meinung in Aufnahme gebracht hatte, daß ihn der Bannstrahl der Kirche schröcke. Um diesen thörichten Glauben zu zerstören, ließ er ein Korps von sechstausend Mann in Rom einrücken, unter dem Vorgeben eines Durchmarsches, aber mit dem Befehl zu bleiben. Er gab dem General, der diese Expedition kommandirte, den besondern Befehl, dem Vatikan den höchsten

sten Respect zu zeigen, und sich in nichts zu mischen. Zugleich ließ er unter der Hand bekannt machen, daß, wenn er es wage, Rom zu besetzen, er auch zu allem entschlossen sey, und sich in den weltlichen Angelegenheiten nicht an geistliche Drohungen kehren werde; daß der Schwache sich unter den Schutz des Stärkern begeben müsse.

Der römische Hof gerieth in Wahnsinn. Monitorien, Gebete, Predigten, Circularnoten an das diplomatische Korps, alles wurde aufgeboten, um das Uebel zu vergrößern. Alle geistlichen Waffen wurden zum Schutz des Weltlichen in Bewegung gesetzt; aber das Kabinet von St. Cloud hatte schon im voraus berechnet, wie weit ihre Wirkung gehen könne. Endlich, zu Anfang des Jahres 1808, schrieb der Kaiser an den Pabst, daß dieß ein Ende nehmen müsse, und wenn er in zwei Monaten der Föderation der italienischen Staaten nicht beigetreten wäre, so würde er die Schenkung Karls des Großen als nicht geschehen betrachten, und St. Peters Erbtheil konfisciren. Doch sollte der ihm schuldige Respect und die Freiheit seiner geheiligten Person, als Oberhaupt der katholischen Christenheit, auf keine Weise dadurch gefährdet werden.

Keine Bekanntmachung konnte klarer seyn; und dennoch blieb sie unbeachtet. So durch Trotz auf's Aeußerste getrieben, dekretirte Napoleon 1808 die Vereinigung der Marken mit dem Königreich Italien, und ließ dem Pabst nur Rom, und den Theil seiner Staaten zwischen den Apenninen und dem mittelländischen Meere. Zugleich gaben die Agenten Frankreichs zu erkennen, daß die Französischen Truppen Rom und den Kirchenstaat räumen würden, sobald der päbstliche Hof die Trennung der Marken anerkannt hatte. Allein statt dessen befahl derselbe seinem

nem Minister in Paris, seine Pässe zu verlangen, und ohne Abschied abzureisen. Die Pässe wurden sogleich ausgefertiget, und der Krieg erklärt. Es war also die schwächere Macht, die keinen Widerstand leisten konnte, welche alles Maaß überschritt, und den Krieg der stärkern Macht erklärte, welche die ganze Welt besiegt hatte. Allein das System zu Rom war, alles auf's Aeußerste zu treiben, und die geistlichen Waffen den weltlichen entgegen zu stellen. Man schmeichelte sich immer noch, die Zeit wiederkehren zu sehen, wo alles sich vor dem heiligen Bannstrahl beugte. Napoleon fürchtete ihn wenig; allein gebunden durch seine persönlichen Gesinnungen gegen den Pabst, ließ er die Sachen noch in statu quo. Jedoch im Jahr 1809 erklärte sich die vierte Coalition. Der Wiener Hof kündigte die Feindseligkeiten an. Der in Rom kommandierende General verlangte mehr Truppen, um die Bevölkerung dieser großen Stadt und das Land im Zaum zu halten. Könne dieses aber nicht geschehen, so möge man der Anarchie der päbstlichen Herrschaft ein Ziel setzen. Er erhielt Befehl, sich der Regierung zu bemächtigen, die päbstlichen Truppen der französischen Armee einzuverleiben, eine gute Policey zu halten, und Sorge zu tragen, daß dem Pabste fortwährend die Summen ausgezahlt würden, die er gewohnt sey zu Bestreitung seines Hauses aus dem Schatze zu erheben.

Der Krieg, in welchem Frankreich sich mit Spanien und Oesterreich verwickelt fand, schien dem päbstlichen Stuhle ein günstiger Umstand, er schleuderte die Bulle der Excommunikation. Die Besetzung seiner Staaten war die Folge des Krieges gewesen, den er Frankreich erklärt hatte; aber übrigens war er in der Ausübung der geistlichen Angelegen-

heiten

helten gar nicht beschwert worden, und hatte die Versicherung erhalten, daß seine Person immer respectirt werden würde, wenn er nur die zu Rom eingeführte Regierung nicht in ihrer Wirksamkeit stören wollte. Diese Eröffnung blieb ohne Wirkung; er betrachtete seine Eigenschaft als Souverain von Rom als unzertrennlich von seiner geistlichen Würde. Dieses System konnte nicht dauern. Die französischen Truppen in seinen Staaten waren nicht zahlreich, und da die Schlacht von Aspern den Ausgang des Krieges unsicher zu machen schien, so war die ganze Bevölkerung aufgeregt.

Der heilige Vater, in das Innerste seines Palastes eingeschlossen, hatte denselben mit Barricaden umgeben lassen, die von einigen hundert bewaffneten Leuten mit der größten Achtsamkeit bewacht wurden. Die Franzosen, welche die äußern Posten besetzt hatten, geriethen mit ihnen in Streit; sie glaubten sich beschimpft, welches sie zu Sarkasmen reitzte. Die Lage des Pabstes war gefahrvoll, von einem Augenblick zum andern stand zu befürchten, daß es zu Händeln käme; die Kugeln verschonen niemand. Der Generalkommandant von Rom machte sehr lebhafte Vorstellungen; er brachte es nicht dahin begreiflich zu machen, daß der Pabst den besten Schutz in der Heiligkeit seiner Würde fände, und daß Gewalt mit Gewalt vertreiben wollen, die nachtheiligsten Folgen haben könne. Da er kein Gehör finden konnte, so faßte er, die Lage aller Umstände erwägend, den Entschluß, den Pabst nach Florenz bringen zu lassen. Dieß war er dem heiligen Vater selbst, der französischen Nation und ganz Europa schuldig. Was würde man gesagt haben, wenn ein so kostbares Blut bei einer bloßen Zänkerei geflossen wäre. Er war es dey Truppen schuldig, die unter seinem Befehle

fehle standen. Heischte es nicht seine Pflicht, über eine allgemeine Sicherheit zu wachen? Sie war augenblicklich hergestellt. Allein die Großherzogin von Toskana, erstaunt, daß der Pabst nach Florenz kam ohne Befehl des Kaisers, befahl, da sie selbst wenig Truppen hatte, die Reise nach Turin fortzusetzen. Der Prinz Generalgouverneur von Piemont ließ ihn aus demselben Beweggrunde den Weg über Grenoble nehmen. Ein Courier von Rom berichtete dem Kaiser in Schönbrunn, was vorgefallen war. Er schickte sogleich Befehl nach Florenz, um den Pabst, wenn er angekommen seyn sollte, in ein Landhaus des Großherzogthums zu bringen, und ihm alle Ehre und Respect zu bezeigen, welche die Heiligkeit seiner Würde erfoderte, nach Turin, wenn der Pabst ankäme, ihn nach Savona zu schicken, und endlich nach Paris, dem Pabst entgegen zu senden, um ihn nach Florenz zurück zu führen, wenn er noch nicht über die Apenninen wäre, im Gegentheil ihn aber nach Savona zu bringen. Obgleich unzufrieden mit den Vorfällen in Rom, konnte er doch seinen General nicht desavouiren. Er war zu dem, was er that, genöthigt gewesen. Die Rücksendung des Pabstes nach Rom hätte noch schlimmere Folgen haben können. Es war kurz vor der Schlacht von Wagram, die den Frieden herbeiführen konnte, und dann war es immer Zeit, mit dem heiligen Stuhle zu unterhandeln, und diese verdrießlichen Händel zu beendigen.

Das ganze kaiserliche Haus zu Turin wurde zur Disposition des Pabstes gestellt; in Savona wohnte er im erzbischöflichen Palaste, der bequem eingerichtet war. Der Intendant der Civilliste, Graf Sulmatori, versorgte ihn reichlich mit allem, was er bedurfte. So blieb er mehrere Monate; man bot ihm an, nach Rom zurückzukehren, wenn er sich an-

heischig

heischig machte, die öffentliche Ruhe nicht zu stören, die jetzige Regierung daselbst anzuerkennen, und sich nur mit den geistlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Aber da er wahrnahm, daß man ihn durch Ueberdruß zur Nachgiebigkeit zwingen wollte, und daß die Welt ohne ihn sich bewegte so sendete er Breve's an die erzbischöflichen Kapitel von Florenz und Paris, um die Verwaltung der Diöcesen während den Erledigungen bischöflicher Sitze zu stören, während zugleich der Kardinal Pietro apostolische Vikarien überall hinschickte, wo Diöcesen vakant waren.

Von nun an hörten, zum erstenmal seit fünf Jahren, die Streitigkeiten auf weltlich zu seyn; sie wurden geistlich. Die Folge davon waren die erste und zweite Vereinigung der Bischöfe im Pariser Concilium, die Bulle vom Jahr 1811, und endlich das Konkordat von Fontaineblau im Jahr 1813. Ueber den weltlichen Zustand Roms war noch keine Entscheidung erfolgt; diese Ungewißheit ermuthigte den Pabst zum Widerstande. Der Kaiser, seit fünf Jahren durch die erbärmlichsten Gründe gequält, welche aus der Mischung des weltlichen und geistlichen Ansehens entstanden, entschied sich endlich, beide auf immer zu trennen, und den Pabst nicht mehr als weltlichen Souverain anzuerkennen. Jesus Christus hatte gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; obgleich Erbe von dem Throne Davids, hatte er nicht König, sondern oberster Priester seyn wollen. Das Senatusconsult vom siebenzehnten Februar 1810 vereinigte die römischen Staaten mit dem Kaiserthum, und entschied über das, was zur weltlichen Herrschaft des Pabstes gehörte.

In allen Perioden sind die Deputationen der Bischöfe ermächtigt gewesen, dem Pabst die Rückkehr nach Rom anzubieten, wenn er die dort eingeführte

weltliche

weltliche Regierung anerkennen, und sich blos mit den geistlichen Angelegenheiten beschäftigen wollte. Er wurde nach Fontainebleau gebracht, um seine Person gegen eine projectirte Unternehmung von der Seeseite sicher zu stellen, und bewohnte in dem dortigen Schlosse dieselben Zimmer, welche er früher inne gehabt hatte. Es waren immer sieben oder acht französische Bischöfe gegenwärtig, um die Honneurs zu machen, mehrere Kardinäle, worunter Doria und Ruffo, seine Leibärzte, Allmosenier, die Kapelle u. s. w. Seine Ausgaben regulirte er ganz nach seiner Willkühr. Eine große Anzahl Hofequipagen stand ihm zu Befehl; die Parole wurde alle Tage bei ihm abgeholt, und der Oberhofmarschall Duroc trug die genaueste Sorge für seine und seines Hofes Bedürfnisse.

Pius der siebente bedarf wenig; ein Platz an der Tafel eines Refectoriums wäre für ihn hinreichend gewesen. Der Oberhofmarschall hatte daher nur eine Sorge, nicht seine Ausgabe zu beschränken, sondern sie auszudehnen, und zu wachen, daß sie angemessen, und auf demselben Fuße gehalten würde, als in den Tuillerien; sein Hofstaat war also eben so eingerichtet, als im Vatikan. Der Kaiser sah ihn erst im Januar 1813, in Gesellschaft der Kaiserin. Beide machten ihm den ersten Besuch, welchen er sogleich erwiederte, wie es der Gebrauch will. Während des dreitägigen Aufenthaltes in diesem Schlosse, welcher den Verhandlungen über das Konkordat von Fontainebleau gewidmet war, waren alle Verhältnisse auf einem freundschaftlichen und angenehmen Fuße. Das Konkordat wurde im Beiseyn mehrerer Kardinäle, einer großen Anzahl französischer und italienischer Bischöfe, und eines Theils des kaiserlichen Hofstaates unterzeichnet.

Napoleon

Napoleon hat bei dieser Gelegenheit mehr Geduld gezeigt, als sein Standpunkt und sein Charakter zuließen; und wenn er bei seiner Korrespondenz mit dem Pabste manchmal Sarkasmen gebrauchte, so war er immer dazu durch den heiligen Styl der römischen Kanzley gereitzt, welche Ausdrücke gebrauchte, wie zu Zweiten Lndwigs des Frommen oder der schwäbischen Kaiser. Dieser Styl war um so weniger an seinem Platze, als er gegen einen Mann gebraucht wurde, der alle Kriege und die Angelegenheiten Italiens auf's genaueste kannte, der alle Feldzüge, alle Bündnisse, alle weltlichen Ränke der Päbste auswendig wußte. Der römische Hof hätte allem ausweichen können, wenn er sich an das französische System aufrichtig angeschlossen, den Engländern seine Häfen gesperrt, einige französische Bataillons aus eigenem Antriebe zur Vertheidigung von Ancona verlangt, und endlich die Ruhe in Italien aufrecht erhalten hätte. Ueber geistliche Gegenstände hat der Kaiser mit dem Pabst keine andere Streitigkeiten gehabt, als die, welche sich in den Protokollen der beiden geistlichen Kommissionen und des Pariser Concilium befinden.

Vierte Abtheilung.

Kriegerische Ereignisse.

I. Die Zerstörung der Stadt Aquileja durch die Hunnen.

Im Jahr 452.

Die schrecklichsten unter allen barbarischen Völkern, welche im vierten und fünften Jahrhundert Europa verwüsteten, waren die Hunnen, ein tatarisches Nomadenvolk aus der heutigen Mongoley abstammend. Revolutionen, die wir nicht kennen, vereinigten die Horden der Hunnen unter einem Anführer, der diese Verbindung zu Eroberungen benutzte. Sie erschienen seit dem Ende des vierten Jahrhunderts diesseits des Don, unterjochten die dort wohnenden Völker, und brachen dann aus dem heutigen Rußland weiter in Polen und Ungarn ein.

Das erste genannte Oberhaupt der Hunnen, dieses Reitervolkes von fürchterlicher Wildheit und gräßlichem Ansehen, das seine schmutzigen Weiber und Kinder überall mit sich umher schleppte, und dessen Element der Krieg war, hieß Raja. Auf diesen folgten im Jahr 444 Bleda und Attila,

zween Brüder, die an Ansehen einander glichen und an Tapferkeit mit einander wetteiferten. Attila, begabt mit eben so vielem Verstande als Ehrsucht, ein schlauer Staatsmann und bei aller Hitze seines Muths ein kluger Feldherr, ward, um allein zu herrschen, ein Mörder seines Bruders Bleda, und breitete nunmehr seine Herrschaft über unermeßliche Erdstriche aus. Von China wurden ihm Gesandte zugeschickt, und dem römischen Reiche drohte er den gänzlichen Untergang. Kriechend näherten sich ihm römische Gesandte aus Rom und Konstantinopel, dem Barbaren schweren Tribut zu zahlen, und seine Gunst durch Geschenke zu erkaufen. Jemehr man ihn fürchtete, desto anmaßlicher war er. Seine Foderungen vervielfältigten sich immer mehr, und sobald er mit Krieg drohte, war er sicher, alles zu erhalten. Er war zwar ein Fürst ohne Religion, wußte aber den Aberglauben seines Volkes bestens zu benutzen. Nach seinem Vorgeben war er auf eine wunderbare Art in den Besitz eines Degens gekommen, den die Scythen ehemals als ein Bild ihrer Gottheit verehrt hatten. Man stand in dem Wahn, daß er bei seinen Unternehmungen auf besondern Antrieb des Kriegsgottes handle, und diese Einbildung machte seine Soldaten noch tapferer und grausamer.

An der Spitze einer Armee von fünfmal hundert tausend Mann, unter denen sich eine Menge Völker unter Anführung ihrer eigenen Könige befanden, zog Attila längs der Donau hin bis zum Rhein, setzte über diesen Fluß, und erfüllte ganz Gallien mit dem Schrecken seines Namens. Die Drangsale, die das Land zwischen dem Rhein, der Seine, Marne und Mosel auszustehen hatte, sind über alle Beschreibung. Das ganze Land ward ausgeplün-

plündert, die Städte wurden durch Feuer zerstört, und die Felder mit Leichnamen bedeckt. Zwar erlitt der wilde Eroberer in den Ebenen von Champagne eine schröckliche Niederlage, und sah sich gezwungen, in seine Heimath zurückzukehren. Indessen fieng man kaum an, Luft zu schöpfen, als er aufs neue mit gestärkter Macht kam, um über Italien herzufallen.

Schrecken und Bestürzung verbreiteten sich allenthalben. Der Kaiser Valentinian, der sich in Rom eingeschlossen hielt, ließ alle Länder jenseits des Po ohne Vertheidigung, in Hoffnung, daß sich die Barbaren mit dieser Beute begnügen würden. Schon hatten die Hunnen die Hauptstadt der Vindelicier (das jetzige Augsburg) geplündert, gingen über die julischen Alpen, und lagerten sich im Sommer des Jahres 452 unter den Mauren des festen und volkreichen Aquileja, damals der blühendsten von allen italienischen Seestädten. Da sie auf ihrem ganzen bisherigen Zuge nirgend einen erheblichen Widerstand gefunden hatten, so hofften sie auch hier eine leichte Eroberung zu machen. Allein dießmal fanden sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht.

Aquileja war von den Römern von jeher für eine Schutzwehr Italiens für die Einfälle barbarischer Völker gehalten, und auf das Beste befestiget worden. Auch hatte Kaiser Valentinian, wie in alle Seestädte, so auch in diese, eine starke Besatzung gelegt. Die Bürger selbst, nicht nur ihres Handels und Reichthums, sondern auch ihres Muthes wegen seit alten Zeiten berühmt, waren auf eine Belagerung gefaßt. Sie gedachten, mit wie vielem Ruhme ihre Väter vor fünfzig Jahren der vereinigten Macht des Alarich und Rhadagoisus sich erwehrt hatten, und beschlossen, eines solchen Beispie-

 les

les sich würdig zu erzeigen. Nachdem sie genugsam verproviantirt waren, brachten sie ihre Weiber und Kinder, nebst Hab und Gut auf eine benachbarte Insel in Sicherheit, und erwarteten entschlossen die Angriffe des Feindes.

Die Belagerungswissenschaft, die schon damals einige Bekanntschaft mit den mechanischen Künsten erfoderte, war keines wegs die Stärke der Hunnen. Doch gelang es ihnen, mit Hülfe der vielen tausend Gefangenen, deren Kenntniß und Geschick sie zu benutzen wußten, eine Anzahl Widder, Wurfmaschinen und bewegliche Thürme zu Stande zu bringen, womit die Mauern ohne bedeutende Wirkung Tag und Nacht bestürmt wurden. Die Bürger machten dagegen häufige Ausfälle, und tödteten viele von dem Belagerungsheer, ohne selbst großen Verlust zu leiden, da sie bei ihrem Muthe der nöthigen Vorsicht nicht vergaßen.

Aufgebracht über diesen hartnäckigen Widerstand, versuchte Attila, ob er vielleicht durch Schrecken die Bürger zaghaft machen könnte. In dieser Absicht befahl er, die umliegende Gegend zu verwüsten, auch ließ er, damit das Heer nicht träge oder unlustig werden möchte, mehrere benachbarte Städte erobern und zerstören. Alles dieses machte aber auf die Belagerten so wenig Eindruck, daß es vielmehr dazu diente, ihren Enthusiasmus noch mehr zu spornen. Ein so hartnäckiger Widerstand empörte den Hunnenkönig um so mehr, da er seine siegenden Fortschritte in Italien auf eine höchst unangenehme Art hemmte. Mußte er die Belagerung aufheben, so war es um den Ruf seiner unwiderstehlichen Tapferkeit geschehen, und überdem war es schwer, sein aus so vielen verschiedenen Völkerschaften zusammengesetztes Heer in Gehorsam und Ordnung zu erhalten.

ten. Diese Rücksichten bewogen ihn, kein Mittel unversucht zu lassen, um die Stadt zu erobern. Er ließ zu dem Ende abermals eine große Menge hölzerner Thürme um die Stadt errichten und sie mit Schanzkörben ausfüllen; dann befahl er alle Gräben auszufüllen, und auf allen Seiten mit verstärkter Gewalt die Mauern zu bestürmen. Aber auch diese Anstrengung führte nicht zum Ziele; vielmehr trieben die Bürger die Angreifer zurück, und zerstörten ihre Belagerungswerkzeuge.

Da Attila weder durch Gewalt noch durch List Meister der Stadt werden konnte, so beschloß er sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Zu diesem Zwecke ließ er die umliegende Gegend gänzlich verheeren und traf Anstalten, daß weder zu Lande noch zu Wasser etwas von Lebensmitteln hinein gebracht werden konnte. Indessen brachte dieses die Bürger von Aquileja noch nicht in Verlegenheit; denn da die Stadt in Friedenszeiten ein berühmter Kornmarkt war, so befand sich daselbst stets ein großer Vorrath von Getreide, der nun den Belagerten zu Statten kam. Daher durfte Attila, als die Belagerung bereits über ein Jahr lang gewährt hatte, sich noch nicht die mindeste Hoffnung machen, die Stadt zu gewinnen. Indessen war dieser Kriegsfürst nicht gewohnt, sich durch Hindernisse von einem gefaßten Vorhaben zurück schrecken zu lassen, im Gegentheil dienten sie nur dazu, seine Thätigkeit zu vermehren. So war es auch bei dieser Belagerung der Fall; er schlug die verschiedenemal angelangten Hülfsvölker zurück, schloß die Stadt enger ein, so daß jeder Eingang fest versperrt wurde, füllte die Stadtgräben aus, errichtete viele Thürme nahe an der Stadtmauer, und wandte alle Maaßregeln an, die zur Erreichung seiner Absichten beitragen konnten.

War

War Attila beharrlich in seinem Unternehmen, so waren es die Bürger von Aquileja nicht weniger in ihrer Vertheidigung. Mehr als zehn tausend Hunnen hatten bereits bei den Ausfällen der Aquileier ihr Ende gefunden, die fest daranf hofften, daß ihre tapfere Gegenwehr den Feind endlich ermüden, und zur Aufhebung der Belagerung zwingen würde. Attila unterließ nicht, ihnen die Schonung ihres Lebens und ihrer Güter zuzusichern, wenn sie sich ihm freiwillig unterwerfen wollten; sogar die Einkünfte von ihren Zöllen versprach er ihnen zu überlassen; allein durch das Beispiel anderer Städte belehrt, trauten die Bürger von Aquileja diesen Verheißungen nicht, entschlossen, lieber zu sterben als sich dem Hunnenkönige zu unterwerfen.

So währte die Belagerung bis ins zweite Jahr, ohne daß Attila seinen Zweck erreicht hatte. Bestechungen der Häupter der Stadt und eine sonst ungewöhnliche Milde gegen die Gefangenen waren vergebens von ihm angewandt worden, um den Belagerten die Vorschläge zur Uebergabe der Stadt annehmbar zu machen. Sie blieben standhaft bei ihrer Weigerung, und der Gedanke an Unterwerfung fand um so weniger bei ihnen Eingang, als sie ihre Weiber und Kinder in Sicherheit wußten, und durch die sparsame Vertheilung der Lebensmittel den Mangel daran ferne von sich hielten.

Die Lage des Hunnenkönigs fing an bedenklich zu werden, und machte ihn in seinem Entschlusse, die Stadt um jeden Preis zu erobern, wankend. Das aus vielerlei Völkern zusammengesetzte Belagerungsheer wurde des langen Stilleliegens müde, und fieng an zu murren. Attila mußte eine Empörung befürchten, die ihn um die Früchte seiner Siege gebracht, und seinen Plan, Italien zu erobern,

bern, zerstört haben würde, und ein solches Beispiel hätte ihn für immer an der Ausführung seiner Unternehmungen verhindert. Dieses bedenkend, stand er im Begriff, den dringenden Bitten seiner Großen nachzugeben, und die Belagerung aufzuheben, als er, mit der Besichtigung der Stadtmauern beschäftiget, die häufig in der Stadt nistenden Störche mit ihren Jungen die Nester verlassen und davon fliegen sah. Schnell kam ihm dabei ein Gedanke ein, den er auf das glücklichste anwandte.

Zu den glänzenden Eigenschäften Attilas, die mit Recht ihm die Bewunderung aller Zeitalter erworben, und ihm eine Stelle in der Reihe großer Männer anweisen, gehört auch die weise Benutzung zufälliger Umstände und die kluge Behandlung seiner, noch einem rohen Abberglauben ergebenen, Völker. Kaum bemerkte er das Wegziehen der Störche, als er die Heerführer seiner Krieger zu sich berief, sie auf die Flucht der Störche aufmerksam machte, und ihnen solches als ein gewisses Zeichen von der nahen Zerstörung der Stadt ausdeutete. „Seht da, sprach er, diese Gäste der Aquilejer sind besser mit dem Zustande ihrer Mauern bekannt, als wir. Nimmermehr würden diese häuslichen Vögel ihre Quartiere verändern, wenn sie nicht wüßten, daß jenen Thürmen Verheerung und Untergang bestimmt sey."

So wenig Attila einem solchen Wahne, war er gleich nicht immer frei davon, Einfluß auf seine Handlungen gestatten mochte, so wußte er ihn doch, wenn er ihn bei andern fand, trefflich zu benutzen. Er richtete ein Dankgebet an den Kriegsgott wegen dieses Zeichens eines nahen Sieges, gelobte ihm eine Hekatombe, und erreichte vollkommen seine Absicht. Der omindse Vorfall ward im ganzen Heere ver-

verbreitet, und diente, die gesunkenen Gemüther wieder zu ermuntern, besonders da den Siegern die Hälfte der zu erwartenden Beute verheissen wurde. Der Hunnenkönig, um den ersten Enthusiasmus zu benutzen, ließ sogleich das Belagerungsgeschütz der Mauer näher bringen, und das Zeichen zum Stürmen geben. Der Angriff geschah mit einer unerhörten Wuth. In der Ueberzeugung, daß die Götter selbst ein untrügliches Zeichen von dem nahen Untergange der Stadt gegeben hätten, dachte niemand an die Schonung seines Lebens, sondern nur wie er der Erste auf der Mauer seyn möchte, damit er auch den Vorzug bei der Auswahl der zu hoffenden reichen Beute hätte.

Die Bürger von Aquileja waren von dem unvermutheten wüthenden Angriffe so überrascht, daß sie für einige Augenblicke der Gegenwehr vergaßen; dann aber ermannten sie sich und vertheidigten sich mit einer Tapferkeit, die dem Ungestüm ihrer Feinde nicht nachstand. Der Kampf wurde von beiden Theilen mit einer beispiellosen Heftigkeit geführt. Waren die Hunnen von der durch den Ausspruch der Götter versicherten Gewißheit des Sieges begeistert, so wurden dagegen die Bürger durch den Muth der Verzweiflung entflammt; jene spornte die nahe Aussicht auf einen unermeßlichen Reichthum an, diese trieb die Gewißheit eines unvermeidlichen Todes bei der Eroberung der Stadt in den Kampf; des Lebens höchste Güter waren der Preis und die nächste Stunde sollte darüber entscheiden, wer ihn errungen hätte. Schon waren die Gräben mit todten Kriegern angefüllt, schon thürmten sich Leichenhügel bis zur Höhe der Mauer empor, und noch schwankte der Sieg. Attila zeigte sich bald hier bald dort, und befeuerte den Muth seiner Krieger durch

glän-

glänzende Versprechungen. Diesem verhieß er eine Mauerkrone, jenem lebenslänglichen Sold; jetzt belobte er die Anstrengung eines Tapfern, dann tadelte er einen Langsamen; bald erinnerte er an den unermeßlichen Reichthum der Stadt; der nun in Kurzem dem Tapferen zu Theil werden sollte, bald ermunterte er zur Rache wegen des Todes so vieler gefallenen Tapferen, dann nahm er wieder selbst Theil am Kampfe. Wohl wissend, daß alles von dem Erfolg dieses Sturmes abhange, entfaltete er bei dieser Gelegenheit sein ganzes Feldherrntalent. Als er endlich sah, daß die Bürger mit der höchsten Anstrengung der Verzweiflung fochten, und er fürchten mußte, daß eine so bewunderungswürdige Gegenwehr den Muth seiner Krieger ermüden könnte, da nahm er seinen Schild zur Hand und stieg selbst auf einer Leiter die Mauer hinan. Als solches seine Hunnen gewahr wurden, drangen sie unaufhaltsam vor, und bald war die Mauer gewonnen.

Der Kampf hatte damit noch keineswegs sein Ende erreicht. Die Bürger, überzeugt, daß sie keine Schonung ihres Lebens zu erwarten hätten, wollten wenigstens nicht ungerächt sterben, und fochten noch wie Löwen in den Straßen. Attila befehligte nun von der Mauer herab, und gebot Feuer in die Stadt zu legen und kein Erbarmen zu üben. Doch es hätte dieses Befehles nicht bedurft, denn die rohen Krieger, wüthend über die beharrliche Gegenwehr, schienen jedem menschlichen Gefühl entsagt zu haben und mordeten ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, was ihr Schwerdt erreichen konnte.

Lange waren die Hunnen schon in der Stadt eingedrungen, lange hatten sie bereits die Brandfackeln in die prächtigsten Gebäude geschleudert, und noch immer war der Kampf nicht beendigt. Von

Straße

Straße zu Straße, von Haus zu Haus fanden die Hunnen die verzweiflungsvollste Gegenwehr. Oft, wenn sie sich in die Häuser zum Plündern zerstreut hatten, wurden sie noch von einzelnen Bürgern angefallen und empfingen statt der gehofften Beute den Tod. Der Streit war nicht eher für geschlossen anzusehen, bis der letzte Bürger von Aquileja aufgehört hatte zu athmen. Alle ohne Ausnahme starben mit den Waffen in der Hand als freie Männer, und der Sieger gewann nur die öde Stätte, auf der ein Heldenvolk gelebt hatte.

Welch einen bejammernswürdigen Anblick gewährte nun die einst so reiche und prachtvolle Stadt, die wenige ihres gleichen in Italien gehabt hatte. In Strömen floß das Blut durch die Straßen, auf den öffentlichen Plätzen lagen Berge von Leichen, die Tempel sahen den Schlachtbänken ähnlich und überall, wohin das Auge blickte, traf es nur auf die Spuren von blutigem Mord und gräuelvoller Zerstörung. Doch noch war das Maaß des Unglücks nicht erfüllt. Nicht alle Weiber und Kinder waren aus der Stadt in Sicherheit gebracht worden; viele hatten den geliebten Gatten und Vater nicht verlassen wollen oder können; diese traf nun ein gräßliches Loos. Die Weiber und Jungfrauen wurden von den Barbaren erst geschändet und dann getödtet, die Kinder aber ohne Unterschied des Alters ermordet; sie schonten selbst der Säuglinge nicht, sondern entrissen sie den Armen ihrer Mütter und schleuderten sie gegen die Wand, oder durchstachen sie mit ihren Spießen. Nur erst, als nichts mehr zu morden übrig war, nahm dieser Gräuel ein Ende, und nun ließ Attila den verödeten Schauplatz hunnischer Grausamkeit der Erde gleich machen. Nach einigen Jahren

ren stritt man um die Stätte sogar, wo Aquileja möchte gestanden seyn.

Ganz Italien ward vom Schrecken ergriffen, als die Vormauer des Reiches gefallen war. Der ganze obere Theil des blühenden Landes stand nunmehr den feindlichen Verheerungen offen. Das reiche Venetien ward überdeckt mit dem Schutt und der Asche seiner fünfzig Städte. Ligurien blieb nicht verschont. Das königliche Mailand fiel, und Pavia kaufte den gänzlichen Untergang ab mit der Auslieferung seines ganzen Reichthums. Zwischen dem Po, den Alpen und Appenninen ward alles Land überschwemmt, ausgeraubt und verödet. Damals geschah es, daß viele flüchtige Einwohner der verheerten Provinzen in den Lagunen am äußersten Saum des adriatischen Golfs sich ansiedelten; wenige ärmliche Fischerfamilie anfangs, aus denen gleichwohl in dem Lauf der Zeiten das erlauchte Gemeinwesen der Venetianer aufgeblüht ist.

Italien, das längst den Ruhm der Tapferkeit verloren, und in einem vierzigjährigen Frieden den Gebrauch der Waffen vollends verlernt hatte, erwartete, was da kommen würde, in einer unthätigen dumpfen Betäubung. Vom ungeheuren Schreck verwirrt, verließ der unkriegerische Valentinian sein unzugängliches Ravenna, und zog sich zurück bis in das offene Rom, entschlossen ohne Zweifel, sobald die Gefahr seiner Person noch näher rückte, Italien gänzlich zu räumen. Eine Gesandtschaft ging inzwischen ab, den Hunnenkönig um Frieden zu bitten. Leo der Heilige, ein eben so sehr wegen seinen Tugenden als wegen seiner Talente ehrwürdiger Pabst, übernahm, in Begleitung zweier anderer Abgeordneter, dieses Geschäfte, und wußte die grausame Seele des wilden Eroberers zu besänftigen. Es ward ein

Still-

Stillstand geschlossen, und ein gewisser Tribut bewilliget. Der Sieger ging zurück, wiewohl mit der Bedrohung, furchtbarer wieder zu kommen, wenn nicht alle seine Befehle pünktlich vollzogen würden. Diese letzte Drohung zu erfüllen, ward er aber vom Verhängniß verhindert. Denn schon näherte sich der Augenblick, wo dieser Weltstürmer in den Staub zurück sinken sollte, aus welchem er zu fast übermenschlicher Höhe sich erhoben hatte. Als er in seinem scythischen Pallaste wieder angelangt war, gelüstete ihn die Zahl seiner Frauen mit einer Jungfrau von seltener Schönheit und Anmuth zu vermehren. Die Hochzeit ward nach scythischer Weise, mit endlosen Schmäusen, gefeiert. Wein- und Schlafestrunken begab sich der König spät in das hochzeitliche Gemach, und säumte am Morgen zu erscheinen. Nachdem die Diener weit über die Gebühr gewartet, nachdem sie auch mit lautem Geschrei und Getümmel vergebens ihn zu wecken versucht hatten, sprengten sie endlich die Thüren, und fanden ihn entseelt und im Blute schwimmend auf dem Bette liegen, zu dessen Füßen die schöne Vermählte in ihren Schleier verhüllt, weinend saß. Eine Pulsader war dem schlafenden Könige gesprungen, und der gewaltige Blutsturz hatte ihn sofort erstickt.

Attila hinterließ, als er im Jahr 453 starb, viele Söhne, die durch Zwiespalt und innerliche Kriege sein weitläuftiges Reich zu Grunde richteten; eine gewöhnliche Folge großer Eroberungen. Man hat ihn die Geißel Gottes genannt, und die Römer verdienten diese Geißel.

II.

II. Die Rebellion zu Kommothau.

Im Jahr 1589.

Georg Popel von Lobkowitz, oberster Landeshofmeister in Böhmen, kam im Jahr 1589 durch Tausch in Besitz der Herrschaft Kommothau, zu welcher damals nebst der Stadt und ihrem jetzigen Gebiete, die Herrschaften Rothenhaus und Hagensdorf gehörten. Die meisten Einwohner, sowohl der Stadt als der dazu gehörigen Landschaft, hatten die katholische Kirche verlassen, und bekannten sich zu Luthers Lehrsätzen. Das war für den neuen Gutsherrn eine traurige Entdeckung. Er war ein eifriger Katholik, und ein geschworner Feind derjenigen, die sich nicht zu seiner Religion bekannten. Seine Hauptsorge war daher darauf gerichtet, das Lutherthum auf seiner Herrschaft wo möglich ganz auszurotten.

Ein tüchtiges Werkzeug für seine Plane schienen ihm die Jesuiten zu seyn, die in der Nähe einige Kollegien besaßen. Kein Orden hatte mit so vielem Eifer für die Ausrottung der von den Päbsten verworfenen Lehrsätze gearbeitet, als dieser. Schon damals hatte er sich der öffentlichen Erziehung zu bemächtigen gewußt. Er bahnte sich den Weg eben so gut in die Herzen der Reichen, als in die Kabinette der Fürsten. Zwar kämpften auch die übrigen geistlichen Orden für das Ansehen der katholischen Kirche, allein nur die Jesuiten hatten die Ehre, der zermalmende Hammer des Lutherthums genannt zu werden. Der neue Gutsherr, schon vorher mit ihnen im besten Vernehmen, folgte daher bei seinen Bemühungen, die Ketzerey zu unterdrücken, vornemlich ihrem Rathe. Er berief den Jesuiten Lukas

Parger

Pärger nach Kommothau, und nahm mit ihm deshalb vorläufige Abrede. Der Jünger des heiligen Ignaz von Lojola hielt sogleich in der Schloßkirche, wo seither nur der protestantische Gottesdienst gehalten worden war, eine heftige Strafpredigt gegen die Protestanten, und ließ der erstern mehrere andere im bittersten polemischen Töne nachfolgen. Acht Tage darauf wurde der protestantische Prediger des Nachts aus der Kirche gestoßen, und aus dem Gebiete verwiesen. Den Jesuiten hingegen baute der Gutsherr ein ansehnliches Kollegium, und gab sich daneben viele Mühe, die Protestanten zu unterdrücken, die Katholiken dagegen zu erheben.

Der Erfolg schien den Wünschen des Gutsherrn zu entsprechen. Viele seiner Unterthanen verließen, aus Gefälligkeit gegen ihn, oder um anderer Vortheile willen, ihre Religion. Da aber demohngeachtet die Mehrzahl dem Protestantismus ergeben blieb, so glaubte er alle — auch die schärfsten Mittel anwenden zu müssen, um seinen Endzweck zu erreichen. Er befahl daher auf's strengste, man solle allen Nichtkatholiken, wenn sie sterben, bei der Beerdigung die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen versagen; sie von der Geistlichkeit und der Schuljugend nicht mehr begleiten, auch ihnen eben so wenig mit den Glocken läuten lassen.

Wenige Tage nach Bekanntmachung dieses Befehls starb ein Rathsältester. Es wurde ihm nicht geläutet, und der Magistrat bekam den Befehl, ihn nicht nur nicht, nach bisheriger Gewohnheit zum Grabe zu tragen, sondern nicht einmal zu begleiten. Er wurde von der Beckerzunft, die sich selbst dazu antrug, ohne Sang und Klang, zu Grabe gebracht. Dieß machte auf die Gemeinde, die ihn unter stillem Herbeten eines protestantischen Liedes begleitete, einen tiefen

tiefen Eindruck. Sie fühlte den unbilligen Druck, und ein dumpfer Mißmuth verbreitete sich durch die ganze Stadt. Doch dabei blieb es nicht; denn als bald darauf zwey erwachsene Glieder der protestantischen Gemeinde, ohne alle Ceremonie, auf den Gottesacker außer der Stadt getragen wurden, verließen drei feurige Bürgerssöhne die Reihen der stillen Begleiter, rannten auf den Gottesacker, erstiegen den Glockenthurm, und läuteten den Kommenden entgegen.

Eine solche Uebertretung herrschaftlicher Befehle konnte nicht ungeahndet bleiben. Die jungen Brauseköpfe wurden am folgenden Tage gefangen genommen, aber nun brach der bisher stumme Unmuth der Gemeinde in laute Beschwerden aus. Einige eiferten, öffentlich über diese ungerechte Behandlung. Ihr unruhiger, trotzender Ton theilte sich bald der ganzen Stadt mit, und alles gährte in unordentlicher Bewegung. Die Gefahr wuchs, als die Alten das schwer zu leitende Feuer ihrer Jünglinge nicht mehr zurückzuhalten vermochten. Diese, nur die gegenwärtigen Leiden ihrer Bedrückung fühlend, ergriffen die Waffen, strömten auf dem Markte zusammen, und foderten drohend die Auslieferung der drei Gefangenen. Der Magistrat, welcher vermuthlich im Herzen das Benehmen seiner Mitbürger nicht mißbilligte, wagte es doch nicht, sich einer Verantwortung auszusetzen. Er beschloß, die drei Arrestanten aus dem Stadtgefängnisse in die herrschaftliche Frohnfeste bringen zu lassen. Sie mußten also, von dem einzigen Stadtrichter begleitet, mitten durch ihre aufrührischen Mitbürger dahin geführt werden. Diese umringten sie mit Vergnügen, entrissen sie dem Stadtrichter, der sich nur zum Schein seinen Mitbürgern widersetzte, und führten sie jauchzend und

frohlockend

frohlockend zum Thore hinaus. Die ganze Stadt triumphirte und ertönte in Freudengeschrei. Einige Tage darauf stiegen die Bürger selbst auf den Thurm, und läuteten einem Weibe, das so eben begraben wurde. Die Schlösser, wodurch man den Thurm zu sperren gesucht hatte, sprengten sie gewaltsam.

Indessen hatten die Amtleute den Aufstand ihrem Erbherrn Popel von Lobkowitz, der sich in Prag befand, berichtet. Er erließ an den Magistrat ein sehr ernstliches Schreiben, das ihm in Gegenwart der ganzen Gemeinde vorgelesen wurde. Nachdrücklich wurde darin der Magistrat ermahnt, dem aufrührischen Wesen der Bürgerschaft mit allem Ernst Einhalt zu thun, widrigenfalls er sich nicht nur selbst die größte Ungnade zuziehen, sonden auch die ganze Gemeinde die unglücklichsten und verderblichsten Folgen empfinden würde.

Es wurde darauf in Berathschlagung genommen, wie die Frevler zu bestrafen wären, und wie man für die Zukunft dergleichen gefährlichen Auftritten zuvor kommen könne? Der Magistrat sollte die Rädelsführer vor sein Gericht fodern, allein sie erschienen nicht. Die Amtleute foderten daher nun den Magistrat selbst vor sich, und nahmen ihn im Schlosse in Arrest. Drei des Aufstandes verdächtige Bürger wurden zu eben der Zeit gerufen, und ins tiefste Gefängniß gesteckt. Es wurden zwar noch mehrere vorgerufen, allein keiner erschien. Hierauf befahlen die Amtleute, die Stadtthore zu sperren, und ließen durch die Büttel ausrufen, daß alle Unterthanen des Gutsherrn sich unverzüglich vor dem Schlosse stellen sollten.

Alle Gemüther der Bürger waren in einer unruhigen Bewegung. Ihre Obrigkeit den Händen einiger herrschaftlichen Bedienten überlassen zu sehen,

drei

drei Mitbürger im tiefsten Gefängnisse zu wissen, sich selbst in einer gesperrten Stadt dem Verhör einiger feindlichen Amtleute hinzugeben: dieß alles wirkte auf sie so heftig, daß sie über die Stadtthore herfielen, und sie mit Gewalt aufschlugen. Die Vorstädter vereinigten sich mit den Aufrührern in der Stadt, und alle erschienen bewaffnet unter lärmendem Geschrei vor dem Schlosse, und foderten unter heftigen Drohungen die Freilassung ihres Magistrats und der drei gefangenen Bürger. Die Amtleute, für ihr eigenes Leben besorgt, kamen aus dem Schlosse, und suchten die Rebellen durch gütliche Vorstellungen zu beruhigen. Sie erinnerten sie an ihre Eidespflicht, stellten ihnen die traurigen Folgen ihres pflichtwidrigen Beginnens vor, und versprachen ihnen so weit zu willfahren, als es ihre Amtspflicht erlauben würde. Der Magistrat wurde seines Arrestes sogleich entlassen, allein da die drei Gefangenen nicht frei gegeben wurden, so blieb die Bürgerschaft noch vor dem Schlosse stehen. Ihr leises Murren ging sehr bald in ein lautes Geschrei über. Sie fielen über das herrschaftliche Schloß her, sprengten Thür und Thor, suchten das Gefängniß ihrer Mitbürger, verwüsteten alles, was ihnen im Wege war, und befreiten unter dem größten Freudengeschrei ihre drei Kammeraden.

Die Amtleute, unfähig zu widerstehen und Ruhe zu gebieten, hatten sich während dieser tumultuarischen Auftritte geflüchtet. Einer von den drei befreiten Gefangenen, Namens Georg Gämperle, lief nach der öffentlichen Trommel, und versammelte durch das Rühren derselben den noch übrigen Theil der Bürgerschaft. Alles war bewaffnet, jauchzte und schrie triumphirend. Weil man besonders die Jesuiten im Verdacht hatte, daß auf ihr Anstiften

den Nichtkatholischen die Begräbnißfeierlichkeiten versagt würden, so stellten die Bürger sich auf dem Markte in förmliche Schlachtordnung, und fielen unter klingendem Spiele mit gewaltsamer Hand das neuerbaute Jesuitenkollegium an. Alle Fenster wurden zerschossen, Thüren, Tische, Stühle und Bänke zerschlagen, Kleider und Betten zerschnitten und zum Fenster hinausgeworfen. Die Bibliothek ward zerrissen, zerhauen und vernichtet. Die Stürmer tranken so viel Bier und Wein, als sie ertragen konnten, und ließen das Uebrige im Keller ausfließen. Kurz, alles wurde verwüstet und unbrauchbar gemacht. Die Jesuiten waren indessen zu einer frommen alten Matrone geflohen, bei der sie so lange verborgen blieben, bis sie in der Stille die Stadt verlassen, und nach Abochowitz kommen konnten, wo sich eben der Erbherr aufhielt.

Popel von Lobkowitz ward über diesen Aufruhr so aufgebracht, daß er fest entschlossen war, die Stadt anzuzünden und gänzlich zu vernichten. Allein da die Bürgerschaft ausgetobt hatte, und mit kälterem Blute die Folgen bedachte, die ihrer warteten, da fing sie an in sich zu gehen, ihre Schwäche zu fühlen, und sich vor ihrem Erbherrn zu demüthigen. Sie bat in tiefster Erniedrigung um Verzeihung, und flehte selbst den Kaiser Rudolph um eine gnädige Vermittlung an. Die Reue auf der einen Seite, und die Fürsprache auf der andern, brachten den Erbherrn auf gelindere Mittel. Er war entschlossen, die ganze Sache einem sogenannten Gastrechte zur Entscheidung zu überlassen. In dieser Absicht ersuchte er, mit Bewilligung des Kaisers, mehrere Landesofficiere, Kämmerer, Rechtsbeisitzer und Appellationsräthe, zu ihm nach Rothenhaus zu kommen.

Alle

Alle kamen auf einen festgesetzten Tag, und als sie sich versammelt hatten, erzählte ihnen Popel von Lobkowitz das Vorgefallene, und berathschlagte mit ihnen, was nun zu thun seyn möchte? Es kamen verschiedene Maaßregeln in Vorschlag, endlich aber wurden sie einig, daß die Sache in Form eines Standrechts abgethan werden sollte. Die nöthigen Anstalten dazu wurden auf der Stelle getroffen.

Vor dem Schlosse Rothenhaus, unterhalb der steinernen Stiege, auf dem dortigen ebenen großen Platze, wurde unter freiem Himmel eine Schranke errichtet, und ein bedecktes, auf der Vorderseite aber offenes Gebäude mit Tisch, Bänken und Stühlen für die Gastrichter vorbereitet; auch wurden einige Stücke vom groben Geschütze aufgeführt, und sofort alles Nöthige in Bereitschaft gebracht. Noch an demselben Tage wurde dem Magistrate in Kommothau der Befehl zugeschickt, sich den morgenden Tag, als den zwanzigsten August, zu recht früher Tageszeit, mit den Gemeindeältesten, dem bürgerlichen Ausschusse und hundert gemeinen Bürgern in Rothenhaus zu stellen, und zugleich die Rädelsführer mitzubringen. Mit anbrechendem Tage besetzte eine Wache von zweihundert Mann Fußvolk und zweihundert Mann wohlgerüsteter Reiter die Schranken. Die Neuheit dieses tragischen Schauspiels lockte eine Menge Menschen herbei; alles war neugierig, was wohl der Ausgang dieser schröcklichen Vorbereitungen seyn möchte.

Der Kommothauer Magistrat, die Aeltesten und die Ausschußmänner, sammt einer Anzahl Bürger, erschienen schon am frühen Morgen. Weil aber die meisten Rädelsführer sich indessen unsichtbar gemacht hatten, so brachten sie nur fünfe derselben in Fesseln vor die Gastrichter. Unter diesen waren zwei Bür-

ger, zwei fremde Handwerksburschen und ein Bauernknecht. Nachdem sich die Gastrichter in die Schranken begeben, und ihre Plätze eingenommen hatten, wurden auch die Kommothauer in die Schranken berufen. Man las ihnen in sehr harten Ausdrücken ihre Verbrechen vor, und gab ihnen zu erkennen, daß sie alle Leib und Leben verwirkt hätten. Es bedürfte dazu weder eines Processes, noch einer andern Untersuchung. Damit sie sich indessen nicht über Unrecht oder Uebereilung beklagen könnten, so sey dieses Gastrecht mit Bewilligung Seiner kaiserlichen Majestät niedergesetzt worden, um vor der Verurtheilung etwa noch ihre Entschuldigung zu vernehmen.

Die Kommothauer hatten einen Advokaten angenommen, der ihre Sache vertheidigen, oder sie vor den Richtern vertreten sollte. Dieser sprach jetzt zu den Gastrichtern: „Ich weiß zwar wohl, daß kein Advokat rebellischen Unterthanen dienen soll. Allein wenn es die Herren Gastrichter erlauben, und mir nicht übel deuten, so will ich doch vortragen, was die Kommothauer von mir begehrt haben.“ Man erlaubte es ihm, und er sprach darauf mit vieler Rührung: „Es schmerzt die Bürger von Kommothau ungemein, daß sie durch das pflichtwidrige Betragen Einiger unter ihnen, sich die Ungnade ihres Erbherrn zugezogen haben. Sie gestehen bereitwillig, daß die Handlung böse sey, und große Strafen verdiene. Sie erkennen alle ihre Schuld, und bitten nur, daß ihr Erbherr sie nicht nach der Strenge der Gerechtigkeit, sondern nach der ihm sonst eigenen Güte behandle. In dieser Absicht bitten sie die Herren Gastrichter um ihre Vorsprache, und geloben feierlich, sich in Zukunft so zu verhalten, daß ihr Erbherr und männiglich mit ihnen zufrieden seyn wird.“

Die

Die Gastrichter erwiederten hierauf: Die Kommothauer hätten zum Theil wirklich rebellirt, zum Theil aber die Rebellion begünstigt; alle seyen der Rebellion schuldig, der Magistrat aber der Begünstigung derselben, und verdiene deswegen die Ungnade des Erbherrn, wie die Gemeinde selbst. Indessen wollen sie den Erbherrn bitten, die Strenge der Gerechtigkeit durch eine gnädige Nachsicht zu mildern. Zugleich riethen sie den Kommothauern, da der Erbherr gerade aus dem Fenster des Schlosses sah, ihm ihre Reue durch einen Fußfall zu erkennen zu geben. Dieß geschah auf der Stelle. Der Rath mit der Gemeinde fielen auf die Erde, hoben die Hände gegen ihren Erbherrn empor, und riefen wehmüthig um Gnade.

Indessen begaben sich die zur Fürbitte bestimmten Gastrichter auf das Schloß, kamen aber mit der Antwort zurück, daß der Erbherr die ganze Sache der Entscheidung der Gastrichter überlasse. Nachdem die Gefangenen kurz verhört worden waren, berathschlagten sich die Gastrichter über die zu fällende Sentenz. Die Kommothauer standen in Todesangst, den Zuschauern klopfte das Herz, und die ängstliche Bangigkeit erlaubte ihnen keinen freien Athemzug. Eine Todtenstille überzog den Gerichtplatz. Endlich las ein Gastrichter folgendes Urtheil: Der Gefangene Georg Hoppendanz habe nach seinem eigenen Bekenntniße den Glockenthurm gesprengt, wider den obrigkeitlichen Befehl geläutet, und die jungen Bürger zum Aufruhr ermuntert und angeführt. Der zweite Gefangene, Georg Gämperle, habe nach eigenem Bekenntnisse die Trommel genommen, Lärmen geschlagen, die bewaffneten Bürger zusammen gerufen, und sie unter klingendem Spiel zur Verwüstung des Kollegiums angeführt. Beide

hätten

hätten daher gegen Gott und Obrigkeit schwer gesündigt, und Leib und Leben verwirkt; sie sollten daher auf der Stelle mit dem Schwerdte hingerichtet werden. Dieß geschah auch, nach einer kurzen Vorbereitung durch einen Priester, auf demselben Platze. Die beiden Handwerksbursche wären, bis auf weitere Untersuchung ins Gefängniß zurück zu führen, der Baurenbursche aber frei zu lassen, weil man ihn unschuldig erfunden habe.

Nach Bekanntmachung dieser Sentenz wurde das Verzeichniß derjenigen vorgelesen, welche der Magistrat sonst noch als Urheber anzugeben wußte. Sie wurden zur Vertheidigung aus dem zuschauenden Volke hervorgerufen, allein sie hatten sich schon auf flüchtige Beine gemacht. Dem Rath und der Gemeinde wurde folgendes Urtheil bekannt gemacht: Obschon sie alle Leib, Ehre und Gut verwirkt hätten, so sey doch, nach Erwägung aller Umstände, in Gnaden beschlossen worden: Rath und Gemeinde sollten alle ihre Gewehre im Schlosse zu Kommothau niederlegen. Alle ihre Privilegien, sowohl von den Erbherren als von dem Könige von Böhmen, hätten sie ihrem Erbherrn zu übergeben. Dem neu erbauten Kollegium der Jesuiten sey nicht nur aller Schade zu ersetzen, sondern die verjagten Priester und Amtleute müßten auch sogleich wieder eingeführt werden. Die Anwesenden sollten den Eid der Treue sogleich, die Abwesenden aber in die Hand eines dazu bestimmten Kommissairs ablegen, die noch übrigen Rädelsführer aber wären innerhalb vier Wochen zur gebührenden Strafe einzuschicken.

Die Kommothauer dankten durch ihren Advokaten für dieses gnädige Urtheil, versprachen unbedingten Gehorsam, baten aber auch die Gastrichter, ihren Erbherrn dahin zu vermögen, daß ihnen ihre

Privilegien nicht entzogen würden. Dieß wurde versprochen, und nun begaben sich die Gastrichter ins Schloß, die Kommothauer aber in ihre Stadt, nachdem sie den Eid der Treue geleistet hatten. Tags darauf kam die Exekutions-Kommission nach Kommothau, und brachte obige Punkte in Erfüllung. Die ganze Gemeinde legte den Eid der Treue ab, und übergab ihre Waffen und Privilegien, bat aber zugleich um die Rückgabe von beiden. Das erstere geschah, und das letztere wurde versprochen, allein erst unter dem Kaiser Rudolph, dem nachmaligen Besitzer, dieser Herrschaft, wurden die Privilegien zurückgegeben. Den Jesuiten mußte der Schade, welcher an ihrem Kollegium angerichtet worden war, mit dreizehntausend Gulden in Fristen vergütet werden. Die Patres und Amtleute wurden aufgesucht, und vom Rathe und der Gemeinde feierlich eingeführt. So endigte sich eine Rebellion, die unter einem toleranteren Gutsherrn nie zum Ausbruch gekommen wäre.

III. Drangsale der Stadt Landshut im dreißigjährigen Kriege.

1.

König Gustav Adolph von Schweden erobert einen großen Theil von Deutschland.

Seit mehrern Jahrhunderten und zu verschiedenen Zeiten, bis auf unsere Tage, hat der Würgengel des Krieges seinen schweren Fußtritt in die schöne

und

und gewerbfleißige Stadt Landshut gesetzt. Niemals erschien er derselben aber in einer so furchtbaren Gestalt, als im dreissigjährigen Kriege, der 1618 in Böhmen zum Ausbruch kam, und erst 1648 endete. Dieser ohne gleichen mörderische, verwüstende und entvölkernde Krieg hatte bereits einen großen Theil Deutschlands mit namenlosem Elend heimgesucht, als er sich endlich, wie ein wilder Bergstrom, auch über Baierns glückliche Bewohner heranwälzte, und ihnen Bedrängnisse jeder Art bereitete.

Die Schweden waren es eigentlich, welche als Feinde die baierische Grenze betraten, das Land eroberten, brandschatzten und plünderten. Ihr hochherziger frommer König, Gustav Adolph, war im Brachmonat des Jahrs 1630 mit 15000 geübten Streitern über den Belt an das deutsche Ufer gesegelt, um das Flehen vertriebener oder unterdrückter Fürsten evangelischen Glaubens zu erhören, und Oesterreichs grausamen und despotischen Maaßregeln zur Unterdrückung des Protestantismus ein Ziel zu setzen. Anfangs hatte niemand Vertrauen zu einem so gewagten Unternehmen, und die Höflinge in Wien nannten den nordischen Helden scherzweise den Schnee- oder Winterkönig. Unter den Deutschen zählte er nicht einen Verbündeten. Siebenfach war ihm die Gesammtmacht des Kaisers und des sogenannten heiligen Bundes überlegen, und im weiten römischen Reiche wünschte jedermann, freiwillig oder gezwungen, kaiserlicher Majestät Freund und Bundsgenosse zu heissen. Doch eben diese, durch Furcht herbeigeführte, zwangvolle Stellung der deutschen Fürsten, leistete dem Unternehmen Gustav Adolphs geheime Bürgschaft, daß es gelingen müsse. Offene Unterjochung ist allezeit erträglicher als diejenige, welche, mit dem Namen der Freundschaft beschöniget, den Schimpf

freiwilliger

freiwilliger Knechtschaft führt. Die Verzweiflung der Völker, durch die Ausgelassenheit der Soldaten vom Siegesheer, und durch den Uebermuth gelddürstiger Feldherren gereitzt, erwartete von jedem Wechsel des Zustandes ein besseres Loos. Hohe und Niedere, ohne Sicherheit des Eigenthums, des Lebens und Glaubens, begrüßten in ihrem Herzen den nordischen König als Erretter und Rächer, während sie ihre Waffen wider ihn wenden mußten.

Auf diese starke, unsichtbare Bundesgenossenschaft der öffentlichen Meinung zählte Gustav Adolph, und der Erfolg zeigte, daß er sich nicht täuschte. Kaum auf deutschem Boden angekommen, nahm er die Inseln Rügen, Usedom und Wollin in Besitz, bekam Stettin in seine Hände, verband sich mit dem pommerschen Herzoge Bogislav, und setzte die früherhin geächteten Herzoge von Mecklenburg wieder ein. Brandenburg ward mit leichter Mühe überwältigt, und die Räubereien und Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Kriegsknechte im Sachsenlande waren Ursache, daß der Churfürst von Sachsen mit Gustav Adolph ein Bündniß schloß. Frankreich, aus Erbhaß gegen Oesterreich, sandte ihm Hülfsgelder, und der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel trat fröhlich auf seine Seite.

So hatte binnen zwölf Monaten der schwedische König in fremden Ländern eine Macht unter seinen Fahnen versammelt, welche der feindlichen an Zahl und Uebung gleich, an innerer Stärke aber, durch Kriegszucht und Glaubenszorn, überlegen war. Bei Leipzig kam es am siebenten September 1631 zu einem Treffen, in welchem die Schweden, nach einem fünfstündigen Kampfe einen Sieg erfochten, der mit einem Male selbst alle die Vortheile vernichtete, welche der Kaiser seit zwölf Jahren errungen hatte, und

dagegen

dagegen die Protestanten mit neuem Muth und neuen Hoffnungen belebte.

Gustaph Adolph hätte jetzt gleich in das Herz der kaiserlichen Lande vordringen können; allein er hielt es für klüger, sich erst vollends in den Besitz von Deutschland zu setzen. Der sogenannte Winterkönig wurde jetzt fast überall mit den größten Huldigungen empfangen. Er besetzte Erfurt, nahm Königshofen weg, und Schweinfurt öffnete ihm die Thore freywillig. Würzburg kapitulirte, und das Schloß wurde mit Sturm erobert. Seine Eroberungen verfolgend nahm er Hanau, Aschaffenburg, Frankfurt und Höchst ohne Mühe ein, bemächtigte sich des Rheingaues und der ganzen Bergstraße, eroberte Oppenheim, und zwang selbst Mainz zur Uebergabe. Eben so wurden hinter einander Trarbach, Bacharach, Speier, Germersheim, Landau, Weissenburg, Mannheim, Windsheim, Heilbronn, Ulm und andere Städte von den Schweden weggenommen, während daß im nördlichen Deutschland auch Rostock, Wismar und Dömitz den Kaiserlichen vollends entrissen wurden.

Der kaiserliche Feldherr Tilly, den Gustav Adolph bei Leipzig geschlagen hatte, stand jetzt wieder an der Spitze einer neu gesammelten beträchtlichen Heeresmacht. Er hatte sich von Leipzig nach der Weser, und von da nach der Donau zurückgezogen; und in der Gegend von Nördlingen sein Winterquartier genommen. Im März 1632 verjagte er den schwedischen Feldherrn Horn aus dem Bisthum Bamberg, aber bald nöthigte ihn das Herannahen Gustav Adolphs, der plötzlich vor Nürnbergs Mauern stand, zum Rückzug. Die Einwohner dieser alten, reichen Handelsstadt eilten, sich den Beschützer der Evangelischen zu befreunden, und öffneten

ihm

ihm freiwillig die Thore. Reich beschenkt verlies er die Stadt, wandte sich geraden Weges nach Baiern, und hatte schon am 27. März Donauwörth in seiner Gewalt. Jetzt machte sich auch der tapfere Kurfürst Maximilian von Baiern auf, und vereinigte sich bei dem Städtchen Rain mit Tilly, um den Uebergang des Königes über den Lech zu verhindern, der von Alpenwassern heftig angeschwollen war. Der wohlerfahrne schwedische Kriegsrath rieth dem Könige von dem gefahrvollen Uebersetzen, und dem noch gefährlichern Angriff auf das feindliche Lager ab; allein dieser versetzte: „Wie, über die Ostsee, über so viele Ströme Deutschlands hätten wir gesetzt, und vor einem Bache, vor diesem Lech hier sollten wir ein Unternehmen aufgeben?“ Mit rühmlicher Feldherrnklugheit benutzte er sein Geschütz, aus zwei und siebenzig Feuerschlünden verbreitete er Tod und Verderben, und mit eigener Hand feuerte er in die feindlichen Schaaren hinein. Unter einem mörderischen Feuer schlug er eine Brücke, und bewerkstelligte den Uebergang. Tilly that Wunder der Tapferkeit, allein eine Falkonetkugel zerschmetterte ihm das Bein, und er starb nicht lange hernach zu Ingolstadt an dieser Wunde. Der Kurfürst, nicht mehr fähig den Uebergang des Feindes zu vereiteln, hatte sich mit seinem Heere ebendahin gezogen.

Sogleich nach dem Abzuge der Feinde sicherte Gustav Adolph beide Lechufer, und wandte sich, um freien Rücken zu haben, mit einer Abtheilung seiner Kriegsmacht nach Augsburg, wo baierische Besatzung lag. Die Abgeordneten der Stadt kamen, um Schonung flehend, zu ihm in's Lager von Lechhausen. Er foderte ungesäumten Abzug der Besatzung, und Reinigung des Raths von den Päpstischen. Gegenwehr, ohne Hoffnung einigen Erfolgs, schien kaum

rathsam

rathsam. Die Baiern verließen Augsburg in aller Stille, und der König hielt in der reichen Stadt einen festlichen Einzug. Die lutherischen Einwohner begrüßten und umringten ihn mit schwärmerischem Entzücken, nannten ihn den Befreier der Deutschen und brachten ihm große Geschenke. Sein Bildniß ward überall gesehen; Frauen und Jungfrauen trugen es in Gold und Schmelzwerk auf der Brust. Man kleidete sich sogar schwedisch; Wamms und Mantel mit schwarzen Spitzen besäumt, Kragen und Aermel mit Stickerey. Der Rath wurde mit Lutherischen besetzt, und da derselben unter den Geschlechtern zu wenig waren, schritt man schnell zur Erwählung neuer Geschlechter. Man entwaffnete die unterdrückte, altglaubige Bürgerschaft; die befreite übte sich kriegerisch. Die Mönche, sammt dem größern Theil der bischöflichen Geistlichkeit, gingen, weil sie nicht huldigen wollten, aus der Stadt und überließen dem Sieger ihr Gut.

2.

Die Schweden dringen in Baiern ein, und besetzen Landshut.

Von Augsburg wandte sich Gustav Adolph wieder nach Baiern, und belagerte den Kurfürsten in Ingolstadt. Als dieser die schwedische Macht auf baierischem Boden sah, welchen seit mehr denn hundert Jahren kein Feind betreten hatte, ward sein Gemüth voll großer Betrübniß. Jetzt glaubte er, um der Selbsterhaltung willen, seiner Pflichten gegen Kaiser und Reich wohl enthoben zu seyn, und foderte durch Frankreichs Vermittlung Bund und Frieden.

Der

Der französische Geschäftsträger am Münchner Hofe, Herr von St. Etienne, begab sich, im Namen des Kurfürsten, in das königliche Lager vor Ingolstadt, um eine Aussöhnung zu vermitteln. Gustav Adolph hörte unglaubig das Anerbieten einer Aussöhnung mit Baiern. „Wie mag's dem Herzog damit Ernst seyn, sprach er, da Tilly's Angriff bei Bamberg, da aufgefangene Briefe und des Kaisers Versprechen, den Baiern fünfzigtausend Mann Hülfe zu schicken, das Gegentheil aller freundlichen Gesinnung darthun?" Der Abgeordnete behauptete dagegen, Tilly habe ohne Befehl des Kurfürsten angegriffen; er schilderte Maximilians edle Denkart und dessen Hochachtung für den König von Schweden. Unfreundlich erwiederte Gustav: „Ich kenne den Herzog von Baiern und seinen Pfaffenschwarm wohl. Er setzt mir leichtfertiger und betrüglicher Weise an, trägt eine gedoppelte Kassake, und wendet bald das Blaue bald das Rothe heraus. Wenn man eine Laus loben will, kann man wohl zwanzigerlei sagen, was es für ein getreues oder dem Menschen nützliches Thier sey, welches ihm das böse Blut aus dem Leibe sauge. Allein dießmal soll er mich nicht betrügen, alldieweil ich sein falsches Gemüth schon erfahren."

Der Geschäftsträger wollte diese Beschuldigungen widerlegen, allein der König hieß ihn zornig schweigen. „Ihr braucht euch, sprach er, im Reden der französischen Freiheit gar zu viel. Deß bin ich ungewohnt. Ihr solltet euch zu Gemüth führen, mit wem und wo ihr redet. Euer König schickt euch nicht; ihr habt keinen Glaubbrief. Der Herzog will mit dem Schwerdt in der Faust unterhandeln. Soll ich sein Land verschonen, so leg' er die Waffen ab, schwöre drei Jahre nicht wider mich zu dienen, stelle

mei:

meinen Freunden zu, was er ihnen abgenommen und öffne mir den Paß von Ingolstadt, daß ich meine Feinde verfolgen könne. St. Etienne bemerkte: Wenn auch der Kurfürst geneigt wäre, sein eigenes Kriegsvolk abzudanken, so stände es nicht in seiner Willkühr, das Gleiche mit den Völkern des Kaisers und der Bundesgenossen zu thün. „O ich sehe wohl, rief der König entrüstet, mit diesen Unterscheidungen ist's nur auf Argliſt abgesehen. Geht der Herzog nicht morgenden Tages die Bedingungen ein, und vermeint er mich zu halten, bis ihm der Kaiser Verstärkung sendet, so will ich mich in Baiern mit Sengen und Brennen, Ausplündern und Morden also erzeigen, daß der Herzog von Baiern erfahren muß, er habe mit seinem Feinde zu thün."

So drohend diese Rede war, so konnte sich Maximilian doch nicht entschließen, so harte Bedingungen einzugehen. Die Belagerung von Ingolstadt wurde daher fortgesetzt, und von beiden Seiten geschah alles Mögliche, um dem Gegner zu schaden. Die Wälle spieen Flammen, und eine Kugel schlug dem Könige das Roß zu Boden, daß er einige Tage vom Falle desselben hinkend war. Da sich die Nachricht verbreitete, daß eine kaiserliche Armee im Anmarsche sey, so verließ der König Ingolstadt und zog mit seiner Macht gegen Landshut und München, der Kurfürst aber begab sich nach Regensburg.

Schrecken und Entsetzen ging überall vor den Panieren der Schweden einher. Mündliche und schriftliche Nachricht von dem baierischen Heere zu Ingolstadt, über die Raubgter und Grausamkeit der Schweden gegen den wehrlosen Bürger und Landmann, erfüllten alle Gemüther mit den bangesten Erwartungen. Mehrere Regierungs- und Stadträthe in Landshut, wo man jetzt täglich der Ankunft der

Feinde

Feinde entgegen sah, und andere reiche Einwohner ergriffen, nicht ohne lautes Murren der Uebrigen, die Flucht; der Adel vom Lande aber und das Bauernvolk retteten sich und ihre beste Habe in die Stadt herein. Da diese Flüchtlinge versicherten, daß sie nie mehr als dreißig bis vierzig Schweden beisammen gesehen hätten, so wandelte einige Bürger von Landshut die Lust an, wider solche Streifsparthieen auszuziehen, und die Gegend von ihnen zu reinigen, besonders da die Ortsobrigkeit hatte bekannt machen lassen, daß denjenigen, welche einen Ausfall machten, auch die eroberte Beute zugehören sollte. Es zogen demnach ihrer zwanzig zu Pferd und sechzig zu Fuß gegen Altdorf hinaus, wo sich viele Bauern, nach ihrer Art bewaffnet, an sie anschlossen. Unterwegs stießen sie auf einige Schweden, die eben in einem Bauernhause abkochten, sich aber sogleich zur Wehre setzten und mit den Bürgern handgemein wurden. Die Landshuter wurden bald Meister über die Schweden, tödteten deren sechs, nahmen ihnen mehrere Gefangene und Blessirte, nebst einem Wagen und Karren mit Geld und Kostbarkeiten beladen, und dreißig Pferden ab, und kehrten mit diesen Trophäen in die Stadt zurück. Dieß geschah am dritten May 1632. Am fünften ließen sich bei Altdorf feindliche Detachements sehen, von denen einige bis zum Stadtthor vorrückten. Sie verlangten 20,000 Reichsthaler Brandschatzung, und zeigten zu ihrer Autorisation ein von ihrem General Horn mit Namen und Siegel bezeichnetes Patent vor. Da die Foderung abgeschlagen wurde, zogen sie sich nach Moosburg zurück, und bezeichneten ihren Weg durch Plünderung und Feuer.

Am folgenden Tage kamen flüchtige Bürger von Moosburg nach Landshut mit der Nachricht, daß

einige

einige hundert Schweden vor ihre Stadt gekommen und mit Abbrennen gedroht hätten, wenn nicht schleunig eine Brandschatzung von 10,000 Reichsthalern bezahlt würde. Die Stadt sey von ihnen besetzt, und dadurch den kaiserlich-baierischen Truppen die Passage über die Isar gesperrt.

Am siebenten May Abends um vier Uhr kamen in die Nähe von Landshut bei 200 Mann feindliche Kavallerie. Sie schickten einen Tromperer und etliche Reuter an eines der Stadtthore, und verlangten im Namen des Feldmarschalls Horn in der Stadt Quartier, mit dem Anhange, daß man in dem Platze selbst wegen der Brandschatzung unterhandeln werde. Wenn sich die Einwohner ruhig verhalten würden, so versprachen sie Sicherheit der Person, des Eigenthums und selbst der Religion; widrigenfalls aber drohten sie der Stadt alles Unheil. Die Stadt ward nicht sogleich übergeben, sondern man bedeutete den Parlamentairs, die Antwort des Stadtkommandanten abzuwarten. Mittlerweile wurde ihnen vom Graben herab ein Mann vom Pferde geschossen, worauf sie sich zu ihrem Chef zurück begaben. Diese, allem Kriegsgebrauch zuwider laufende, unüberlegte Handlung eines Einzelnen, mußte zuerst die Nachbarschaft, und dann die Stadt selbst hart entgelten. Die Schweden fielen über die zwei Hofmarken Achdorf und Berg mit aller Wuth her, plünderten, mordeten, ruinirten und schändeten alles, was ihnen vorkam. Einige Bürger von Landshut wagten einen Ausfall, und erlegten 25 Mann, worunter ein Obristlieutenant war. Die Schweden rächten diesen unzeitigen Frevel, der sie gegen Landshut immer mehr aufbrachte, an der Kirche zum heiligen Blut, die geplündert und zerstört ward.

Am achten May erhielt zwar die Stadt einen Suc-

Succurs von 1600 Mann Kavallerie, allein da in eben der Stunde die Nachricht einlief, daß mehrere tausend Schweden zu Fuß und zu Pferd gegen die Stadt im Anzug wären, und vier Feuerschlünde gegen die verwundbarste Seite der Stadt gekehrt seyen, so machten sich die Truppen augenblicklich wieder marschfertig, warfen die Isarbrücke ab, und riethen der Gemeinde, mit dem Sieger zu akkordiren. Die Furcht und Bestürzung war jetzt eben so allgemein als gegründet. Es wurden allerlei verborgene Schlupfwinkel aufgesucht, um sich der Rache des Feindes zu entziehen. Alles wünschte zaubern oder verzaubert werden zu können, um unsichtbar zu seyn, oder Flügel zu haben, um nach Regensburg zu entrinnen. Kaum war noch einer oder der andere zu finden, der es wagte, die unwillkommenen Gäste am Stadtthore zu empfangen, und von den schwedischen Parlamentairs das Wort zu nehmen. Endlich fanden sich doch einige Rathsglieder, den Bürgermeister Spitzeiberger an der Spitze, welche ein Thor öffnen ließen, und daselbst demüthig um Schonung und Gnade für die Stadt baten.

Der Feldmarschall Horn wollte anfangs nichts davon hören, ließ sich aber doch bald geneigt zum Akkordiren finden. Er befahl, daß sogleich jedermann sein Ober- und Untergewehr ablege und auf das Rathhaus bringe, und daß man die abgetragene Brücke wieder herstelle; wogegen er den Einwohnern Begnadigung am Leben, doch mit Vorbehalt der königlichen Bestätigung, versprach. Darauf erfolgte der Einzug der Schweden. Der Obrist Hebron nahm mit einigen Abtheilungen das Quartier in der Stadt, das Fußvolk aber bezog ein Lager in der Nähe derselben. Es wurde so strenge Mannszucht gehalten, daß sogar einige Marodeurs, die in der

Stadt ergriffen wurden, Gefahr liefen, das Leben zu verlieren; einer von ihnen, dem der Würfel übel wollte, mußte am Galgen enden. In den Vorstädten und einer entlegenen Straße wurde indessen doch geplündert. In der Nacht, da dieses geschah, wagten es die Roth- und Weißgerber, welche hinter ihren Häusern auf der Wasserseite freie Kommunikation unterhalten konnten, unter dem Schutze der Dunkelheit viele auf's Plündern ausgegangene Soldaten aus dem Wege zu räumen, und ins Wasser zu werfen.

3.

Gustav Adolph in Landshut. Beängstigung der Einwohner. Brandschatzung.

Am zehenten May zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags kam der König Gustav Adolph selbst, von Moosburg her, in Landshut an. Er besichtigte zuerst das Schloß Trausnitz, und ritt dann auf einem Schimmel, in Begleitung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und des alten Markgrafen von Durlach, zum Münchner Thore hinein. Die Einwohner sahen in ihm den Engel des Todes, denn sein Kleid war schwarz und von gemeinem Tuche, sein Antlitz aber offenbarte seinen innern Zorn und sein trotziges, blitzendes Auge sprühete Rache. Inzwischen empfing ihn am Thore der noch anwesende Adel, die Geistlichkeit und der Stadtmagistrat in der demüthigsten, unterwürfigsten Stellung. Fußfällig, von dem greisen Bürgermeister Spitzelberger angeführt, flehten sie seine Gnade an. Der König würdigte sie aber gar keines Blickes, sondern rief blos mit finsterer Miene: „Steht auf, betet Gott an! ist besser!" und ritt weiter. Neben seinem Roß gehend,

hend, setzte der Bürgermeister das Flehen für die Stadt fort. Da brach endlich der König in die Schreckensworte aus: „Wenn ich eurer Greueltaten gedenke, so ihr an meinen Soldaten verübt habt, so weiß ich schier nicht, ob ihr Menschen oder wilde Thiere seyd. Ihr schneidet ihnen die Ohren und Nasen ab, Hände und Füße hauet ihr ihnen ab, und also mörderisch gehet ihr mit ihnen um: was soll ich dann euch Barmherzigkeit ertheilen? wie soll ich jetzt mit euch umgehen?"

Spitzelberger nahm ehrerbietig das Wort, und entgegnete: „An diesen Gräueln ist Landshut ohne Schuld, und hat keinem Schweden je Uebels gethan. Anderer Missethaten, wozu wir nie gerathen oder geholfen, sollten wir doch weder tragen noch entgelten, und flehen daher um Gnade und Barmherzigkeit." Hierauf sprach der König abermals: „Daß ihr solches nicht selbst vollbracht, ist des Glückes Schuld; hättet ihr's thun können, so wär es von euch ebenfalls geschehen. Ich hätte dem Baierfürsten kein Wasser in seinem Lande getrübt; denn was hat ihn die Noth angegangen, daß er mich zu Bamberg aus meinem Hauptquartier geschlagen? Hab' ich nicht mit ihm selber Zeit tractirt, und also, weil ich vornen mit ihm tractire, schlägt er hinten meine Truppen: ist das redlich?"

Der Bürgermeister wiederholte: „Was Böses ergangen, davon hat man hierorts weder Schuld noch Wissenschaft." Gustav aber unterbrach ihn durch die Worte: „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi *). Und überdas geht euer Baierfürst

*) Ei, die Unterthanen müssen
Ihrer Fürsten Frevel büssen.

fürst her und conjungirt sich mit den Kaiserlichen; und wann mir der Kaiser den Kopf zerschläjt, werdet ihr euch dessen genug lachen. Dahero, was hab' ich davon, wann ich schon eure Stadt und Steinhaufen erhalte? Sagt mir eine Ursache, welche mich bewegen sollte, euch zu verschonen? Sagt, was hab' ich bei Gott zu verdienen, wann ich euer verschone und verdient habt ihr's, mit Feuer nnd Schwerdt vertilgt zu werden."

Ueber diese harten Worte war jedermann bestürzt und todtenblaß, und niemand durfte etwas dagegen sagen. Doch rief endlich einer aus den Vornehmern: „Es ist bis dato noch unerhört, und Ew. Majestät gewohnten Sanftmüthigkeit auch zwischen Kriegsthaten zuwider, an diesem Ort einen Anfang der Crudelität gegen die unschuldigen und unterthänigsten Bürger zu machen." Diese Worte schienen am besten auf den König zu wirken.

Unter solchem Hin- und Herreden und Nachlaufen der trostlosen Einwohner ritt Gustav Adolph mit unverrückt ernsthafter Miene, und die Augen meistens aufwärts gerichtet, vollends in die Stadt herab, und vor die Residenz hin. Hier erneuerte man wieder die nemlichen fußfälligen Bitten um Gnade, allein er schien sich wenig daran zu kehren, stieg im Schloßhofe vom Pferde und begehrte die Residenz zu sehen. Etliche von der Bürgerschaft folgten ihm nach, gnädige Resolution und ein Wort des Trostes erwartend — aber vergeblich. Es war gerade ein Jahr, seitdem Tilly Magdeburg zerstört hatte, und vielleicht beschlich ihn einen Augenblick lang der schwarze Gedanke, auf baierischer Erde das Vergeltungsopfer anzuzünden. Während er in den Zimmern herum ging, wandelte ihn eine Uebelkeit an, so daß er sich auf eine steinerne Bank ein wenig

nig

nig hinlegte, und ein Glas Bier begehrte. Als er sich wieder erholt hatte, und, zur hohen Burg hinaufgestiegen, vom Erkersaal herab über die Stadt sah, unter seinen Füßen die menschenvollen, geräumigen Gassen; vor sich riesenhaft, höher als Fels und Burg, den Thurm der Martinskirche, und weit herum die blühende Ebene, freundlich von Hügeln und Dörfern umfangen, schien er mildern Empfindungen Raum zu geben. Er stieg wieder zu Pferde, und durchritt die ganze Stadt. Durch die wiederholten Fußfälle von Jung und Alt, Edel und Unedel, Mann und Weib, und durch die Vorsprache seines Obersten Hebron bewogen, ließ er zwar nicht das ausdrückliche Wort Gnade! aber auch nicht mehr das schröckliche Tod und Verderben! von sich hören. Er ritt zum Thore hinaus gegen Moosburg, und befahl dem Feldmarschall Horn, wegen der Brandschatzung das Weitere zu verfügen. Er sah Landshut nicht wieder, denn er kehrte von seinem Hauptquartier Moosburg nicht mehr zurück, und am sechsten November dieses Jahres starb er in der Schlacht bei Lützen des Heldentodes.

Die Brandschatzung, welche der König der Stadt auferlegte, betrug ein hundert und fünfzig tausend Reichsthaler, wurde aber doch hernach auf hundert tausend herabgesetzt. Horn, der Kommandant des Platzes, wurde mit der Eintreibung beauftragt. Die Bürger flehten zwar um weitere Milderung der unerschwinglichen Summe, aber es blieb dabei, und der Feldmarschall foderte noch insbesondere für seine Person ein Geschenk von fünftausend, und für den Obersten Hebron von tausend Reichsthalern, mit dem Versprechen, daß alles Geschütz, Munition und Gewehr unberührt bleiben sollte. Die Zahlung durfte in baarem Gelde oder in Silbergeschirr geleistet werden.

Es

Es war nunmehr ein solches Zusammentragen von Gold- und Silbermünze, Kirchensilber, Kredenzen, goldenen und silbernen Gürteln, halb und ganz vergoldetem Silbergeschirr auf das Rathhaus, daß man hätte glauben sollen, es dürfte sich noch ein Ueberschuß ergeben. Dieß wäre auch wohl der Fall gewesen, wenn nicht Horn das Loth ausgemünzten Silbers nur für fünf und vierzig Kreutzer angenommen hätte. Auch der vom Land in die Stadt geflüchtete Adel trug ein Ansehnliches zum allgemeinen Besten bei, und 472 Privatpersonen nebst mehreren Körperschaften brachten die Summe von 89,589 Gulden und dreissig Kreutzer zusammen. Ueberdieß wurden den Bürgern, ungeachtet des strengsten Verbots der Plünderung, noch mehrere tausend Gulden Geld und Geldes werth von den Soldaten abgepreßt. Die fremden feinen Weine wurden in das königliche Lager nach Moosburg, eben so auch Baierwein, Bier und Wein durch Requisition abgeführt, wodurch Mangel in der Stadt und im Lager entstand, weshalb der Soldat den Bürger noch mehr ängstigte. So mußten auch tausend Scheffel Haber abgeliefert werden, und aller übrige Vorrath war bald aufgezehrt.

Der Rückstand an der Requisition betrug noch 59,000 Reichsthaler oder 89,100 Gulden. Alles, was Horn auf das inständige Flehen der Bürger bwilligte, war eine Verlängerung der Zahlungsfrist auf vier Wochen. Zum Unterpfand mußten vom Adel, der Geistlichkeit und der Stadtgemeinde acht Geißeln gestellt werden, welche in das Lager nach Augsburg abgeführt wurden. Sie hatten auf ihrer Reise viel Ungemach auszustehen, und mußten drei Jahre lang in harter Gefangenschaft schmachten *).

Ehe

*) Eine gleichzeitige Chronik sagt vom Schicksal dieser Geißeln, und von der Bezahlung der rückständigen Brand-

Ehe die Schweden aus Landshut abzogen, mußte eine, von allen Magistratspersonen unterschriebene, Obligation ausgestellt werden, daß man den Rückstand auf den bestimmten Termin bezahlen, und die Kranken verpflegen wolle. Nachdem die Feinde am fünfzehenten May Stadt und Lager geräumt hatten, rückten einige kaiserliche Eskadronen ein, und verfolgten den Nachtrab der Schweden. Die Stadt genoß nun wieder der Ruhe, aber ihr Wohlstand, zu welchem sie sich seit vierhundert Jahren als Residenzstadt, als ostmaliger Sitz der Landtage, durch Fleiß und gute Hauswirthschaft emporgeschwungen hatte, war auf ein Jahrhundert hinaus zu Grunde gerichtet. Noch lastete schwer auf dem gemeinen Wesen Kummer und Sorge wegen Aufbringung der rückständigen Contributionssumme von 69,520 Gulden, und wegen Befreiung der in des Feindes Hand, und unter dem Drucke der Belagerung und Hungersnoth in Augsburg schmachtenden Geißeln. Noch herrschte hie und da Familientrauer über entehrte Frau-

---

schatzung Folgendes: „Die Purger haben das andere Gelt (die rückständige Quote) auch hergeben, aber der Fuerst hat es zu Im genommen, er hat gesagt, er wölle die Purger selbs los machen. Darnach hat sich der Fuerst vor Augspurg gelegt und hat sie Plogiert (jene Stadt bloquirt) gehalten ein gantz Jar. Vnderdessen seind die Gaissl maiste gestorben, wellicher sich selbst hat auf kaufen khenen, der hats gethan. Es ist auch groser Hunger entstanden in Augspurg damal, es hat ein Maus 6 Kr. golten, das Löder von den Gutschen habens geessen, vnd wan die Reitter einen erdapt haben, der Inen etwas hat zugetragen, denen haben sie die Ohren vnd Nasen abgeschniden." Erst im Frühling 1635, nach der Schlacht bei Nördlingen, ging Augsburg an die Kaiserlichen über, und die noch lebenden Geißeln von Landshut erhielten ihre Freiheit.

Frauen, Töchter und Schwestern, die in das feindliche Lager hinausgeschleppt, und, wenn man eine für todt hielt, in die Isar geworfen wurden. Andere konnten nur durch Selbstmord ihre Ehre und das Kleinod ihrer Jungfrauschaft retten, indem sie sich lieber in die Isar stürzen, als die Schmach ihrer Jungfrauschaft überleben wollten.

So traurig das Schicksal der Stadtbewohner war, so hatten doch die Landleute noch weit mehr geduldet. Viele von ihnen fanden die Bedrückungen und Mißhandlungen so hart und unerträglich, daß sie alles zurück ließen und flohen. Diejenigen, welche Hunger und Elend indessen nicht aufgerafft hatte, fanden ihre Hütten mit Brennesseln und Disteln überwachsen, die bis zu den Stubenfensterchen hinauf reichten. Oft hatte man auch den traurigen Anblick, unter Hecken und Zäunen todte Menschen zu finden, die noch ein Büschlein Gras und Laub im Munde hatten, womit sie sich das Leben fristen wollten.

4.

Die Schweden erscheinen zum zweitenmal in Landshut, und vollenden das Unglück der Einwohner.

Die Einwohner von Landshut schmeichelten sich umsonst mit der Hoffnung, daß sie das Härteste erduldet hätten. Die Büchse der Pandora war noch nicht bis auf den Bodensatz über die unglückliche Stadt ausgeleert. Ward sie vorher nur mit verarmenden Kontributionen, Requisitionen und Parforcirungen ihrer Töchter und Weiber heimgesucht, so wurde sie zwei Jahre darnach mit totaler Verwüstung, Plünderung, Mord und Brand und andern Greueln in namenloses Elend gebracht.

Das

Das Waffenglück, das den Schweden auch nach dem Tode ihres Königes günstig blieb, führte sie im Jahr 1634 wieder in das Herz von Baiern und nach Landshut. Nach dem sich der neue Chef der schwedischen Armee, Herzog Bernhard von Weimar, zwischen Augsburg und Friedberg mit dem Feldmarschall Horn vereinigt, und bis auf dreissig tausend Mann verstärkt hatte; nachdem er die Stadt Friedberg bis auf den Grund abgebrannt, und Horn die Stadt Freysing rein ausgeplündert hatte, näherte sich das vereinigte Herr der Stadt Landshut. Am zwanzigsten Juli, Abends um fünf Uhr, erschien der feindliche Vortrab an den Mauern mit einem Trompeter an der Spitze. Als man diesen nach Kriegsgebrauch fragte, was sein Begehren wäre, antwortete er, er habe Depeschen an den Stadtgouverneur. Nachdem er eingelassen worden war, that er folgende Ausrichtung: „Der Generalissimus Sr. königl. Majestät von Schweden, Herzog Bernhard von Weimar und der Feldmarschall Horn lassen ihren Gruß, Gunst und Gnade zuvor entbieten, wenn man gutwillig die Thore öffnen wolle, wie auch bedeuten, daß ihnen die Stadt nicht genugsam zur Gegenwehr versehen und befestiget scheine. Sie verlangen also die Uebergabe derselben, und hoffen, bessere Vorsehung darin vorzunehmen. Zugleich mit der Bedingung des freien Einmarsches verlangen sie aber auch die Bezahlung der rückständigen Kontribution und überdieß noch eine neue Brandschatzung. Man möchte übrigens es ja nicht mit zwei so sieggewohnten, und von Begierde zu stürmen brennenden Armeen aufzunehmen versuchen, und sie zu Extremitäten herausfodern.“

Der Platzkommandant, ein Mann von Muth und Ehre, gab zur Antwort: „Die Stadt ist kei-

nem

nem der beiden Feldherren etwas schuldig; ich kann und will nichts zugestehen. Pulver, Blei und Schwerdter sind zum Empfange bereit.“ Indem er so sprach, rechnete er auf den starken Succurs, der unter der Anführung des kaiserlichen Generals Aldringer von Regensburg her stündlich erwartet wurde, und zugleich auf die Treue und Tapferkeit der Bürger, welche, von dem besten Geiste beseelt, unter die Waffen getreten waren. Die vor zwei Jahren erduldeten Unbilden, verbunden mit hell auflodernden Religionshaß, bestärkten die Bürger in dem Entschlusse, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Der General Aldringer erschien mit zwölf tausend Mann, warf einen Theil derselben in die Stadt, und lagerte mit den Uebrigen an der Isar. Die Schweden wichen nicht, sondern griffen vielmehr mit wildem Ungestüm an. Die Schloßmauer ward bald von ihrem Geschoß zertrümmert, und im Sturmschritt drangen die Belagerer durch den Bruch; aber niederschmetterndes Gebälk und Kugelregen trieb sie noch einmal zurück. Unglücklicher Weise brach jetzt auf dem Schlosse, entweder durch eine Brandkugel oder durch Fahrläßigkeit, im Pulverthurme Feuer aus, welches manchem tapfern Vaterlands-Vertheidiger das Leben kostete, manchen versengte und verbrannte oder weiter schleuderte. Während der Bestürzung über diesen Unfall legten die Weimaraner und Horn einen allgemeinen Sturm an. Die Belagerten geben den ihnen zugeschickten Kugelregen treulich zurück, verrammeln mit Balken und Fässern jede Fußbreite Oeffnung, und strecken ganze Rotten der Angreifenden zu Boden.

Die Feinde, durch den unermüdlich hartnäckigen Widerstand erschreckt oder stutzend gemacht, hal-
ten inne. Aber bald rücken frische Truppen den zö-
gern-

geruden nach, und feuern immer heftiger auf Menschen, Mauern und Thürme. Da nun einmal durch die Explosion des Pulverthurms die Besatzung einen so empfindlichen Stoß erlitten hatte, so war es dem an Mannschaft und Geschütz überlegenen Feinde nicht mehr schwer, ins Schloß einzudringen, besonders da so schweres Geschütz gebraucht wurde, gegen eine Stadt, die nur den Ruhm der Schönheit, nie aber der Befestigung hatte. Es war jetzt dem Soldaten und Bürger unmöglich, sich länger zu halten; man wich also der traurigen Nothwendigkeit, und hoffte noch in dem Verschließ der Schloßthor-Fallbrücke seine Rettung zu finden. Allein auch diese letzte Hoffnung verschwand. Die Fliehenden brachten durch das überschnelle Aufziehen und Zuprellen die Brücke dergestalt aus den Angeln, daß es unmöglich war, sie wieder in die Höhe zu ziehen. Nun war alles verloren. Die Schweden dringen mit ihren Feinden zugleich über die Brücke ins Schloß ein, und werden Meister desselben. Die tapfern Vertheidiger des Schlosses, übermannt, von Schwerdt und Flamme umtobt, retten sich gegen die Stadt herab, verfolgt, zerstreut, blutend. Die Neustadt wird der Schauplatz eines erneuerten Treffens. Die Wuth des Feindes bedeckt alles mit Mord, Brand und Blut; Thüren werden eingesprengt; Bewaffnete und Unbewaffnete, wie sie in den Wurf kommen, niedergehauen.

Alles flüchtete zur Isarbrücke, und da jederman zuerst über dieselbe hinaus entfliehen wollte, so war die Stockung auf diesem Platze allgemein *). Vom Berge

*) Die oben angeführte Chronik sagt: „Es ist ein Gedren; Iber die Pruckh hinauf gewesen mit Reittern und Wegen: wan ein Mensch einmall zu Boden gefallen, Ist er nit leichtlich mer aufkhomben, vill leitt sein Iber die Pruckhen hinunter gestosen worden (man wollte deren an

Berge herab spielten gerade auf das Thor hin die Kanonen auf die hinauswogenden Kinder, Weiber, Männer, Fußgänger und Reiter. Unter denen, welche in der Isar ihren Tod fanden, war auch der Obergeneral Aldringer. Er hatte sein Aeußerstes gethan, die Stadt zu retten, und schröcklich eingehauen, um die Soldaten zum Stehen zu bringen. Als er nichts mehr ausrichten konnte, versuchte er über die Isar zu setzen. Schon war ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen, schon war er umringt, wenn ihm nicht sein Reitknecht ein anderes Pferd gegeben hätte, worauf er sich setzte. Dreimal suchte er eine Furth über das Wasser, da er keine finden konnte, reitet er zum Feinde zurück, entkommt über die Brücke, und ruft den Seinigen zu: „Rechts umkehrt! stellt euch! wehrt euch als tapfere Leute, stechet, hauet, schießet!“ Während er auf den über die Brücke vorbrechenden Feind zurücksah, bekam er einen Schuß auf die Brust; da er mit dem Pferde umschwenkt, bekam er einen von vornen. Sterbend wurde er von den Seinen vom Pferde herabgenommen, in einen Wagen gelegt, und war — eine Leiche. So fand er einen Tod, seiner Tapferkeit würdig, die dem Sohn armer Eltern zum Oberfeldmarschallsstab, und zu unermeßlichem Reichthum geholfen hatte.

Aller Widerstand hatte jetzt ein Ende, und der zwei und zwanzigste Julius 1634 machte die Schweden abermals zu unumschränkten Gebietern der Stadt und

---

zweihundert gezählt haben) dan die Pruckh hat khein Glandter (Geländer) nit gehabt, vnd auf beiden Seidten Eisserne spütz gegen dem Waser einer Viertl Ellen lang, das niemand Iber solte gestigen sein, aber in dieser Nott vnd Gefahr sein Purgers vnd Pauers Leitt dar Iber gestigen, damit ainer nur auf der Gefahr des Feindts ist khomben.“

ihrer unglücklichen Bewohner. Zur Vermehrung der Verwirrung und des Schreckens wurden in der Stadt mehrere Häuser, z. B. die Probstey und andere, angezündet. Sobald die Schweden keinen Widerstand mehr zu bekämpfen hatten, nahmen sie Blutrache an dem wehrlosen Klerus und Bürger. Acht, nach andern Nachrichten dreizehn Tage lang währte das plündern, morden, sengen, brennen und verheeren. Fast täglich rückten neue Regimenter in die Stadt, und jeder Soldat wünschte nicht allein seinen Magen mit Speise und Trank, sondern auch seinen Torniſter und Brodsack mit Beute zu füllen. Die Geldgier grausamer Sieger erfand alle Quaalen, den Einwohnern das Entdecken verheimlichter Schätze abzufoltern.

Es ist nicht möglich, all das Ungemach zu erzählen, das Landshut unter dem schwedischrn Joche erdulden mußte; doch möge Einiges davon hier eine Stelle finden.

Das Stadtarchiv mit seinen unersetzlichen alten Urkunden und Diplomen wurde zerstäubt, weil die feindlichen Soldaten hier allerlei Kostbarkeiten zu finden hofften. Von den Reliquien des heiligen Castulus und anderer Heiligen in der St. Martinskirche wurde das Silber und die Edelsteine herabgeschlagen und weggenommen. Der marianischen größeren Kongregation wurde auch alles, was Geldeswerth und Geld hieß, geraubt, und ihr nichts, als die päbstliche Bulle, das Einschreibbuch und das Siegel übrig gelassen. Alles in den Kirchen und Häusern wurde zerrissen, zerhackt, durchgegraben. Altäre und Bilder zerhauen, mit den kirchlichen Kleidern Spott getrieben, die Reliquien mit Koth, und alles mit Blut besudelt. Der schöne welsche oder herzogliche Garten wurde gänzlich durchwühlt und verwüstet.

Die

Die Apotheken mit ihren Gefäßen und Gläsern wurden zerstört, mit Unrath angefüllt, und die Brunnen mit todten Körpern von Menschen und Vieh verschüttet. Die Wundärzte, soviel deren der feindliche Soldat habhaft werden konnte, wurden ermordet, damit niemand vorhanden wäre, der den kranken und halbtodten Einwohnern ärztliche Hülfe leisten könnte. Und so wurden erweislich bei tausend Menschen durch Wasser, Feuer, Schwerdt, und Zwang binnen wenigen Tagen aus der Welt geschafft *).

Wehrlose Bürger wurden von der Seite ihrer jammernden Weiber und Kinder weggerissen, unter tausendfachen Drohungen und Verhöhnungen zur Stadt hinaus und bis zu der Mündung eines in die Isar sich ergießenden Bächleins geschleppt. Da wurden sie von den Schweden auf folgende Art gemartert. Einige von ihnen erhielten den von den Feinden selbst so genannten schwedischen Trunk, das ist: dem armen Leidenden wurde bis zum Zerplatzen Wasser eingeschüttet, sodann sprang der Soldat lachend auf dem schwellenden Bauche des Bürgers herum, um durch seine Fußtritte das Wasser wieder heraus zu pumpen. Andere Bürger wurden an den verborgenen Theilen des Leibes aufgehenkt. Wieder andere wurden geraitelt, d. i. der Kopf wurde ihnen mit einem Stricke umwunden und dann mit einem Raitel oder Stäbchen so zusammen geschnürt und zusammen getrieben, bis die Augen und das Gehirn des so gemarterten Bürgers heraustraten.

Wie-

---

*) Die Chronik sagt: „Der Schinder (Abdecker) hat hermiessen vnd die todten Leitt in die Isser fiehren: da hat manige Frau vmb Iren Man geschrieen, auch maniges Khind vmb seine Eltern: Es ist zuerbarmen gewesen, der es gesehen hat: ich bin selbst auf den Todten vmbgestigen, es ist maniger gantz nackhent aufgezogen gewesen."

Wieder andern wurden unter dem Vorwande, weil sie als gute Katholiken das heil. Abendmahl nur unter Einer Gestalt zu genießen pflegen, damit sie nun dasselbe unter zwei Gestalten empfingen, siedendes Oel in den Schlund eingegossen *).

In der Hoffnung, verborgene Schätze zu finden, wurden die Grüfte und Gräber aufgerissen und durchwühlt. Nirgend war Ruhe und Sicherheit in diesen Tagen, als in der freien Luft hoch oben, sagt ein altes Manuscript. Nur die Residenz allein, in welcher der Herzog von Weimar sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, blieb von Raub, Mord, Brand und Zwang befreit. Die Klöster in der Stadt und die Bewohner derselben erfuhren ebenfalls ein trauriges Loos. In dem Jesuitenkollegium wurde ein Laienbruder von dem Feinde erschossen, und sein Leichnam nach drei Tagen in die Isar geworfen. Der Pater Gabriel Barbisius wurde so jämmerlich verwundet, daß er nach Verlauf einiger Wochen in München starb. Der Pater Johann Baptist Gailberger, Stiftsprediger, wurde geraitelt, so daß ihm das Blut aus den Augen und die Augen aus den Hölen getrieben wurden. Das nemliche Schicksal war

---

*) Zum ewigen Andenken an diese so grausam getödteten Bürger wird alle Sonnabend nach dem gewöhnlichen mittägigen sogenannten Angelus-Domini- oder Englischen-Grus-Geläute noch ein kurzes Zeichen zum Gebete für die Seelenruhe derselben mit der Glocke gegeben. Auch ward auf der Stelle, wo diese Bürger von Landshut auf die oben beschriebene Art durch die Schweden als Schlachtopfer fielen, eine hölzerne Säule (die Schwedensäule genannt) mit der Abbildung dieser traurigen Begebenheit errichtet. Dieses historische Denkmal wurde aber im Jahr 1800 von französischen Soldaten abgebrochen, und seitdem nicht wieder ersetzt.

war auch dem Pater Rector zugedacht, er entkam ihm aber durch einen glücklichen Zufall. Vier todtkranke Brüder wurden entsetzlich geängstiget. Dann wurde das Kollegium ausgeplündert, mit dem Abbrennen bedroht, eine Kontribution von 15,000 Gulden ihm auferlegt, und da man nicht einmal die 3000 Thaler bezahlen konnte, bis auf welche man herunter gehandelt hatte, so wurden der Prediger und ein Magister als Geißeln fortgeführt.

Im Dominikanerkloster fielen mehrere Geistliche unter dem feindlichen Schwerdte, und andere wurden schrecklich gemißhandelt, hingegen Convent und Kirche ganz ausgeraubt. Nicht viel besser erging es den Franziskanern, doch wurde keiner derselben getödtet, aber ein Kapuziner ward auf der Straße erwürgt. Mit der Plünderungssucht stand die Wollust und Geilheit der Soldaten in Verbindung; Weiber und Mädchen dienten den viehischen Begierden der rohen Krieger zum Opfer. Und nachdem diese Greuel lange genug gewährt hatten, verordnete der Herzog einen allgemeinen Buß- und Bettag. Die ganze Armee versammelte sich in der St. Martins-Pfarrkirche, und genoß daselbst das heilige Abendmahl.

Die Folgen des entsetzlichen Elends, das die Schweden über die Stadt gebracht hatten, waren Hungersnoth und Pest. Die letztere raffte beinahe den dritten Theil der Einwohner hinweg, und viele Klostergeistliche starben ebenfalls im Krankendienste. Wegen der Menge der täglich Gestorbenen, und aus Furcht vor dem weitern Angreifen der Ansteckung, war es nicht mehr möglich, ordentliche Leichenbegängnisse zu halten; sondern die Todten wurden von eigens dazu bestellten Leuten aus den Häusern herausgenommen, schockweise auf den sogenannten Pestkar-

ren

ren geladen; und so ohne Sang und Klang auf dem Gottesacker in tiefen und breiten Gruben zusammen begraben. Dabei ereignete sich eines Tages folgender tragi komischer Vorfall. Ein stark betrunkener Dudelsackpfeifer wurde in einem Brauhause schlafend angetroffen, und für einen in den letzten Zügen liegenden Pestkranken gehalten. Ohne genauere Untersuchung warf man ihn auf einen Karren, führte ihn mit andern auf den Begräbnißplatz hinaus, und warf ihn in eine Grube. Nachdem der scheintodte Tonkünstler aber seinen Rausch ausgeschlafen hatte, merkte er bald, wo es fehle, und fluchte über den Irthum der Todtengräber. Da er sich unmöglich in dieser eckelhaften unterirdischen Gesellschaft wohlgefallen konnte, und ihn schon wieder ein wenig dürstete, so bemühte er sich, den schweren Deckel dieses schauerlichen Gefängnisses zu lüften, um in Gottes schöne Welt wieder hervortreten zu können. Allein der über die Grube gelegten Dielen konnte er nicht Meister werden. Der Durst und die Hoffnungslosigkeit wuchsen mit jedem Augenblicke, und er fing an, aus vollem Halse zu schreien. Ein von Ohngefehr vorübergehender Metzger hörte das Angstgeschrei, ging zur Grube, nahm die Brettdecke weg, und half dem Geängsteten aus dem allzufrühen Grabe heraus. Freudig kehrte er in die Stadt, zu seinem Dudelsack und Bierkruge zurück.

5.

Traurige Lage Baierns. Dritter und letzter Besuch der Schweden in Landshut.

Die große Niederlage, welche die Protestanten am sieben und zwanzigsten August 1634 in der Schlacht bei Nördlingen erlitten, in welcher die Hälfte

des schwedischen Heeres unterging, und selbst ihr Feldherr Horn in baierische Gefangenschaft gerieth, rettete Baiern und das gesammte deutsche Hochland von der Gewalt des unmenschlichen Feindes, der bis an die pommersche Küste znrückgetrieben wurde. Aber noch lange Zeit war das unglückliche Land, wenn gleich vom Feinde geräumt, die Bühne unerhörten Jammers.

Das Schwerdt würgte nicht mehr, dagegen aber richtete die pestilenzialische Seuche noch lange die schröcklichste Verwüstungen an. Ein frostiges Schütteln bei innerer Fieberglut mit Kopfweh ergriff und ermattete, bei verschiedenen Blutvergiessungen, die Menschen. Dann traten, als Vorboten des Todes, Pestflecken und Beulen an den Leibern hervor. Das Uebel war schnell und heftig, kein Mittel rettete; alle Vorsicht schirmte nicht gegen Ansteckung. Der Kurfürst Maximilian floh mit seiner Gemahlin Elisabethe von Lothringen in die Einsamkeit des Klosters Ranshofen, und weinte hier über ihrem Leichnam. Zu München raffte die Krankheit in der kurzen Frist eines Jahres fünfzehntausend Einwohner hin. Das weiland blühende Eichstätt, nebst seinen Vorstädten größtentheils Trümmer, glich mit seinem Gebiete einer Wüste. Da lebte kaum noch der zehente Mann, und wer noch lebte, stillte den Hunger mit dem Fleisch von Hunden, Katzen, Gewürmen und den Leibern der schon Verhungerten. Die reichen Getraidefluren Baierns lagen ungebaut, voller Disteln und Dornen. Es setzte sich Wald über den Acker, weil ihn kein Pflug mehr aufbrach. Wo die Menschen seltener geworden, mehrten sich Wölfe und reissende Thiere. Sie zogen furchtlos aus den finstern Schlupfwinkeln zu den Brandstätten ehemaliger Dörfer, und wühlten in der Erde nach den Leichnamen. Zigeuner,

Gauner

Gauner und anderes Gesindel aller Gattung schwärmten bandenweise im Lande frei herum. Wollte der Kurfürst befahren, so mußte er vorher zur eigenen Sicherheit Streifen gegen das Gesindel anordnen, um die Straßen zu säubern. Zahllose Klöster lagen öde, nachdem manche den Werth von Millionen verloren hatten; noch mehr Dörfer waren Schutthügel. Viele Eheleute fürchteten das Glück, Kinder zu haben, und entsagten den Pflichten und Freuden ihres Standes, um nicht die Zahl der Unglücklichen zu vergrößern.

Als diese Tage des allgemeinen Elends vorüber waren, und Baiern nicht mehr der Schauplatz des immer noch fortwüthenden Krieges war, fing das unglückliche Land doch allmählich an sich wieder zu erholen. Auch in Landshut regte sich wieder ein neues Leben, und wenigstens im Aeußern gewann die Stadt ein so freundliches Ansehen, daß der gefangene Feldmarschall Horn, als er sechs Jahre nach dem letzten schwedischen Einfalle durchgeführt wurde, voll Verwunderung über das zeitige Wiederaufleben der verwüsteten Stadt, gesagt haben soll: „Vor dem ersten Einmarsche unsrer Truppen glich Landshut einer schönen bürgerlichen Braut, nun hat sie das Ansehen einer fürstlichen Gemahlin.“ Allein noch einmal, gegen das Ende dieses, ganz Deutschland bis ins innerste Eingeweide zerfleischenden Krieges, traf diese Stadt das traurige Loos, von den Schweden und ihren Verbündeten, den Franzosen, in Besitz genommen zu werden.

Mit den ersten Frühlingstagen des Jahres 1648 brachen die Schweden und Franzosen unter dem Feldmarschall Wrangel und dem Marschall Turenne, vier und zwanzig tausend Mann stark, durch Franken und Schwaben nach Baiern auf. Der General

 Holzapfel,

Holzapfel stand bei Zusmarshausen, einem Flecken des Hochstifts Augsburg; da ward er angegriffen, in neun Stunden langem Treffen überwältigt, sein Heer zerstreut, und er selbst getödtet. Von den kaiserlichen Völkern waren kaum noch achttausend Mann dienstfähig, von den baierischen kaum siebentausend übrig geblieben, die ohne Ordnung und Mannszucht flohen. Der Graf von Gronsfeld sammelte von diesen fünftausend, von den Kaiserlichen fünftausend und fünf hundert zu Fuß, und zwei tausend Reiter, mit denen er sich hinter dem Lech aufstellte. Mit neun tausend Fußgängern und vierzehntausend Reitern folgte ihm der Feind auf dem Fersen.

Bei dem Kloster Schönfeld setzten Franzosen und Schweden über den Lech; tapfer, doch vergebens, bestritten fünf baierische Schaaren ihnen den Uebergang. Der Fluß war seicht, und die feindlichen Reiter schwammen an vielen Orten hindurch. Gronsfeld verlor Muth und Geistesgegenwart im Unglück; er floh mit schimpflicher Verwirrung, ohne das Aeußerste für das Land zu wagen, dem er diente. In den Schanzen am Lech auf und ab standen noch viele baierische Krieger, ohne vom Rückzug ihres Feldherrn zu wissen, der sie ungewarnt in Feindes Hand fallen ließ. Der Rückzug ging bis zur Isar, in Hoffnung, da sich hinter dem tiefern Strom zu halten. Aus Städten und Dörfern flüchtete abermals alles Volk mit Heerden und beweglicher Habe, und die Straßen ertönten vom Jammer der Weiber und Kinder. Viele Menschen suchten im Tiefsten der undurchdringlichen Wälder Rettung, andere hinter der Isar, andere jenseits des Instroms. Der Kurfürst nebst seinem Hofe verließ München, lebte unstet zu Wasserburg und Braunau, und nahm endlich seine Zuflucht nach Salzburg. Den Befehl über die Trümmer

seiner Kriegsmacht vertraute er, an Gronfelds Stelle, dem Oberstfeldzeugmeister Grafen von Hunoldstein. Dieser aber fand an der Isar kein Heer, sondern wilde verworrene Haufen, ohne Vorräthe, Waffen und Gehorsam, den Räuberhorden ähnlich, und alles in Auflösung. Unfähig, mit solchem Volk einen sieghaften Feind aufzuhalten, setzte er den allgemeinen Rückzug bis hinter den Inn fort.

Ohne Widerstand, in weit ausgebreiteten Schaaren, zog Wrangel's und Turennes Macht durch das offene Baiern bis zur Isar. Der Soldat haußete dabei, wie ihn der Muthwille trieb, denn Wrangel wollte Rache. Wenn wehrlose Greise zu Tode gequält, Säuglinge zertreten, tugendhafte Weiber geschändet, dann verstümmelt wurden — auch das Unmenschlichste hörte jetzt auf, dem Kriegsknecht Verbrechen zu heissen.

In Landshut sah man voll banger Besorgniß der Zukunft entgegen, als im May 1648 ein baierischer Courier dem damaligen Vicedom Grafen von Fugger und dem Regierungskanzler Nachts um zwölf Uhr die Schreckensnachricht von der nahen Ankunft des Feindes und von dem schlechten Zustande der Truppen brachte. Auf diese Nachricht machte sich sogleich das ganze Regierungspersonal, der Stadtmagistrat, die Stiftscanonici und ein großer Theil der Bürgerschaft auf die Beine. Diejenigen, welche unter den Stadtfahnen waren, und zwei Kompagnien Reiter marschirten um drei Uhr Morgens zum Burghauser Thore hinaus und gegen Mühldorf, wo sich die von Freysing zurückgedrängten Baiern aufgestellt hatten. Bald darauf kam eine berittene schwedische Patrouille vor dem Isarthore an, um zu rekognosciren. Da sie vernahm, daß die Stadt ohne Besatzung und herrenlos sey, ging sie wieder ab. Tags

darauf

darauf aber besetzten zur Hälfte Franzosen, unter dem Kommando des Marschalls von Turenne, und zur Hälfte Schweden, unter dem Kommando des Feldmarschalls Wrangel die Stadt, wo sie bis zum Dienstag nach Michaelis, also in die fünf Monate, blieben.

Da die Stadt so ganz sich selbst überlassen, ohne alle Hülfe, Berathung und Vertretung war, so begab sie sich in einer Art von Verzweiflung unter den Schutz des Feindes. Welches aber die Bedingungen dieses Schutzes waren, und was derselbe kostete, erhellet aus folgendem Reversschreiben.

„Der königl. Majestät und Reich Schweden Rath, General und Feldmarschall in Deutschland, Karl Gustav Wrangel, Heer zu Schach Kloster und Roßdrop."

„Demnach die Stadt Landshut in Baiern an der Isar gelegen, sammt dem Burgfried desselben Districts und Zugehörung, wie die heißen mögen, Sr. Excellenz Hauptarmee assignirt worden, um einige Brandschatzung dafür abzurichten, und nun darauf Bürgermeister und Rath für sich und im Namen der ganzen Commun vermöge einer in orginali producirten und eingelieferten Vollmacht durch derselben abgeordneten Raths- und Mittels-Personen, als die Herren Martin Freinhuber, Bürgermeister, Ludwig Mayr, des innern Raths, und Blasius Kherl, Rathschreiber und der Rechte Licentiat, sich dahin anerboten, zwanzig tausend Gulden, das ist, dreizehn tausend dreihundert und drei und dreißig Reichsthaler abzurichten, dergestalt, daß a dato innerhalb nächstfolgenden vierzehn Tagen die Hälfte, benanntlich zehen tausend Gulden in der Stadt Nürnberg an den dortselbst anwesenden königl. schwedischen Agenten, Herrn Jakob Bath, und sodann die andere

Hälfte

Hälfte hinwieder an erst bedeuteten Ort und an besagten Herrn Agenten mit Ausgang des nächstfolgenden Monats August durch richtige Wechsel baar unfehlbar und gegen Quittung jedesmal an guten Species-Reichsthälern oder Dukaten erlegt, und ohne Exception ausbezahlt werden soll; also haben obenbenannte Bürgermeister und Räthe, auch gesamte Inwohner und Bürgerschaft sich hingegen gänzlich zu versichern, daß dieselben und alle angehörige Weiber, Kinder und Gesinde, auch was ihnen an Mobilien- und Immobiliengütern auf dem Land und Feldbau zuständig inclusive das kurfürstliche Schloß uud Haus in der Stadt und alles, was zum Burgfried und desselben Distrikt, nicht weniger zur Vorstadt und dem Kloster Seligenthal, wie auch sonst den andern Religiosen zukommt, zuvorderst in Allerhöchst Ihro königl. Majestät zu Schweden Schutz und Protection aufgenommen seyen, mit Anfoderung einiger Ranzion oder Brandschatzung nicht gravirt, auch einige Hostilität jetzt oder künftig gegen dieselbe, sofern sie nicht von selbsten Ursache oder Anlaß dazu geben, nicht verübt werden, sondern vielmehr alles Guten und beharrlicher Beschützung sich zu versprechen haben sollen. Derentwegen sie dann auch insgesammt wiederum in ihre Stadt zu ihrer Wohnung sich begeben, und daselbst ungehindert und unzerturbirt hausen, ihren Functionen, Amt und andern Verrichtungen, Nahrung und Gewerben vorstehen mögen: weswegen sie mit benöthigten Geleitsbriefen versehen werden könnten.

Signatum im königl. schwedischen Hauptquartier Gern bei Eggenfelden, den 6. July 1648."

Alle diese Versprechungen wurden schlecht gehalten. Die Soldaten erlaubten sich allerlei Arten von Unfug, und konnten zum voraus wissen, daß

sie

ſie ungeſtraft bleiben würden. Alle Vorräthe an Getreide, Fleiſch, Wein, Bier und andern Sachen wurden völlig aufgezehrt, die verlaſſenen Häuſer der Entflohenen durchſucht, viele andere ruinirt, und zur Erpreſſung einer Geldſumme, die von den Einwohnern unmöglich ganz aufgebracht werden konnte, wurde eine Vorſtadt abgebrannt. Die Kirchen und Klöſter hatten es nur der Verwendung des franzöſiſchen Armeekommiſſairs Avancourt zu verdanken, daß ihnen nicht das Schickſal von 1634 wiederfuhr. Oefters ſtreiften die Schweden von der Stadt aus nach Geiſenhauſen, wagten es aber nie, über die Bils zu gehen, weil um Biburg herum die Baiern ſtanden. Die letztern patrouillirten auch bis zur Stadt heran, und es kam öfter unter beiden Theilen zu Gefechten, die natürlich nichts entſchieden, ſondern die Feinde gegen die Einwohner nur noch mehr erbitterten.

Endlich ſchlug die Stunde der Erlöſung von allem Uebel für die Stadt Landshut, welches ein mit faſt beiſpielloſer Barbarey geführter Krieg über ſie gebracht hatte. Es wurde wieder Friede nach dreiſſig Jahren, nachdem durch den dreimaligen feindlichen Beſuch, durch das Schwerdt, durch Hunger und Peſt ein groſſer Theil der Einwohner der Stadt aufgerieben, die übrigen aber durch ungeheure Kontributionen, durch Plünderung und Verwüſtung ihrer Habſchaften verarmt, Brandſtätten, Wittwen und Waiſen genug gemacht, und Handwerke und Gewerbe in Verfall geſetzt worden waren.

Am Michaelistage, den neun und zwanzigſten September, räumten die Feinde die Stadt, nachdem ſie noch die Iſarbrücke abgebrannt hatten, und am vier und zwanzigſten Oktober eben dieſes Jahres wurde der Friede zu Oſnabrück und Münſter unterzeichnet.

zeichnet. Da dankten die religiösen Einwohner Landshuts dem Himmel noch, daß er sie mit etwa noch schwereren Leiden verschont und am Leben erhalten hatte. In einer solchen Anwandlung von religiösem Gefühl gelobten sie, unter der Anführung der Pater Dominikaner, die ihnen nach dem Geiste jener Zeit die Idee dazu gegeben hatten, zum Beweise ihrer Dankbarkeit gegen Gott, von jetzt bis zu ewigen Zeiten alljährlich drei Kreutzgänge oder Processionen in fremde und außerhalb der Stadt gelegene Kirchen anzustellen. Die erste jedesmal am Tage nach den drei Osterfeiertagen in die Klosterkirche von Seligenthal; die zweite nach Frauenberg, am Tage nach Mariä Heimsuchung; die dritte nach Altdorf, am Tage nach Mariä Himmelfahrt. Dieser Gebrauch hat sich bis zur Aufhebung des Dominikanerklosters, und bis zu dem landesherrlichen Verbot der Kreutzgänge nach entlegenen Kirchen erhalten.

Der Kurfürst Maximilian suchte ebenfalls, im Geiste der Zeit, das Andenken an die erduldeten Drangsale durch eine religiöse Ceremonie zu bewahren. Er stiftete unterm neunten April 1649, wie die Stiftungsurkunde sagt, „der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der allerseligsten Himmelskönigin Mariä und ganzen himmlischen Heer zu schuldigster Ehr und Dank wegen Erhaltung der Stadt Landshut anno 1648 vor feindlichem Mord und Brand“ auf ewige Zeiten mit jährlichen dreihundert Gulden, von dem kurfürstlichen Rentamt zahlbar, die Siebener-Messe, d. i. die Messe, die täglich um sieben Uhr Morgens gehalten wird. Eben so sollte, nach der nemlichen Meinung, alljährlich am vier und zwanzigsten October ein musicirtes Lob- und Dankamt gehalten werden.

IV. Ueberfall des französischen Lagers bei Bacherach.

Im Jahr 1744.

Ein großer Theil der französischen Armee stand, im zweiten schlesischen Kriege 1744, zum Dienste des Kaisers Karl des Siebenten, jenseits des Rheins bei Bacherach in einem verschanzten Lager. Da der Rhein die französische Fronte schützte, so hielten sich die Franzosen so sorglos sicher, daß sie ihre Vorposten um das Lager nicht weit ausstellten. Dieß bemerkte der nachmals so berühmt gewordene kaiserliche Feldmarschall Laudon, damals Hauptmann unter Trenks Pandurenkorps, als er von einem Hügel disseits des Rheins die Feinde beobachtete. Nachdem er durch Deserteurs und Spione mehrere Nachrichten von der Stellung derselben eingezogen hatte, faßte er den großen Gedanken, sie ohne Schwerdtstreich durch einen nächtlichen Schreck zu verjagen, ihnen Respekt vor dem deutschen Muthe einzuflößen, und zugleich der österreichischen Armee den Weg zu öffnen, durch welchen sie einbrechen und das feindliche Heer vor sich hertreiben könnte.

Voll von diesem Gedanken wandte sich Laudon an die österreichische Generalität, und eröffnete ihr seinen Plan. Dieser ward in der Stille genehmigt, und mit bewundernswürdigen Glücke ausgeführt. Es wurden große und kleine Kugeln, mit einer Komposition von Schwefel, Pech, Kampfer und Hanf umwunden und umgossen. Laudon ließ Leitern und Bretter im Verborgenen zusammen bringen. Sobald es Abend wurde legte er diese über die, auf dem Rhein bereits stehenden und schnell zusammen gekuppelten Schiffe. Dem schon am Ufer des Rheins

versammelten

versammelten kleinen Korps verbot er bei Lebensstrafe, weder zu sprechen noch Geräusch oder Feuer zu machen. Die Kanonen wurden über die Brücke getragen, und die mit Heu und Stroh belegten Bretter konnten bei dem Uebermarsch der Truppen kein verdächtiges Geräusch machen. Da auch dieses nächtliche Ueberschleichen eine Meile unterhalb des franzöſiſchen Lagers geschah, so blieb es vom Feinde völlig unbemerkt. Auch den Truppen blieb der Zweck des Marsches noch unbekannt, und es waren lauter sichere Leute gewählt, so daß man nicht fürchten durfte, durch Ueberläufer verrathen zu werden.

Laudon nahm durch Hülfe gut bezahlter Wegweiser zuerst seine Richtung gerade aus, dann schwenkte er sich, um hinter Anhöhen und einem Gebüsch in gerader Linie dem französischen Lager in den Rücken zu kommen. Hier stellte er die Truppen in zwei Glieder so weit auseinander daß der Neben- und Hintermann sich immer auf die Schultern greifen konnten. Bei den Kanonen und den durch Soldaten getragenen Kugeln war mehrere Mannschaft zur Bedeckung der Kanoniere. Gegen Mitternacht trat er mit diesen zwei Linien seinen letzten Vormarsch an, ließ ein kleines Reservekorps hinter sich, und die große österreichische Armee deckte indessen die aufgeworfene Brückenschanze zur Sicherheit seines Rückzuges, wenn sein Vorhaben mißlingen sollte.

Aber es ging alles über Erwarten glücklich. Denn kurz vor Mitternacht fand sich Laudon, ohne von irgend einer Patrouille oder Feldwacht entdeckt zu werden, so nahe hinter den schlafenden französischen Helden, daß er ihre Brandwachten vor sich sah. Nun machte er auf einige Minuten Halt, befahl den Kanonieren auf einmal eine Generalsalve mit den brennenden Pech- und Schwefelkugeln, und Feuer

auf

auf Feuer so lange unaufhörlich zu geben, bis die von den Franzosen zu ihrer Bequemlichkeit erbauten bretternen Häuser, hölzerne und stroherne Hütten, und die im Lager aufgethürmten Heuhaufen brennen würden. Zugleich befahl er den Officieren, nun erst ihren Leuten das bisherige Geheimniß zu eröffnen, und ihnen zu sagen: der Zweck dieser Unternehmung sey, eine tragische nächtliche Komödie mit den Franzosen zu spielen, um zu sehen, wie die leichtfüßigen Herren bei dem furchtbaren Lichtschein der brennenden Kugeln tanzen, springen, fallen, schreien, und sterben würden.

Diese so ganz dem militairischen Geiste angemessene Eröffnung that ihre volle Wirkung. Es war alles voll Leben, Muth und Freude. Alle Furcht vor Todesgefahr war durch diesen Scherz aus dem österreichischen Korps verbannt. Schrecken, Entsetzen, Betäubung und Tod fingen nun an, mörderisch im feindlichen Lager zu wüthen. Denn sogleich als die Laudonschen Mordschlünde ihr Eisen, Pech und Schwefel auszuspeien anfingen, brannten von allen Seiten Zelte, Hütten und Heuschober. Man sah die bestürzten schlafenden Helden zum Theil unangezogen und in Hemden aus den über ihrem Kopfe brennenden Wohnungen hervorspringen; die losgerissenen Pferde durch einander laufen, unangekleidete Reiter ohne Sattel aufsitzen, Rosse und Menschen mit dem von den Kugeln abgeflossenen, brennenden Pech besprühet. Jämmerliches Geschrei, Aechzen und Seufzen durchtönte das Lager; die Kugeln schmetterten, tödteten, und eine gänzliche Verwirrung nöthigte den französischen Heerführer, das Lager flüchtig zu verlassen.

Laudon hatte jetzt seinen Zweck aufs vollkommenste erreicht. Er nahm von dem verlassenen, mit Leichen, Verwundeten, weggeworfenen Gewehren bedeckten

Lager triumphirend Besitz, gab die von den Franzosen zurückgelassenen Kostbarkeiten, Feldgeräthe und Viktualien seinen Helden zur Beute, kehrte ohne Verlust mit Ruhm bekränzt zur großen österreichischen Armee zurück, und überließ es nun der hohen österreichischen Generalität, von diesem den Franzosen eingejagten Schrecken einen für das Große nützlichen Gebrauch zu machen.

Fünfte Abtheilung.

Reiseabentheuer.

I. Schröckliches Abentheuer eines englischen Offiziers *).

Von ihm selbst beschrieben.

Am Mittwoch, den dreizehenten September 1769 zwischen drei und vier Uhr Nachmittags, ging ich in ein kleines Gehölz, Namens Northwoodside, zwei oder drei Meilen gegen Nordwesten von Glasgow. Meine Absicht dabei war blos, einige Haselnüsse zu pflücken. Kaum war ich eine Viertelstunde weit im Gehölze, und hatte nicht mehr als etwa zehen Nüsse gesammelt, als ich unglücklicher Weise in eine alte Steinkohlengrube fiel, die siebenzehen Yards **) tief, und in einem festen Felsen gehauen war. Einige Zeit hatte ich ganz die Besinnung verloren; als ich diese wieder erlangte, fand ich, daß ich ungefähr in der Stellung

*) Der Name dieses Offiziers, welcher Lieutenant bei den Seetruppen war, ist Georg Spearing. Das hier erzählte Abentheuer widerfuhr ihm im Jahr 1769, die Erzählung davon machte er aber erst im August 1793 bekannt.

**) Ein englisches Längen- und Ackermaaß; als ersteres etwas über 2 3/4 Fuß, als letzteres 1200 Quadratruthen enthaltend.

Stellung eines Schneiders bei seiner Arbeit, saß, und daß mir das Blut ziemlich schnell aus dem Munde stürzte. Anfangs glaubte ich mir ein Blutgefäß zerrissen zu haben, und folglich nicht lange mehr leben zu können; zu meinem großen Trost entdeckte ich aber, daß das Blut aus einer Wunde in meiner Zunge kam, die ich vermuthlich während des Falles gebissen hatte. Ich sah auf meine Uhr, es war zehen Minuten nach vier; und nun machte ich mich auf, untersuchte meine Glieder, und fand zu meiner unaussprechlichen Freude, daß keines derselben zerbrochen war. Ich söhnte mich bald mit meiner Lage aus; indem ich von meiner Jugend auf immer dachte, daß mir im Laufe meines Lebens etwas Außerordentliches begegnen würde. Ich zweifelte auch nicht im geringsten daran, am folgenden Morgen erlößt zu werden, denn da das Gehölz klein, und einer volkreichen Stadt nahe ist, so wird es, besonders in der Nüssezeit fleißig besucht, und es sind auch verschiedene Fußsteige, die in demselben durchgeschnitten sind.

Die Nacht fiel ein; es fing an zu regnen, und zwar in starken Güssen, wie man gewöhnlich gegen das Herbst-Aequinoctium wahrnimmt. Die Grube in welche ich gefallen war, hatte ungefähr fünfzehn Fuß im Durchmesser. Da sie aber seit mehreren Jahren nicht mehr bearbeitet worden war, so waren die unterirdischen Gänge verstopft, und ich war dem Regen ausgesetzt, der mit sehr kleinen Unterbrechungen bis zum Tage meiner Befreiung anhielt. Ich war bald ganz durchnäßt.

In dieser trostlosen Lage gab ich mir Mühe, einige Ruhe zu gewinnen. Ein gabelförmiger Stab, den ich in der Grube fand, diente mir zur Stütze, bald für den Kopf und bald für meinen ziemlich zer-

stossenen Körper. Ich glaube aber nicht, daß ich in der ganzen Zeit, da ich hier war, eine einzige Stunde hinter einander geschlafen habe. Nachdem ich so eine unangenehme und langweilige Nacht hingebracht hatte, ward ich wieder durch die Erscheinung des Tageslichtes und den Gesang eines Rothkehlchens, das gerade über der Grube saß, erquickt; dieser niedliche kleine Sänger besuchte mich während meines Gefängnisses jeden Morgen. Dieß betrachtete ich als eine glückliche Vorbedeutung meiner künftigen Befreiung; und ich bin überzeugt, daß mein fester Glaube an die Vorsehung, und die Gesellschaft dieses kleinen Vogels, viel zu der Heiterkeit des Geistes beigetragen haben, die ich bis zum letzten Augenblicke behielt.

Ungefähr hundert Yards, in einer geraden Linie von der Grube, war eine Wassermühle. Des Müllers Haus war mir näher, und der Weg nach der Mühle noch näher. Ich konnte oft die Pferde hören, die diesen Weg nach und von der Mühle gingen; oft hörte ich menschliche Stimmen, und ich konnte die Enten und die Hühner bei der Mühle ganz deutlich hören. Bei jeder Gelegenheit machte ich den besten Gebrauch von meiner Stimme, aber immer zwecklos, denn der Wind, der immer stark blies, wehete von der Mühle nach der Grube zu, wodurch es natürlich war, daß ich hören konnte, und daß meine Stimme zu gleicher Zeit nicht gehört wurde.

Ich kann nicht sagen, daß ich vom Hunger viel gelitten hätte. Nach zwei oder drei Tagen hörte der Hunger ganz auf: aber mein Durst war unerträglich. Obgleich es fast immer regnete, so konnte ich doch vor dem dritten oder vierten Tage keinen Tropfen bekommen, da die Erde auf dem Boden der Grube das Wasser so schnell als es herabfiel, in sich sog. In dieser Noth saugte ich meine Kleider

aus,

aus, allein ich konnte nur wenig Nasses aus ihnen herausbekommen. Der Stoß, den ich in meinem Falle bekam, und die Verrenkung Einer meiner Ribben, hielten mich, wie ich glaube, in einem beständigen Fieber; wenigstens weiß ich sonst keine Ursache, warum ich mehr vom Durst als vom Hunger gelitten habe. Zuletzt entdeckte ich das Hüftbein eines Stiers (der, wie ich nachher hörte, ungefehr achtzehn Jahre vor mir in die Grube gefallen war), fast ganz mit Erde bedeckt. Ich grub es auf, und das breite Ende desselben ließ eine Höhlung, die ungefehr ein Maaß fassen konnte. In diese tropfte das Wasser allmählich, aber auch so langsam, daß es immer eine ansehnliche Zeit dauerte, ehe ich eine volle Nußschale mit einmal nehmen konnte; dieses Wasser schüttete ich dann in meine Hand, und trank es so aus. Nun fing das Wasser an, sehr schnell anzuwachsen, so daß ich sehr froh war, mein Behältniß zu erweitern, da ich am vierten oder fünften Tage einen hinlänglichen Vorrath hatte, und dieses Wasser war ohne Zweifel die Erhaltung meines Lebens.

In der Grube war eine große Menge von vierfüßigen Amphibien, als Frösche, Kröten, große schwarze Schnecken ꝛc. Diese schädlichen Geschöpfe wollten auf mich heraufkriechen und gingen oft in mein Wasserbehältniß. Dennoch hielt ich es für das süßeste Wasser, das ich je trank; sogar jetzt, nach einer so langen Zeit, ist meine Erinnerung daran noch so süß, daß ich überzeugt bin, ich möchte es noch mit Begierde hinunter schlürfen, wenn es möglich wäre etwas davon zu bekommen. Oft habe ich Frösche und Kröten aus meinem Nacken geholt, wo sie vermuthlich, wenn ich einschlief, Schutz suchten. Die Kröten brachte ich immer um, die Frösche aber verwahrte ich sorgfältig, da ich nicht wußte, ob ich

nicht in die Nothwendigkeit kommen würde, sie zu essen, woraus ich mir gar kein Bedenken gemacht hätte, wenn ich hungerig gewesen wäre.

Sonnabends den sechzehenten fiel nur wenig Regen, und ich hatte das Vergnügen, die Stimmen zweier Knaben im Gehölze zu hören. Ich schrie hierauf aus allen Kräften, aber vergebens, obgleich ich nachher erfuhr, daß sie mich wirklich hörten, denn da sie einmal ein Mährchen von einem wilden Manne, der im Gehölze wohnte, gehört hatten, so liefen sie erschrocken davon.

Sonntags den siebenzehenten war mein Geburtstag, an welchem ich mein ein und vierzigstes Jahr zurücklegte; und ich glaube es war den folgenden Tag, daß einige meiner Bekannten, die zufälliger Weise gehört hatten, welchen Weg ich gegangen wäre, zwei oder drei Leute ausschickten, um mich in den Kohlengruben zu suchen. Diese Leute gingen in des Müllers Haus, und erkundigten sich nach mir: aber wegen des großen Regens, der damals fiel, gingen sie niemals ins Gehölz, sondern kehrten zurück zu ihren Absendern, und sagten zu ihnen, sie hätten mich in den Gruben gesucht, aber nicht gefunden. Viele Leute in meiner Lage würden gewiß aus Verzweiflung gestorben seyn, ich aber danke Gott, daß ich eine vollkommene Heiterkeit des Geistes behielt, so daß ich am Dienstag Nachmittags, nachdem ich schon sechs Nächte in der Grube zugebracht hatte, meine Perücke auf meinem Knie zum Vergnügen durchkämmte, ein Liedchen dabei sang, und an Archer in der Komödie Beaux stratagem dachte.

Endlich kam der Morgen des zwanzigsten Septembers, der glückliche Morgen meiner Befreiung. Diesen Tag werde ich zeitlebens mit Dankbarkeit gegen den Himmel feiern. Durch die Sträuche und

Gebüsche, welche die Oeffnung der Grube bedeckten, konnte ich die hellglänzende Sonne entdecken, und mein schöner Sänger sang in melodischen Tönen, als meine Aufmerksamkeit durch ein verwirrtes Geräusch menschlicher Stimmen, die sich der Grube stark zu nähern suchten, erregt wurde. Ich schrie sogleich auf, und überraschte auf eine höchst angenehme Weise einige meiner Bekannten, die mich aufsuchten. Einige von ihnen leben noch in Glasgow, und es ist nicht lange her, daß ich das Vergnügen hatte, mich mit Einem von ihnen auf meinem Zimmer zu unterhalten. Sie sagten zu mir, daß sie nicht die entfernteste Hoffnung gehabt hätten, mich lebendig zu finden, sondern daß sie blos wünschten, meinen Leichnam auf eine anständige Art zu beerdigen, wenn sie so glücklich seyn würden, ihn zu finden.

Sobald diese Freunde meine Stimme hörten, liefen sie nach der Grube hin, und ich konnte eine sehr bekannte Stimme ausrufen hören: „Gütiger Gott, er lebt noch!“ Ein Anderer von ihnen, ein sehr rechtschaffener Nordbritte, konnte in seinem Erstaunen und seiner Freude sich nicht enthalten, mich in irländischem Dialect zu fragen, ob ich noch lebe? Ich antwortete ihm, daß ich noch lebte, und zwar recht munter. Hierauf gab ich meinen Freunden besondere Anleitung, wie sie verfahren müßten, wenn sie mich herauszögen. Glücklicher weise ging ein Köhler, der von einer benachbarten in Arbeit stehenden Grube kam, zu derselben Zeit den Weg vorbei, und da er in dem Gehölze ein ungewöhnliches Geräusch hörte, so führte ihn die Neugierde herbei, um die Ursachen desselben zu erfahren. Durch seine Mithülfe, und vermittelst eines Seils aus der Mühle wurde ich bald wohlbehalten auf festes Land gebracht. Des Müllers Frau brachte mir einige Milch, warm

wie sie von der Kuh kam; da ich aber an die frische Luft kam, wurde ich schwach, und konnte sie nicht genießen. Soll ich mich schämen, zu gestehen, daß die erste Eingebung meines Herzens war, mich auf meine Kniee zu werfen, und Gott stillen und heissen Dank für meine Errettung zu geben? Noch jetzt denke ich nie an diese Geschichte, ohne daß Thränen der Dankbarkeit aus meinen Augen fließen.

Jeden Morgen, so lange ich in der Grube war, machte ich einen Knoten in der Ecke meines Taschentuchs, damit, wenn ich sterben und mein Leichnam hernach gefuuden werden sollte, durch die Anzahl der Knoten die Menge der Tage zu errathen sey, die ich in der Grube gelebt hätte. Fast die erste Frage, die meine Freunde an mich thaten, war, wie lange ich in der Grube gewesen wäre? Sogleich zog ich mein Tuch aus der Tasche, und ließ sie die Knoten zählen. Sie fanden sieben, die wirkliche Anzahl der Nächte, die ich in der Grube zugebracht hatte. Wir eilten nun fort aus dem Gehölze. Ich konnte ohne Stütze gehen; doch dieses wurde nicht gestattet, indem eine jede der anwesenden Personen sich bestrebte, mir zu zeigen, wie sehr es sie freute, mich lebendig gefunden zu haben. Sie führten mich in des Müllers Haus, wo eine große Menge Leute versammelt war, um mich zu sehen. Ein Herr, der nicht weit davon ein Landgut hatte, ließ auf meine Bitte ein Glas weißen Wein daher holen. Ich ließ ein Stück Brod rösten, welches ich in den Wein tunkte und aß. Nun verlangte ich, daß mir des Müllers Frau ein Bett zurecht machen möchte, indem ich ernstlich glaubte, daß nichts weiter als ein wenig erfrischender Schlaf fehlte, um mein Unglück zu endigen. Aber ach! ich sollte erst noch größere Leiden ausstehen, als ich bereits ausgehalten hatte. Durch den vielen Re-

gen

gen und den kalten, aus dem feuchten Boden, auf dem ich lag, aufsteigenden Dunst, nebst der Unmöglichkeit, durch die geringste Leibesübung, das Blut im gehörigen Umlauf zu erhalten, waren meine Beine stark geschwollen und erstarrt. Einige meiner Freunde, die dieses bemerkten, schlugen vor, nach Glasgow zu schicken, und sich dort mediciniſchen Rath zu verschaffen. Ich lehnte dieß aber anfangs ab, und es wäre sehr glücklich für mich gewesen, wenn ich meiner eigenen Neigung gefolgt wäre; aber zu meinem Unglücke wurde ein Arzt und ein Wundarzt angenommen, die beide nicht verstanden, was bei der Sache zu thun sey. Anstatt meine Beine in kaltes Wasser zu bringen, oder sie mit einem groben Handtuche reiben zu lassen, um eine allmähliche Cirkulation des Bluts darin hervorzubringen, legten sie mir heisse Ziegelsteine und große Umschläge auf die Füsse. Ich will hierdurch nicht die ganze mediciniſche Fakultät in Glasgow herabsetzen; denn ich wurde nachher von Männern bedient, die ihrer Kunst Ehre machten. Dieselbe Methode wurde mehrere Tage befolgt, ohne mir einmal die stärkende Chinarinde zu geben, als bis ich sie selbst foderte. Diese hemmte glücklich den Fortgang der Ertödtung, von der die Aerzte nichts bemerkt hatten, als bis des Müllers Frau ihnen einen schwarzen Fleck zeigte, der so groß wie ein englischer Schilling sich am Ende meiner linken Ferse einfand. Noch nach einem oder zwei Tagen ging die ganze Haut, nebst allen Nägeln des linken Fußes, wie auch drei Nägel vom rechten Fuße, so leicht ab, wie ein Handschuh von der Hand.

Jenseits des Flusses, an welchem die Mühle stand, war eine Bleiche; die Wächter, die des Nachts darauf herumgehen, pflegen gewöhnlich ein Horn zu blasen, um die Diebe abzuschrecken. Dieses hörte

ich

ich oft, als ich in der Grube war; und sehr oft, wenn ich in des Müllers Hause in einem tiefen Schlafe lag, wurde ich davon in der grösten Angst aufgeweckt, indem ich noch in der Grube zu seyn glaubte, so daß ich in der That, durch meine Einbildung eben so viel als von der Wirklichkeit litt.

Sechs Wochen blieb ich in dem Hause des Müllers; die Wege wurden nun aber zu schlecht, als daß mich die Aerzte immer hätten besuchen können, wodurch ich denn gezwungen wurde, mich in einem Tragsessel nach meiner Wohnung in Glasgow bringen zu lassen. Zu der Zeit war mein rechter Fuß schon völlig wieder gut; aber an meinem linken Fuße, wo sich der oben erwähnte schwarze Fleck gezeigt hatte, war eine groβe Wunde, welche nur zu deutlich bewies, daß das os calcis beinahe ganz verdorben wäre, denn der Wundarzt konnte mit seiner Sonde durch den Mittelpunkt desselben durchkommen. Auch das Fleisch an meinen Fußballen war gänzlich von den Knochen und den Bändern abgesondert, so daß ich gezwungen war, es mir abschneiden zu lassen. In dieser schmerzvollen Lage blieb ich mehrere Monate; ich sah einem Skelet ähnlich, und nahm jede Nacht dreißig Tropfen Laudanum. Obgleich dieses Mittel den Schmerz in meinem Fuße etwas linderte, so war es doch gewöhnlich drei oder vier Uhr Morgens, ehe ich einige Ruhe bekam.

Meine Lage wurde nun wirklich beunruhigend; ich hatte eine Consultation von Wundärzten, die mir den Rath gaben, mit Geduld eine Exfoliation abzuwarten, da sie vorher nicht den geringsten Zweifel hatten, meinen Fuß bald zu heilen. Zu gleicher Zeit erklärten sie frei heraus, daß es unmöglich wäre, die Zeit genau zu bestimmen, wenn jene sich ereignen würde, indem es noch sechs bis zwölf Monate dau-

ern

ern könnte. In meinem abgemagerten Zustande war ich überzeugt, daß es mir unmöglich seyn würde, die Hälfte dieser Zeit auszuhalten; und da ich wußte, daß ich mit dem Verlust meines Fersebeins ein sehr großer Krüppel seyn müßte, so faßte ich den festen Entschluß, mir das ganze Bein abnehmen zu lassen, und bestimmte den nächstfolgenden Tag zur Operation; es wollte aber kein Wundarzt dieß gut heißen. Ich glaube wirklich, daß die Wundärzte mich gerne zu heilen wünschten; da ich aber, wie ich dachte, der beste Richter meiner eigenen Gefühle war, so war ich dießmal entschlossen, mich von meiner eigenen Meinung leiten zu lassen.

Am zweiten May 1770 wurde also mein Bein ein wenig unter dem Knie abgenommen. Ohngeachtet ich nun so lange den Zahn der Betrübniß fühlte, so verfolgte mich das widrige Schicksal doch noch immer. Als ungefehr drei Stunden nach der Amputation vergangen waren, und ich ruhig im Bette lag, fühlte ich mich beinahe ohnmächtig durch eine Verblutung; der Verband hatte nemlich ganz nachgegeben, und die Arterien hatten eine ansehnliche Zeit lang geblutet, ehe es entdeckt wurde. Zu der Zeit war die Wunde schon inflammirt; dessen ungeachtet mußte ich mich noch einmal der Operation der Nadel unterwerfen, und die Hauptarterie wurde zu vier verschiedenen malen zugenähet, ehe das Blut gestillt werden konnte. Ich stand zwei oder drei Tage viel aus, und durfte es nicht wagen, einen Augenblick zu schlafen, denn sobald ich meine Augen zuschloß, machte mein Stumpf solche convulsivische Bewegungen, daß ich wirklich glaube, ein Stich in's Herz könne nicht mit größern Schmerzen verbunden seyn. Mein Blut wurde auch so wenig und dünn, daß es beinahe vierzehn Tage, nachdem das

Bein

Bein abgelößt war, noch durch die Wunde drang.

Achtzehn Tage und Nächte mußt' ich in Einer Lage bleiben, ohne mich bewegen zu dürfen, wenn der Verband nicht noch einmal aufgehen sollte; aber ich konnte es nicht länger aushalten, und wagte es, gegen den Rath meines Wundarztes, mich in meinem Bette umzuwenden, welches ich glücklich bewerkstelligte. Nie fühlte ich in meinem Leben ein größeres Vergnügen. Sechs Wochen nach der Amputation ging ich in einem Tragsessel aus, um die frische Luft zu genießen, da es gerade neun Monate waren, von dem Tage an, da ich in die Grube fiel. Bald darauf nahm ich meine Wohnung auf dem Lande; hier trank ich in reichem Maaße warme frische Milch, wodurch mein Appetit und meine Stärke täglich zunahmen. Gott sey gedankt, ich habe bis zum heutigen Tage einer vollkommenen Gesundheit genossen, und bin seitdem ein glücklicher Vater von neun Kindern geworden.

Greenwich Hospital
im August 1793.

George Spearing.

II. Gefangenschaft in Marokko.

Im Jahr 1779 scheiterte der Kapitän Klock, der aus Embden mit preußischer Flagge abgesegelt war, an der nordafrikanischen Küste. Indeß glückte es ihm doch, sich mit seiner Mannschaft, nach schwerem Kampfe mit den stürmischen Wogen, an's Land zu retten. Hier kaum geborgen, wurden sie von den herumschwärmenden Mauren umringt, ergriffen und in Gefängnisse gesperrt, wo man ihnen nichts reichte, als sparsam Wasser und Maiskörner, womit sie ihr Leben fristeten, angstvoll erwartend, was ihr künftiges Schicksal seyn würde.

Man

Man hatte ihre Gefangennehmung nach Marokko gemeldet, und die preußische Schiffsflagge mit eingeschickt. Nach Verlauf von acht Tagen wurden die Gefangenen von ihren Banden befreit und aus dem Kerker gebracht. Es stand für jeden ein Esel bereit, und man gebot ihnen, solche zu besteigen. Unter Begleitung von einigen Mauren ging es nun vorwärts, aber keiner der Gefangenen wußte wohin. Endlich sahen sie eine große Stadt vor sich liegen: es war Marokko. Ein deutscher Jude gesellte sich in der Stadt zu ihnen als Dollmetscher, und führte sie zu dem Sultan Muley Ismael. Nach einigen gleichgültigen Fragen des Sultans wurde ihnen endlich die vorgelegt: ob sie Unterthanen des Königs von Preußen wären? Sie bejaheten dieß. Darauf sagte der Sultan: „Von eurem Monarchen Friedrich, von seiner Weisheit und seinen Siegen hab' ich so viele Wunderdinge vernommen, daß ich ganz von Bewunderung und Verehrung für ihn durchdrungen bin. Darum sollt ihr, seine Unterthanen, auch nicht in meinen Staaten als Gefangene und Sklaven angesehen werden. Ich habe vielmehr beschlossen, euch die Freiheit zu schenken und in euer Vaterland zurück zu schicken." Sie wurden darauf in eine anständige Wohnung geführt, neu gekleidet und hinreichend beköstiget. Der Sultan ließ den Kapitain Klock mehrmals noch zu sich kommen, blos um ihn über Gegenstände zu befragen, die Friedrich den Großen betrafen. Er wollte wissen, wie lange er schliefe, wie stark seine Kriegsmacht wäre, wie viele Frauen er habe, wie alt, wie groß er sey u. s. w.

Es verflossen drei Wochen. Nach Verlauf dieser Zeit brachte man Alle, auf Eseln und unter sicherer Bedeckung, nach dem Hafen St. Croix, wo der maurische Befehlshaber den Befehl erhalten hatte,

sie für Rechnung des Sultans, auf das erste europäische Schiff zu verdingen und für einen Monat mit Lebensmitteln zu versorgen. Dieser Befehl wurde pünktlich ausgeführt, und sie kamen glücklich in ihrer Heimath an.

III. Beschreibung einer Luftreise.

Die beiden Engländer Beaufoy und Sadler unternahmen am neun und zwanzigsten August 1811 eine Luftfahrt von Hackney, in der Grafschaft Middlesex, nach East Thorpe, in der Grafschaft Essex, fünf Meilen von Colchester. Beaufoy ließ eine Beschreibung dieser Luftreise drucken, die nicht ohne Interesse ist. Er fängt, ohne von den Zurüstungen zu dieser Reise, oder von der Veranlassung derselben etwas zu sagen, seine Erzählung damit an, wie er mit seinem Gefährten bereits in der Luft schwebt. Im Wesentlichen, lautet sein Bericht also.

So wie der Ball sich höher hob, schien er stille zu stehen, und mir war es als säh' ich die Erde sammt ihren Bewohnern in Eile vor meine Füße dahin sinken. Unser Auffahren ging mit solcher Schnelligkeit von statten, daß nach Verfluß von wenigen Sekunden das Land unter mir völlig den Anblick einer unermeßlichen topographischen Karte gewährte. Der ziemlich plötzliche Uebergang von dem unruhigen Getümmel der Abreise, und dem Freudengeschrei der Zuschauer, zu der diese hohen Regionen beherrschenden Todtenstille, die blos noch durch einzelne von Walshamston abgefeuerte Kanonenschüsse unterbrochen ward, stimmte mein Gemüth zu ganz neuen, durch keine Worte auszudrückenden Empfindungen. Kaum

daß

daß ich mich von der Wirklichkeit meines eigenen Daseyns überzeugen konnte. Ich glaubte zu träumen, und diese Mischung von Gefühlen der Freude und des Erstaunens setzte mich außer Stand, mich über dasjenige zu äußern, was sowohl um mich her als in meinem eigenen Innern vorging. Gleichwohl mußte ich auf jeden Fall in einem Zustand des völligen Wachens verbleiben.

Im Augenblick der Abreise waren wir durch die von der Menge verursachte Unordnung genöthiget worden, unsere Instrumente eilfertig und alle durch einander in das Schiffchen zusammen zu packen. Sobald wir uns daher der Obliegenheit, unsre kleine Flagge zum Zeichen des Abschieds gegen die Zuschauer zu schwingen, entledigt hatten, mußte vor allen Dingen unser Apparat wieder in Ordnung, und jedes Stück an seine Stelle gebracht werden. Ueber dieser Arbeit, zu der beide Hände frei behalten werden mußten, entfiel uns unversehens unsre Flagge, und wurde eine Viertelmeile von dem Orte unsrer Abreise wieder aufgehoben. Nach einigen vorläufigen Beobachtungen machte ich mir die Freude, die tief unter meinem erhabenen Standpunkt liegenden Gegenstände des Genaueren zu betrachten. Was mir vor allem am stärksten auffiel, war die Themse, deren Lauf ich mit meinen Blicken durch alle ihre gewaltigen Krümmungen bis zu ihrer Mündung verfolgen konnte. Auf dieser spiegelhellen Fläche konnte ich nicht allein die hochbordigen Schiffe, sondern auch die kleinsten Fahrzeuge, in einem unglaublichen Detail unterscheiden, und hätte sie, sowohl diejenigen auf dem Strome als die in den, zum Behuf des Handels angelegten Bassins, Stück für Stück zählen können.

Die Sonne schien hell auf der Wasserfläche, wodurch die Schönheit des Anblicks dieser großen

Weltscene

Weltscene noch ungemein erhöhet wurde, einer Scene, die sich nicht beschreiben läßt, und welcher neben dem, was sie mit andern Aussichten von hohen Bergen gemein hat, besonders noch das eigen ist, daß man den Horizont ganz in die Runde herum ohne irgend ein Hinderniß im Gesichte hat. Dann ist mit diesem Schweben über der Erde eine gewisse angenehme, ganz unerklärliche, in der Natur des Fuhrwerks sowohl als der Reise ihren Grund habende Empfindung verbunden, die man selbst gehabt haben muß, um sich davon eine richtige Vorstellung machen zu können. Obgleich mit äußerster Schnelligkeit von der Erde emporgehoben, glaubt sich der Reisende gleichwohl in dem Zustande einer vollkommenen Ruhe zu befinden, und schwebt in einem luftartigen Fluidum, dessen Elasticität keine Grenzen zu haben scheint.

Die Gegend unter uns hatte ganz das Ansehen einer topographischen Zeichnung oder Karte. Die Wiesen erschienen in einem lebhaftern Grün als die Bäume. Uebrigens erblickte man alle Gegenstände in einer natürlichen Farbe. Einen besonders frappanten Anblick gewährte der Wald von Epping, aus dem sich hie und da ein Busch von dunklerer Farbe heraushob. Alle Ungleichheiten der Höhe der verschiedenen Gegenstände verschwanden, mit Ausnahme der entferntesten, die, in Folge der Schiefe des Sehestrahls, wieder anfingen, sich im Profil zu zeigen. Aus keinen Gegenständen ließ sich die Höhe, in der wir schwebten, besser beurtheilen, als aus denen von weißer Farbe; ganz deutlich unterschieden wir auch eine Staubwolke, welche den Marsch einer Heerde Schaafe bezeichnete.

In verschiedenen Höhen wurden zwischen zwei Uhr vierzig Minuten, und vier Uhr zehen Minuten allerlei Beobachtungen mit dem Barometer, Thermometer,

meter, Hygrometer und Elektrometer angestellt. Die oberste Höhe, die wir auf unserer Luftschiffahrt erreichten, betrug ungefehr 5861 Fuß (etwa 609 Klaftern); auf dieser hatte sich die Wärme etwa um fünf Grad Reaumur vermindert. Drei Säcke mit Ballast wurden nach und nach ausgeworfen. Eine Taube, die wir in Freiheit setzten, flog eine Weile im Zirkel herum, und senkte sich dann in einem sehr großen Winkel gegen die Erde herab.

Die Aussicht blieb fortwährend zum Entzücken schön, und die Gegenstände konnten immer noch sehr deutlich unterschieden werden. Eine Flasche Champagner, die wir öffneten, rauchte und schäumte in Folge der bedeutenden Verminderung im Drucke der Luft stärker, als in der Ebene. Als mein Reisegefährte auf einen Augenblick das Ventil öffnete, um zu sehen, ob es in der Ordnung sey, strömte das Gas mit einem Geräusch aus demselben hervor, dem ähnlich, welches durch eine aus einem Kessel siedenden Wassers hervorwallende, nicht sehr starke Dampfmasse verursacht wird. Jetzt schwebte der Ball mitten in einen Platzregen hinein, der sich bald in einen starken Hagel verwandelte. Das Geräusch des Regens sowohl als der Hagelsteine bildete mit dem tiefen Stillschweigen, von welchem diese Regionen beherrscht werden, einen auffallenden Gegensatz.

Um diese Zeit wurde ein Stück von einem Brett, welches bestimmt war, als Tisch zu dienen, jedoch mehr hinderlich als brauchbar erfunden wurde, so wie auch ein Weidenkorb ausgeworfen. Zugleich verspürten wir einen eiskalten Wind, der abwechselnd bald von dieser bald von jener Himmelsgegend her zu wehen schien, sich aber durch kein Pfeifen noch Geräusch ankündete, sondern einzig durch die Frische der auf das Gesicht eindringenden Luftmasse bemerkbar war.

war. Nunmehr ging die Reise quer durch ein Gewölk. Bald nachher sah man dieß Dunstgebilde unter sich in flockigen Massen von dannen treiben. Aus der Schnelligkeit, womit einige in den Luftraum ausgestreute Papierstücke sich niederwärts senkten, konnten wir abnehmen, bis zu welcher Höhe unser Luftfuhrwerk gestiegen sey. Bei fortwährendem Regen und feuchter kalter Luft, ward eine Taube an den Rand des Schiffchens gesetzt. Das arme Thier schien äußerst beunruhigt, konnte aber, wegen des unter beständigem Regen uns umlagernden Gewölkes, die Erde nicht zu Gesichte bekommen. Auf einen leichten Anstoß mit der Hand senkte es sich, wie es schien, ohne von seinen Flügeln Gebrauch zu machen, einem Steine gleich, niederwärts, und schwand uns schnell aus den Augen. Noch als wir die höchste Region, durch welche unsre Luftfahrt gehen sollte, schon erreicht hatten, war mir, als hörte ich beständig unten auf der Erde rufen. So ausgemacht es war, daß keine Menschenstimme zu uns hinauf dringen konnte, so konnte ich mich gleichwohl von dieser Idee nicht los machen. In dieser Höhe umgab uns bei feuchter und kalter Luft ein dichtes, alles Weiterblicken unmöglich machendes Gewölk, das einem Oktoberhimmel glich.

Indeß fing der Regen an, etwas nachzulassen. Den Hauch seines eigenen Athems konnte man gar leicht unterscheiden, und jenes Geräusch, welches ich von unten auf zu vernehmen glaubte, war vermuthlich nichts anders, als eine Folge der Einwirkung der feuchten Luft auf meine Gehörsorgane. Umsonst versuchten wir zu wiederholtenmalen durch lautes Rufen nach unten den Wiederhall zu wecken; alles blieb stille und stumm. Als wir beim Hindurchschweben durch eine Lage durchsichtiger Luft in die Höhe

blickten,

blickten, sahen wir einen aus Wolken und hellen Partien zusammengesetzten Himmel; das Blau dieses letztern war dunkler, als man es unten auf der Erde zu sehen bekommt.

Ein wenig nach halb drei Uhr faßten wir den Entschluß, unter die Wolke, welche unsern Augen fortwährend den Anblick der Erde entzogen hielt, herabzusteigen. Nach der Geschwindigkeit zu urtheilen, mit welcher unsre Fahrt von Statten gegangen war, als wir noch Vergleichungen mit Gegenständen auf der Erde hatten anstellen können, glaubte mein Gefährte, wir könnten nicht mehr weit von dem Meere entfernt seyn. Jetzt wollten wir abermals eine Taube ausfliegen lassen, allein diese weigerte sich, die Reise anzutreten, blickte ganz erschrocken um sich her, und wandte sich wieder einwärts gegen das Schiffchen. Endlich zwangen wir sie, davon zu fliegen, wo sie denn, nach einigem vergeblichen Widerstande, schnell niederwärts sank, zuletzt die Flügel entfaltete, und dann, wie ein Sperber auf seine Beute, gegen die Erde hinabschoß. Eine sonderbare Erscheinung gewährte in eben demselben Augenblicke eine gemeine Fliege, die, obwohl sie durch die Kälte stark gelähmt schien, sich ganz leichten Fluges hoch über unsern Köpfen bis zum untern Theile des Ballons emporhob. Der Kontrast zwischen dem leichten Auffliegen eines so kleinen, zur Hälfte gelähmten Insekts, und dem schnellen, wie es schien, unfreiwilligen Falle eines nicht kleinen Vogels in voller Kraft, schien uns allerdings bemerkenswerth.

Nachdem Herr Sadler das Ventil geöffnet hatte, fing der Ball mit großer Schnelligkeit an zu sinken. Hiervon überzeugte man sich durch die Empfindung, ohne daß man den Barometer nachzusehen brauchte. Beim Aufsteigen nemlich verspürt man fortdauernd

fortdauernd einen gewissen Druck gegen die Fußsohlen; dieß Gefühl aber verschwindet, sobald es wieder niederwärts geht. Sobald man der Erde wieder ansichtig ward, fand sich auch Herrn Sadlers Vermuthung bestätiget; ziemlich nahe bei uns sahen wir das Nordmeer seine unermeßlichen Räume entfalten. Jetzt wurden wieder zwey Tauben losgelassen: die erstere mußte durch Stoßen zum Fliegen genöthiget werden. Eine Heerde Hämmel ließ sich auf der großen Heerstraße wieder ganz deutlich unterscheiden. Bald mußten wir uns nach einem schicklichen Orte zum Aussteigen umsehen. Umsonst versuchten wir, uns einigen pflügenden Landleuten verständlich zu machen; sie schienen den über ihnen schwebenden Aerostaten nicht zu bemerken. Die Instrumente wurden so gut als möglich gegen einen vorauszusehenden Stoß in Sicherheit gebracht. Mich selbst wies Herr Sadler an, auf ein gegebenes Zeichen, was ich nur immer könnte, über Bord zu werfen, damit die, durch die Schnelligkeit des Herabsinkens vermehrte Gewalt eines Anstoßes der Maschine auf die Erde möglichst vermindert werde. Wir selbst bereiteten uns, den Stoß zu empfangen, indem wir uns mit den Füßen, je einer auf den ihm gegenüber stehenden Sitz des andern stützten, mit den Händen aber die Stricke des Ballons faßten, und uns auf diese Weise zum Theil, und so hoch als wir konnten, in der Luft schwebend erhielten. Die Taube, welche um diese Zeit losgelassen wurde, flog sogleich davon, kehrte aber wieder zurück und umflatterte den Ball noch eine Weile.

Nachdem die Maschine um eine Flasche Champagner und eine Flasche Wasser erleichtert worden war, so fing sie an, noch schneller zu sinken. Nun erfolgte das verabredete Zeichen zur letzten Erleichterung

ung, auf welches alles noch übrige Disponible und zu gleicher Zeit das Dregg (grappin) ausgeworfen wurde. Letzteres ward etwa eine Strecke von etwa hundert Ruthen weit auf dem Boden nachgeschleppt, wodurch wir Zeit bekamen, unsere Instrumente so viel möglich vor der Gewalt des Stoßes sicher zu stellen. Endlich that der Ball einen Rücksprung, und blieb, nachdem er über eine Hecke hinweggesetzt hatte, auf der Seite liegen. Wir verweilten, ohne uns zu rühren, in unsrer Stellung, bis uns einige in der Nachbarschaft arbeitende Taglöhner zu Hülfe kamen. Dann wurde der Ball festgemacht, und das Aussteigen ging ohne Mühe von statten. Uebrigens hab' ich die Vorstellung, welche ich mir von der Beschaffenheit einer solchen Landung im voraus gemacht hatte, durch die Schnelligkeit, womit der Ball zuletzt sich senkte und durch die dem Stoße einer Voltaischen Batterie ähnliche Empfindung bei der ersten Berührung des Bodens weit übertroffen gesehen. Wir landeten in einem schönen Wiesengrunde in der Pfarrey East-Thorpe, unweit Colchester, und fanden bei Herrn Thomas Ely, dem Eigenthümer des Pachthofes, eine sehr gefällige und gastfreundliche Aufnahme,

Sechste Abtheilung.

Ausserordentliche Naturereignisse.

1. Große Pest in London.

Im Jahr 1665.

Eines der schröcklichsten Ereignisse, welche die Menschheit je in ihren unglückseligen Folgen getroffen haben, ist die große Pest, welche London unter der Regierung Karls des zweyten (1665), eines großen Theils seiner Bevölkerung beraubt hat. In der Woche, in welcher sich dieses verheerende Uebel zuerst zeigte, starben neun Personen daran; dieß verbreitete ein allgemeines Entsetzen durch alle Stände der Hauptstadt. Da aber die folgende Woche nur drei Opfer dieser Krankheit gezählt wurden, so verminderte sich die Furcht der Bürger. Indessen wuchs die Anzahl der Todten in den folgenden Wochen allmählich, und im Juny, dem zweyten Monate ihrer Entstehung, starben nicht weniger als 470 Personen.

Der Adel und die reichen Kaufleute ergriffen nun gleich die Flucht in größter Eile, und als im July wöchentlich 2010 starben, wurden die meisten Häuser geschlossen und die Straßen menschenleer; man sah in denselben bloß allenthalben große Feuer,

die

die man zur Reinigung der Luft angezündet hatte; und außer den Leuten und Pferden, welche mit Karren und Särgen die Leichen abholten, begegnete man keinem lebenden Wesen. Die Hausthüren waren mit rothen Kreutzen bemahlt, mit der Aufschrift: „Herr, erbarme dich unser!“ Man hörte sonst nichts, als das Jammern der Sterbenden, das Wehklagen der Kranken, das Glockengeläute für die, welche man begraben wollte, und den betrübten Ausruf: „bringt eure Todten heraus!“

Im September beliefen sich die wöchentlichen Todtenlisten bis auf 6988; die Woche darauf zählte man etwa 400 weniger. Da die Zahl der Verstorbenen aber wieder auf 7161 stieg, so wurden die Uebrigen von der schröcklichen Furcht ergriffen, daß in wenigen Tagen die Lebenden nicht mehr zureichen würden, die Todten zu beerdigen. Doch irrte man sich hierin glücklicher Weise, denn von nun an nahm die Seuche allmählich ab.

Lord Clarendon rechnete 160000 Personen, welche die Pest hinweggerafft habe; glaubt aber, diese Zahl sey nicht erschöpfend. Indessen brachte Dr. Hodges aus den, freylich sehr mangelhaft geführten Todtenlisten dieser Schreckensepoche nicht mehr als 68596 zusammen.

Man war der Meinung, daß die Pest aus Holland herübergekommen sey, wo sie des Jahrs zuvor gewüthet hatte; sie schien zu einer Zeit herübergebracht worden zu seyn, wo ihre Wirkungen durch die besondere Beschaffenheit des Dunstkreises vorzüglich begünstigt wurden. So lange sie dauerte, war die Witterung äußerst stille und heiter; der Wind bewegte mehrere Wochen hindurch kaum die Wetterhähne, und der Regen blieb ganz aus. Weil es der Luft an Salpeter gebrach, so konnte man die

 Feuer

Feuer in den Straßen nur mit äußerster Mühe zum Brennen bringen, und ihre Flammen vermehrten ohne Zweifel die Verdünnung derselben, denn man sah oft die kleinen Vögel nach Luft schnappen, während die größeren weit schwerfälliger als gewöhnlich flogen.

II. Erdbeben im Königreich Quito.

Im Jahr 1797.

Es giebt im Königreich Quito sehr viele feuerspeiende Berge, deren Eingeweide beständig kochen, so daß dichte Dämpfe und oft Flammen aus den Spalten hervordringen. Sehr oft hört man auch, während die Erde ganz ruhig ist, ein fürchterliches Geräusch und Gebrülle in diesen Bergen, als Vorbote eines Erdbebens, welchem die dortige Gegend von jeher unterworfen gewesen ist. Seit dem Jahr 1791 war dieß Gebrülle und Getöse ungemein häufig in der Nachbarschaft des Tunguragua. Der Abhang dieses Berges, der mit Lava bedeckt war, und der mehr von dem innern Feuer als von der Sonne glühte, wurde von den beiden Spaniern Antde. Pinto und L. Noe untersucht. Schrecken und Zittern ergrif sie, als sowohl ein entsetzliches Getöse, wie auch die unerträglichste Hitze durch die Ritzen und Spalten hervorbrach. Pineda, dessen Tod seine Freunde und die Verehrer der Wissenschaften beklagten, sagte voraus: ein höchst verderblicher Ausbruch, stehe dem überfruchtbaren Lande bevor. Die Wahrheit seiner Ahnung wurde durch den Erfolg nur allzusehr bestätiget.

Am vierten Februar 1797, Morgens um acht

Uhr, als der Gipfel des Tunguragua ungewöhnlich heiter war, bewegten sich die Eingeweide des Gebirges, seine Seiten ertönten, zerrissen durch den Stoß: und ein unabsehlicher Strich Landes schwankte nun wellenförmig vier Minuten hindurch mit einer solchen Gewalt, daß nie ein größeres Erdbeben gewesen ist, nie ein härterer Unglücksschlag noch eine schröcklichere Niederlage sich in der Menschen Gedächtniß erhalten hat.

Innerhalb eines Augenblicks stürzten eine Menge Städte nieder; andere, wie Riobamba, Quero, Palileo, Patate, Pillaro, wurden nebst ihren lebenden Einwohnern unter den Trümmern der Berge verschüttet; andere in den Landschaften Hombato, Latakunga, Guaranda, Riobamba, Alausi, wurden von Grund aus umgekehrt; andere, durch das Einsinken des Erdbodens und durch den Erguß der Flüsse nach umgekehrter Richtung vielfach verwüstet; andere endlich auf sonderbare Weise erschüttert, so daß die Thürme und Häuser übergebeugt schwebten. Alles dieß verursachte ein solches Unglück, daß an sechzehn tausend Menschen bei diesem ersten und den folgenden Erdbeben das Leben verloren. Denn um zehen Uhr Morgens und um vier Uhr Nachmittags bewegte der Boden sich wiederum, nach einem entsetzlichen Getöse, und bebte dann weiter häufig den ganzen Februar und März hindurch in milderer Erschütterung. Allein am fünften April, gegen drei Uhr früh Morgens, erfolgte aufs neue ein so heftiger Stoß in den zerstörten Städten, daß, wenn sie nicht schon niedergelegen hätten, sie durch denselben gänzlich wären vernichtet worden.

Dieses Erdbeben traf, mit ungleicher Schädlichkeit, den großen Landstrich von hundert und vierzig französischen Meilen (Leuken) von Westen nach Osten,

nemlich

nemlich vom Meere bis an die Ufer des Flusses Napo, und von 170 Meilen von Norden nach Süden, nemlich von Popayan bis Piura. Gleichsam im Mittelpunkte dieses Striches liegt die vernichtete Gegend, welche vierzig solche Meilen von Norden nach Süden, zwischen Guaranda und Machache, und zwanzig Meilen von Osten nach Westen begreift. Ueber dieses bejammernswerthe Land, das einst so gesegnet, an Mannigfaltigkeit und Menge der Früchte vor andern so reich, und an Zahl der Menschen noch reicher war, kam noch ein anderer höchst trauriger Unfall, der das Elend und die Noth vollendete. Der Boden zerriß an mehreren Stellen, und zeigte furchtbare Höhlen; die Spitzen der Felsen stürzten in die Thäler herab; aus dem Innern der Berge ergossen sich Ströme von geschmolzener und übelriechender Materie in solcher Menge, daß Thäler, die über tausend Fuß breit und über sechshundert Fuß tief waren, schnell damit angefüllt, und Häuser und Menschen und Vieh darin begraben wurden. Diese Materie vernichtete oder verderbte die reinsten Wasserquellen, und ward daranf binnen wenig Tagen steinhart, so daß sie den Lauf der Flüsse hinderte. In ihre Richtung zurück gedrängt, verwandelten die Flüsse innerhalb sieben und achtzig Tagen, das vordem trockene Land in einen See.

Bei dieser Katastrophe fielen wunderbare Phänomene vor, unter andern folgende zwei. Als zuerst die Erde erbebte, gerieth der See Quirotoa, unweit des Städtchens Insilve in der Landschaft Latakunga, in Brand, und die Hitze seiner Flammen erstickte die in der Nachbarschaft weidenden Heerden. Bei der Stadt Pelileo war ein Berg von außerordentlicher Höhe, la Moya genannt, der in einem Nu zusammen stürzte, und in demselben Augenblick einen ungeheuren

geheuren Strom schmutzigen und stinkenden Wassers ausspie, welcher die Stadt bis auf die Spur vertilgte, und die noch am Leben gebliebenen Einwohner ergrif, fortwälzte und begrub.

III. Donnerdampf.

In den Zinnbergwerken von Cornwallis war ein Bergbeamter eines Tages bis in die unterste Tiefe des Bergwerkes gefahren. Hier bemerkte er, in einiger Entfernung von der Stelle, wo gearbeitet wurde, in einem Winkel, der kein Erz mehr gab, einen kleinen weißen Dampf, nicht größer als eine Nuß. Er urtheilte, daß dieß der Anfang zu einem mephitischen Dunste wäre, und ließ, um das Uebel in der Geburt zu ersticken, Feuer daran bringen, worauf ein beträchtlicher Knall erfolgte, der den ganzen Schacht erschütterte, doch ohne einen Schaden anzurichten.

Einige Tage nachher kam der Bergbeamte wieder an diesen Ort, und fand, daß sich schon wieder eine andere kleine Dampfkugel gebildet hatte. Weil die erstere keinen beträchtlichen Schaden verursacht hatte, so nahm er sich vor, diese größer werden zu lassen, und an ihr die Bildung dieser Dünste zu beobachten. Alle Tage fuhr er hinab in den Schacht und alle Tage war diese in der Luft schwebende Kugel größer. Am vierten Tage war sie schon so groß als ein Ball, und am fünften so groß, als ein Menschenkopf. Sie blieb immer kugelförmig, und war jetzt weisser, als bei ihrer Entstehung.

Merkwürdig war es, daß die Kugel, so wie sie an Größe zunahm, sich nicht, wie man hätte

vermuthen

vermuthen sollen, gegen die Erde senkte, sondern immer mehr und mehr in die Höhe stieg. Uebrigens hatte niemand etwas von ihr zu fürchten, weil sie sich in einem Winkel befand, wo kein Bergarbeiter hinkam. Indessen wurde der Bergbeamte über das schnelle Zunehmen dieser Dampfkugel unruhig, und beschloß sie anzuzünden. Er ließ die Bergleute auf achtzig Schritte in dem Schachte zurückgehen, band ein Licht an eine lange Stange, und brachte es allmählich an den kugelrunden Dampf. Plötzlich entzündete sich die Dampfkugel; die ganze Luft, bis zu ihm und zu den Bergleuten hin, stand in Feuer; ein bombenmäßiger Knall krachte los, und stürzte Erde und Gestein und Felsstücke zum Schachte herab. Jeder glaubte, er würde verschüttet, und fände im Schachte lebendig sein Grab, so viel Koth und Gestein stürzte von oben zur Tiefe hinab. Es blieb ihnen noch Raum genug, wieder zu Tage zu steigen. Aber dennoch machte die Sache einen solchen Eindruck auf den Beamten, daß er sich entschloß, diese Grube nie wieder zu betreten. Und dieß zu seinem Glücke. Denn einige Zeit darauf hatte ein Bergmann, vielleicht unversehens, ein Licht an einen solchen Dampf gebracht; kurz, die unterirdischen Dünste entzündeten sich mit Donnerknall; eine Feuersäule fuhr aus dem Schacht, entzündete ein nahe dabei stehendes Haus, tödtete den Besitzer mit seiner ganzen Familie, und achtzehn Bergleute wurden in der Grube verbrennt und verschüttet. So viel vermag ein wenig Feuer, in eine leichte Dampfkugel gehüllt, wenn es auf einmal plötzlich in Bewegung gesetzt wird.

Siebente

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

I. Christenverfolgung.

Eine der der grausamsten Verfolgungen, welche die Christen erdulden mußten, veranlaßte der römische Kaiser Decius, der im Jahr 249 zur Regierung kam. Diese Verfolgung hatte ihren Grund theils in dem Hasse des Kaisers gegen seinen Vorgänger Philippus, der für einen Christen gehalten wurde, theils in seiner Eifersucht über die erstaunliche Zunahme der Bekenner des Christenthums, theils in den Streitigkeiten, die unter den Christen selbst entstanden waren.

Decius gab, bald nach dem Antritte seiner Regierung, eine so fürchterliche Verordnung, daß, wie Christus geweissagt hatte, selbst die Auserwählten, wenn es möglich wäre, dadurch Aergerniß leiden mußten. An alle Statthalter und Obrigkeiten erging der kaiserliche Befehl, die Christen durch schröckliche Drohungen und jede Art von Marter zu nöthigen, daß sie zum Götzendienste übergingen. Zugleich wur-

den

den harte Strafen denjenigen gedroht, welche bei Vollziehung des kaiserl. Befehls sich einer Nachläßigkeit schuldig machten. Sogleich beeiferten sich die Obrigkeiten, das kaiserliche Gesetz in Ausübung zu bringen, und die Märtyrer waren unzählbar. Der römische Bischof Fabianus wurde am zwanzigsten Januar 250 enthauptet, die beiden Perser Abdon und Semea ebenfalls, so auch der Priester Moyses. Julianus, ein Cilicier, wurde verhaftet, nackend ausgezogen, gegeißelt, in einen ledernen Sack gethan, darin sich Schlangen, Scorpionen u. d. gl. befanden, und in die See geworfen. Ein junger Mann, Namens Peter, wurde enthauptet, nachdem man ihm zuvor alle seine Gebeine zerbrochen hatte. Eine Jungfrau, Denisa, ward zwei Wollüstlingen überliefert, die sie mit nach Hause nahmen, und, da sie mehrere vergebliche Versuche auf ihre Tugend gemacht hatten, enthauptet. Andreas und Paulus, zwei Gefährten des Nicomachus, steinigte man, andere wurden mit Haken gepeiniget und verbrannt, andere gefoltert und in die freie Luft gebracht, wo alle ihre Glieder erstarrten, dann schlug man Nägel in ihre Füße, schleppte sie durch die Straßen, zwickte sie mit eisernen Zangen, verbrannte sie mit Fackeln u. s. w. Mit dem Tode der Tyrannen, im Jahr 251, bekamen zwar die Christen einige Ruhe, aber bald begannen die Verfolgungen von neuem.

II. Die Klöpfelsnacht.

Alte Volksgebräuche haben häufig religiöse Beziehungen, und lassen sich dadurch erklären. Aus solchen Beziehungen will man auch den Ursprung der Klöpfelsnacht herleiten, eines Unfugs, der am

Thomastage,

Thomastage, oder an gewissen Tagen in der Adventszeit, besonders auf dem Lande herrschend ist. Er besteht darin, daß Gassenbuben, Schulkinder und Bettler aller Art vor die Häuser kommen, und mit dem Ausrufe: Klöpfelsnacht! kleine Geschenke, Aepfel, Nüsse, Brod, Geld u. d. gl. einsammeln, zur großen Belästigung Derer, die von diesen oft unverschämten Bettlern, die nicht immer die Noth dazu macht, heimgesucht werden. Die Legende will diese Unsitte von folgendem Ereigniß ableiten.

Das Evangelium erzählt, daß Kaiser August im jüdischen Lande eine Schätzung (Konscription) ausgeschrieben hatte, vermöge welcher sich die Bewohner des Landes nach ihrer Bezirksstadt begeben mußten, um sich daselbst schätzen oder einschreiben zu lassen. Es begab sich demnach auch Joseph von Galiläa nach Bethlehem, und Maria begleitete ihn. Da sie gesegneten Leibes, und es kurz vor ihrer Niederkunft war, so sah sich die heilige Jungfrau genöthigt, oft einzukehren; sie klopfte an die Häuser an, um Aufnahme und Herberge zu begehren.

Dieß gab in der Folge der Zeiten Veranlassung, daß am Thomastage, der kurz vor Weihnachten, dem Feste der Geburt Christi, fällt, die Freunde und Bekannten eines Hauses an dasselbe anklopften und scherzweise Einlaß begehrten. Man machte ihnen freundlich auf, und bewirthete sie. In der Folge artete dieser Gebrauch aus, und veranlaßte allerlei Unordnung und Ungebühr. Leute, die man das ganze Jahr nicht sah; Lehrburschen, Gassenbuben und Bettler aller Art begehrten am Ende Geschenke und Waaren, und so ward der Thomastag zur Plage der höhern Klasse, der Kaufleute, Krämer und überhaupt aller Menschen, die etwas zu geben hatten.

III. Alte Trinkgefässe.

Als das Christenthum in Deutschland gepredigt wurde, entstand die Frage: ob es erlaubt sey, aus Hörnern zu trinken, wie die alten Deutschen, die Theologen meinten ja, wenn man nur das Kreuz darauf mache. — Die Angelsachsen brachten den Gebrauch, aus Hörnern zu trinken, mit sich nach Britannien. Ein König der Mercäer vermachte den Mönchen sein Tischhorn, um an großen Festen daraus zu trinken, und nie wurde eine testamentarische Verordnung gewissenhafter erfüllt. Aehnliche Stiftungen geschahen in Deutschland, daher bisweilen in Urkunden der Wein, den die Mönche bekamen, Cornua genannt wurde. Auch der Monat Februar soll daher den Namen Hornung führen, weil in demselben die alten Deutschen am liebsten schmausten.

IIII. Erfindung der Oehlmalerey.

Johann van Eyk, bekannter unter dem Namen Johann van Brügge, wird für den Erfinder der Oehlmahlerey gehalten. Dieser Künstler trieb nemlich außer seiner Kunst auch noch die Chemie mit großem Eifer. Einst, als er einen Lack suchte, um einen seinen Farben mehr Glanz zu geben, fand er, daß das Lein: rode Nußöhl, in Vermischung mit den Farben, einen glänzenden und dauerhaften Körper bilde, der keines Lacks bedürfe. In der Folge vertraute er sein Geheimniß einem gewissen Antonius von Messina, der es lange Zeit verborgen hielt. Allein Johann Bellin, ein berühmter Mahler, brannte vor Begierde, zu erfahren, wie Antonius seinen Bildern so viel Kraft, Einheit und Zartheit verleihe. Er verkleidete

sich

sich deßhalb in einen edlen Venetianer, und ging zum Antonius mit der Bitte, er möchte ihn mahlen. Dieser wurde dadurch getäuscht, und benahm sich bei Verfertigung des Bildes mit so wenig Vorsicht, daß Bellin endlich das Geheimniß errieth, es selbst benutzte, und alle Mahler nach ihm es gleichfalls benutzen konnten.

V. Borsdorfer Aepfel.

Einige leiten die Benennung dieser beliebten Aepfelsorte von einem Dorfe Borsdorf in Meißen, oder im Voigtlande her, wo sie zuerst gebaut seyn sollen; Andere von Porstorf bei Leipzig, daher sie auch sächsische Citronen und Pomeranzen heißen sollen; noch Andere von einem Manne, Namens Borsdorf. Mönche, welche von der Pforte im Jahr 1175 nach Leubus versetzt wurden, und namentlich der Abt Florentinus, sollen die Borsdorfer Aepfel zuerst nach Schlesien gebracht haben.

VI. Der erste Almanach.

Um die Mitte des dritten Jahrhunderts lebte in Armorikum, das in der Folge Klein-Bretagne genannt wurde, ein Mönch, Namens Gutnclan, der etwas Astronomie verstand, und daher sehr berühmt war. Er gab jährlich ein kleines Buch von dem Laufe der Sonne und des Mondes heraus, das er durch fünf und fünfzig Abschreiber vervielfältigen ließ. Es war in der celtischen Sprache betitelt: Diagonon al Manach Guinclan, d. i. Vorhersagungen des Mönchs Guineclan. Die Worte al Manach gaben die Veranlassung zu der noch üblichen

Kalenderbenennung

Kalenderbenennung Almanach. Einer der ersten gedruckten Kalender, die diesen Namen führen, ist von 1499, und zu Ulm erschienen.

VII. Bursche und akademische Freiheit.

Der Ehrentitel der Studenten, nemlich der Name Bursche, ist aus dem Latein des Mittelalters entstanden. Bursarii waren Studenten, die auf gemeine Kosten unterhalten wurden, welches zuerst in Frankreich unter dem Könige Robert dem Heiligen, der 1033 starb, geschah. Gewöhnlich hießen die Studenten Scholares und Scholastici. König Philipp der Schöne von Frankreich verordnete 1299, daß das Eigenthum keines Studenten wegen Schulden in Beschlag genommen werden sollte, und Ludwig bewilligte ihnen, daß sie ihre Sachen zur und von der Akademie frei hin und her führen dürften. Philipp der Sechste von Valois befreite die Universität zu Paris im Jahr 1340 von allen Zöllen, Steuern und Abgaben, auch gab er ihr das Vorrecht, daß ihre Glieder in Rechtssachen nie außerhalb der Stadt erscheinen durften. Hiemit nahm die sogenannte akademische Freiheit ihren Anfang, worunter sich heut zu Tage mancher Student freilich ganz etwas anderes denkt. Nach dem Muster der Pariser Universität wurden späterhin die meisten übrigen gebildet.

VIII. Was ist eigentlich ein Toast?

Toast heißt eigentlich der geröstete Brodschnitt, welchen man in England in jede Kanne Bier legt, der demjenigen verbleibt, welcher den Bodensatz trinkt. —

Als einst die schöne Anna Boley, Gemahlin König Heinrichs des Achten von England, im Bade saß, nahmen die Großen aus ihrem Gefolge jeder ein Glas, füllten es aus der Badwanne, und leerten es auf die Gesundheit der Badenden. Nur Einer wollte dem Beispiele nicht folgen, und als die Andern ihn um die Ursache befragten, so antwortete er: „ich behalte mir den Toast vor.“

IX. Schulfuchs.

Dieses Wort, das bekanntlich einen Pedanten bezeichnet, verdankt seinen Ursprung dem Magister Lämmerzahl, oder mit präcisirten Namen Arnurus, der zu Jena Professor der Logik und Ethik war. Diesen Mann, dem es nicht an Verdiensten und Kenntnissen, desto mehr aber an der Gabe, sie geltend zu machen, fehlte, trug gewöhnlich einen schlechten, mit Fuchs verbrämten, Mantel, und war vorher Schulmann gewesen. Die Studenten, denen er durch sein schüchternes Auftreten keine hohe Meinung von sich erweckt hatte, nannten ihn einen Schulfuchs, ein Ausdruck, der sich bald über ganz Deutschland verbreitete.

X. Ein merkwürdiges Facit.

Im Jahr 1624 galten sechs Orhoft Rheinwein 300 Thaler. Von dem alten, in der sogenannten Rose des Rathskellers zu Bremen aufbewahrten, Rheinwein, würde daher, wenn Zins und Zinses Zins, und Leccage d. h. Verlust durch Abdünstung und Ersatz dafür, mit zehen Procent, seit 192 Jahren, berechnet werden, das Orhoft über 5752 Millionen

Thaler

Thaler zu stehen kommen, die Flasche schier auf 22 Millionen, ein Glas (acht auf eine Flasche gerechnet) schier auf 2 $\frac{3}{4}$ Millionen, und, 1000 Tropfen auf ein Glas gerechnet, jeder Tropfen 2720 Thaler.

XI. Zahlenkombination.

Nach der Ermordung König Heinrichs des Vierten von Frankreich erschien eine seltsame Erklärung der für den König so unglücklichen Zahl 14. Er war geboren den 14ten Dezember, 14 Jahrhunderte, 14 Dekaden und 14 Jahre nach Christi Geburt. In seinem Namen Henri de Bourbon sind 14 Buchstaben. Er lebte viermal 14 Jahre, viermal 14 Tage und 14 Wochen. Er war einmal von Jean Chatel verwundet, 14 Tage nach dem 14ten Dezember, 14 Jahre, 14 Monate und 14mal 5 Tage vor seinem Tode. Er gewann die Schlacht bei Ivri den 14ten März. Endlich starb er den 14ten May, zweimal 14 Stunden nach dem Einzug der Königin in die Kirche von St. Denis. Ravaillac wurde den 14ten Tag nach der Ermordung hingerichtet, im Jahre 1610, welche Zahl durch 14 divedirt, wieder sich selbst giebt, 14mal 115 — 1610.

XII. Eine alte Kirchen-Visitation.

In den sächsischen Staatsanzeigen, die der Graf von Beust zu Altenburg 1795 herausgab, findet sich ein „Extract aus der Visitation zu Freiburgk (Amt und Stadt Freyburg im thüringischen Kreise, letztere an der Unstrut) und im ganzen ampt daselbsten von Anno Christi 1555.“ Einige Auszüge aus diesem Visitationsextrakt bieten manches Interessante dar.

Die

Die Visitatoren waren der Pfarrer und Superintendent zu Weißenfels, M. Jacobus Weigandt und der Amtmann zu Eckhartsberge, Wolff Köller. Die Gegenstände der Visitation waren Lehre und Leben der Geistlichen, Hauswesen und Wirthschaft derselben, Inventarien der Pfarreyen, Kirchen- und Gemeinengebrechen, Rüge und Abschaffung noch vorhandener katholischer Mißbräuche, verbesserter Besoldungsetat aus eingezogenen Bruderschaften, u. d. gl. Nicht ohne Vergnügen bemerket man: daß die jungen Männer in geistlichen Stellen, vermuthlich größtentheils aus Philipp Melanchthons und Joachim Camerarius theologischer Schule, fast insgesammt gute und lobwürdige Zeugnisse erhalten, dagegen zum Theil mehrere Alte nicht die besten Nota Bene aufweisen können.

Von den ersteren z. B.

„Jonas Klein von Bischofswerden, ein junger gelertter Man, hatt gut gezeugnüß u. s. w. Ist von Fürst Georgen von anhalt zu Marßburgk (Merseburg) geordinirtt worden."

„Georgius Lipenius Naumburgesins. Ist zu Wittenbergk ordinirtt, ein junger gelertter Mann, hatt gut gezeugnüs von der ganzen Gemein."

„Johannes Greichen Voitt — —" weil der Pfarrherr Jung vnd gelertt, Ist es christlich vnnd billich, das man Ihn mit weitter versehung versorget."

„M. Elias Hermannus Lipsiensis vnd ist daselbst auch ordinirtt worden, ein junger gelertter Mann, neulich vom Consistorio vonn Leipzigk dahin verordnett. Dieser Pfarrherr soll nach gelegener Zeit auch durch den Herren Superattendenten die Investitur bekommen.

Von den älteren Geistlichen heißt es unter anderen:

„Augustinus Zeidler vonn Plauen. Ist zwölf Ihar da gewesenn, ein alter ungelertter Mann, hat

vbel respondirt, vnnd ist bis vf denn negsten Synodum suspendirt. Er soll auch den Catechismum vleißiger lehrenn, auch auf den Sonabendt vnnd Sontag sampt der Mittwochs predigenn fortthin, wie gewöhnlich ist Vesper haltenn.

„Ambrosius Müller vonn Aldenburgk (Altenburg) ist zu Erfurtt ordinirtt worden. Ein alter betagter Man, soll sich im predigen vleißiger haltenn, vnd sonderlich in der Lehre des Catechismj, auch sein Leben beßern."

Von einem „Georgius Resoner (dessen Alter nicht gemeldet ist) zu Wittenbergk ordinirt, heißt es unter anderen: „hat nur deutzsch geantwortet," (an diesses würden sich die Herren Visitatoren itzt mehr zu gewöhnen haben!)

Die Herren Collatoren mochten wohl auch in den damaligen Zeiten jezuweilen wunderliche Kautze seyn. So heißt es unter anderem von einem:

Jerge von Kanewolff will für die Collation der Pfarrehem (Pfarrheimath?) geld vnnd geschenke habenn, welchem auch der Pfarrherr drey Thaler hat müßen geben, hatt er anders wollen auff der Pfarr bleibenn. Weitter will er auch diese gerechtigkeitt habenn, wenn Er seine zinß zu Nieder Eichstedt fodert, daß der Pfarrer Ihnen (Ihn vnnd sein gesinde sammt ezlichen Pferden) mit eßen vnnd trinken vnd der Pferde futter soll frey halten vf drey oder vier Tage. Es begehrett auch obgenantter Kanewolff ezliche Anzahl obest (Obst) aus der Pfarrherrn gartten."

Darauf aber der Bescheid lautet:

„Was der von Kanewolff erfordertt von Pfarrherrn zu Nieder Eichstedt, das soll alles bey des Pfarrherrns guetten Willen stehen, vnnd kein jus sein."

Wie

Wie viel auch jetzt, so lange nach der Reformation, noch alter Sauerteig unter den Gemeinen zu finden gewesen seyn mag, davon überzeuge man sich aus folgenden und ähnlichen Memorandums:

„Ober- vnnd Nieder Wunsch: es ist ein Altar in der Kirchenn, welcher groß ergernus bringett, soll abgebrochen; vnnd Stuele dafür hingebauet werden."

Es ist in der Kirchenn ein abgöttisch Bild, das viel leutte zur Abgötterey reitzet vnnd Vrsach giebett, soll durch dem Pfarrherrn vnd alterleutte (Altarleute?) abgeschaffenn werden.

Anderswo:

„Ein Bild Mariae Magdalenae vnd ein altar, welche viele leutte zur Abgötterey reizenn, sollen abgebrochen vnd hinweggethan werden."

Bey wahrscheinlich allzuraschen Metamorphosen bedachte man sich, wie billig, hinterher eines beßeren, z. B.

„Das Spital, welches zum Theil zur Schenke gemacht ist, soll armen leutten wieder eingeräumet werden."

XIII. Der erste Nachdrucker.

Den ersten gesetzlichen Schutz des literärischen Eigenthums finden wir im Jahr 1514 in Italien unter dem Pontifikat Leo's des Zehenten. Dieser Pabst bewilligte dem Bernaldo, dem Herausgeber der fünf Bücher des Tacitus, die Angelo Arcamboldo mit aus Westphalen gebracht hatte, wo sie in der Abtei Corvey waren aufbewahrt worden, ein ansehnliches Recht auf die Früchte seiner Arbeit. Derjenige, der das Werk ohne Erlaubniß des Eigenthümers von neuem drucken würde, ward mit dem Banne, mit zweihundert Dukaten Strafgeld, und

obendrein mit Konfiskation des Druckes bedroht. Nach zehen Jahren sollte diese Vergünstigung aufhören, und das Buch allgemeines Eigenthum werden. Trotz dieser Bemühungen des Pabstes, ward das Buch nachgedruckt. Ein Buchdrucker, Namens Manuziano, der sich dem Bernaldo Manuzio zum Trotz in Mailand niedergelassen hatte, gab es noch im nemlichen Jahre heraus, ehe noch der Druck des Bernaldoschen Tacitus vollendet war. Er scheint betrügerischer Weise sich die einzelnen fertigen Bogen des Werks verschafft zu haben, vermuthlich indem er Einen aus der Druckerei des Manuzio bestochen. Er ward citirt, vor dem Pabst zu erscheinen. Der Verwendung seiner Freunde verdankte er es, daß ihm die Geldbuße erlassen, und nur der Bann gegen ihn ausgesprochen ward. Unterdessen kam ein Vergleich zwischen dem Bernaldo und dem Manuziano zu Stande, und so endete sich der erste literairische Diebstahl.

XIV. Zur Warnung für Eltern und Erzieher.

Heinrich Roth erzählt in seinem 1574 gedruckten Katechismus, daß ein Weib zu Ingolstadt einen ungerathenen Buben gehabt habe, der in Wort und That oft hart mit der Mutter umgegangen sey. Diese aber konnte ihn nicht bessern; da habe ihn denn endlich in der Blüthe seiner Jahre der Tod schnell hinweggenommen. Als er aber einige Tage im Grabe gelegen, habe er die Hand herausgestreckt zu dem Grabeshügel. Bald sey es der Obrigkeit kund worden, man habe die Geistlichkeit zu Rathe gezogen, und der Beschluß sey einstimmig gefaßt worden, daß, weil die Mutter den Ungerathenen bei seines

Leibes

Leibes Leben nicht gestraft habe, noch gebessert, sie es nun nach dessen Tode thun sollte. Es ward daher die Mutter ernstlich dazu angehalten, jene Hand des Todes so lange mit Ruthen zu streichen, bis das Blut von ihr herabflösse. Welches dann auch geschehen, und ist die Hand darauf von selbst in die Erde zurückgekehrt. Dieß möge aber zum Beispiele dienen für alle Kinder, daß sie nicht Hand anlegen an ihre Eltern, damit nicht zeitliche und ewige Strafe ihrer warte.

XV. Akademische Gerichtsbarkeit.

Die Hochschule zu Paris gab im Jahr 1408 einen schaamlosen Beweis der Eifersucht auf ihre Gerichtsbarkeit. Der Oberrichter der Stadt hatte, wegen einer Mordthat, zwey Schüler aufhängen lassen. Die Hochschule verfolgte ihn deshalb mit solcher Erbitterung, daß er endlich verdammt wurde, die Beiden Mörder selbst vom Galgen loszuknüpfen, sie auf den Mund zu küssen, und dann vor ihnen her bis nach der Kirche zu reiten, in welcher sie begraben wurden; wobei der Kutscher, der die Leichname führte, im Priesterornat kutschieren mußte.

XVI. Der Nebenverdienst.

Vormals wurden die holländischen Schauspiele in Amsterdam nicht von Schauspielern von Profession, sondern von dazu tauglichen Handwerksleuten aufgeführt, die diese Sache als einen guten Nebenverdienst ansahen, indem sie dafür eine gewisse Besoldung bezogen. Die übrigen Einkünfte des Theaters waren für die Waisenhäuser und für andere wohlthätige Zwecke bestimmt.

XVII. Das Paradies.

Als der Professor Hasse in Königsberg das Paradies nach Preußen versetzte, so wunderte man sich darüber. Allein im Grunde war die Behauptung nicht neu, denn Goroptus Becanus, der 1572 als ausübender Arzt in Mastricht starb, behauptete ja gar in Holland sey das Paradies gewesen, und Adam habe mit dem Schöpfer — Holländisch gesprochen.

XVIII. Woher manche Mährchen.

Welche Mährchen durch die Reisebeschreiber in Umlauf gebracht werden, davon ein Beispiel.

In Rußland, behauptete ein englischer Reisender, werden jährlich mitten im Winter eine Menge Kinder zusammen in der Newa getauft. Es wird ein Loch in das Eis gemacht, und wenn beim Untertauchen der Kleinen dem Popen ein Kind aus der erstarrten Hand und unter das Eis fährt, so richtet er sich auf, als wenn nichts vorgefallen wäre, und sagt ganz ruhig: „Langt mir einmal ein anderes her; das hat der liebe Gott zu sich genommen.“

XIX. Auffallende Meinungen gelehrter Männer.

Der berühmte Skaliger war von der Lectüre seiner Lieblingsschriftsteller so begeistert, daß er meinte, die heilige Schrift könne nicht besser erklärt werden, als aus den Schauspielen des Aristophanes, und den Gedichten des Tibull, Catull und Propertz. Der Kritiker Kaspar Barth, hatte sich so sehr in den verrufenen Petron verliebt, daß er von diesem Buche gleiche Meinung hegte.

Der

Der bekannte Justus Lipsius, der ein Buch über die Standhaftigkeit schrieb, und dennoch viermal die Religion änderte, behauptete in seinem Werke über die Politik, daß im Staate nur Eine Religion geduldet werden müsse, und daß die Irrgläubigen mit Feuer und Schwerdt zu vertilgen wären. Er wurde von J. Kernheert widerlegt. Da wollte er ein Verbot haben, seine Worte nicht zu widerlegen, aber die Staaten von Holland schlugen ihm sein Gesuch ab, mit der Resolution: „Sind die aufgestellten Grundsätze wahr, so kann man sie nicht widerlegen; sind sie falsch, so hat der Staat sich gar nicht darum zu bekümmern."

Conrad Celtes, der erste Dichter, der in Deutschland gekrönt wurde, behauptete: der Wein, der Schlaf, die Philosophie und die Freundschaft seyen die wahren Förderungsmittel des Menschenlebens.

Christian Thomasius (in seinen kleinen Schriften, Halle 1707) behauptete von Lohensteins und Hofmanns valdau's Gedichten: „Beide Verfasser könnten wohl sechs Virgiliis den Kopf bieten."

Wilhelm Prynne, ein englischer Jurist, behauptete in seiner Histriomastix (London 1633): Komödien wären Werke des Teufels, Aristophanes und Terenz befänden sich unter den Verdammten; Brutus habe den Cäsar gemordet, weil dieser ein Theaterstück geschrieben habe; alle Theaterbesucher wären keine Christen u. d. gl. — Wegen dieser und ähnlicher Behauptungen wurden ihm die Ohren abgeschnitten.

Rabelais behauptete: Alles hienieden geschehe für den Bauch. „Ich halte ihn, sagte er, für den Urheber aller heilsamen Erfindungen, und für den ersten Magister der Menschenwelt."

Lessing behauptete: Raphael wäre immer der größte Mahler gewesen, falls er auch keine — Arme gehabt hätte.

XX. Von Aerzten und ihrer Kunst.

Gonolle, der Hofnarr des Herzogs von Ferrara, Nicolaus von Este, behauptete, es gebe mehr Aerzte, als jrgend mit einer andern Handthierung beschäftigte Menschen.

Xiphilin erzählt, der Kaiser Hadrian habe seinen Geist mit den Worten aufgegeben: „die Menge der Aerzte hat den Kaiser getödtet."

Epiphanius versichert in seinem Traktate de ponderibus etc. von eben diesem Kaiser, er habe eine Satyre auf die Aerzte geschrieben.

Bayle behauptet, ein Arzt könne nicht züchtig schreiben.

Jean Cottiers, Leibarzt Ludwigs des Neunten von Frankreich, hatte monatlich zehen tausend Reichsthaler Gehalt, und eine unbeschreibliche Gewalt über diesen Monarchen. Er war der einzige, der länger als drei Monate bei dem Könige aushielt. Eines Tages sagte er zu ihm: „Ich weiß, Ew. Majestät werden mich auch einmal wegjagen, wie die übrigen, aber dann steh' ich mit meinem Leben dafür, daß sie nicht acht Tage mehr leben werden."

Cato haßte die Aerzte und verachtete sie, wie Ludwig der Neunte sie liebte und fürchtete.

XXI. Die Königsmörder.

Die Mitglieder des Blutgerichts über den unglücklichen König Karl den Ersten von England starben brinahe alle in Elend und Schande. Der

Präsident

Präsident Beadshav wurde auf eine auffallende Weise ermordet. Er ging nach den Niederlanden. Ein treuer Freund und Anhänger des Hauses Stuart folgte ihm nach dem Haag. Beadshav war bei einer dortigen Magistratsperson zu Tische. Karls Freund tritt ein, den Dolch in der Hand. „Meine Herren, sprach er, das ist der Bösewicht, welcher den König, meinen Herrn, zum Tode verurtheilte.“ Im nemlichen Augenblicke drückte er ihm den Dolch in's Herz. Ruhig ruft er den erschrockenen Anwesenden zu: „Der Verräther ist bestraft!“ und entfernt sich ohne verfolgt zu werden.

XXII. Gesetzhandhabung und Schuhleder.

Ludwig der Zwölfte, König von Frankreich, verglich oft die gewöhnliche Gesetzhandhabung seines Zeitalters bei den Juristen der Behandlung des Schuhleders. „Denn, wie die Schuhster, sagte er, das Leder, welches bald zu kurz, bald zu dick ist, mit dem Hammer ausschlagen, oder mit den Zähnen beissen und ausdehnen: also sind es auch unsere Juristen gewohnt, ihre Gesetze so lange zu zerren, zu dehnen, zu pochen, und durch allerley Künste herum zu drehen, bis sie mit ihren bösen Absichten überein zu kommen scheinen.“

XXIII. Die Rose.

Milton wurde blind, heirathete aber nachher und zwar zum dritten male eine sehr schöne, aber höchst übellaunige und heftige Frau. Lord Buckingham sagte daher eines Tages zu ihm, seine Frau sey eine wahre Rose. „Von der Farbe, versetzte

der

der Dichter, kann ich nicht urtheilen, aber Sie können Recht haben, wenn ich nach den Dornen urtheile.“

XXIV. Nichts ohne Ursache.

Als der Jesuit Gaillard in den Wagen des Erzbischofs von Rheims, le Tellier stieg, wartete er demüthigst mit Niedersitzen, bis der Prälat selbst sich gesetzt hatte. „Setzen Sie sich, mein Vater.“ — „Ich kenne zu gut die Ihnen schuldige Ehrerbietung, mein Herr.“ — „Lassen Sie sich doch nieder: Sie sehen, dadurch wird das Kissen aufgeschwellt, und ich erhalte alle Federn.“

XXV. Der Bürgerkrieg.

Fenelon bejammerte einst gegen Heinrich den Vierten das Unglück, welches die Flammen des Bürgerkriegs verursachten. „Diese Flammen, erwiederte der König, könnte man mit einem einzigen Eimer Wasser auslöschen.“ — „Wie das, Sire?“ „Man dürfte nur diesen Eymer dem Kardinal von Lothringen in den Hals stürzen, bis er platzte.“

XXVI. Religiöse Naivität.

Aus alten geistlichen Gesangbüchern ließe sich eine beträchtliche Sammlung von allerlei seltsamen Einfällen, Wendungen und Meinungen derer veranstalten, die sich ehemals mit der geistlichen Poesie beschäftigten. Hier nur einiges zur Probe.

1. Aus dem Liede eines alten Budissiner Gesangbuchs, betreffend das Evangelium von der Speisung der sechstausend Mann:

Andreas hat gefehlet,
Philippus falsch gezählet;
Sie rechnen, wie ein Kind;
Mein Jesus kann addiren,
Er kann multipliciren
Auch da — wo lauter Nullen sind.

2. Von Heinrich Müller, im Jahr 1559, aus dem Dresdner und Leipziger Gesangbuche:

Hilf, Gott, das mir's gelinge,
Du, edler Schöpfer mein,
Den Vers in Reim zu zwinge,
Zu lob den Namen dein.

3. Von Nic. Hermann, ehezeitigem Cantor zu Joachimsthal, aus einem Buche geistlicher Lieder:

Der uns dieß Lied gedichtet hat,
Ist alt und wohlbetaget,
Ihn täglich schier auch früh und spat
Das Podagra hart plaget:
Herr, hol den kranken Hermann hin,
Wo schon Elias wohnet.

XXVII. Die heilige Schüssel.

Die St. Lorenzo-Kirche zu Genua hatte sonst einen unschätzbaren Schatz. Es war die Schüssel, aus der Jesus das Osterlamm verzehrt haben sollte. Sie bestand angeblich aus einem Smaragd. Alle Jahre wurde sie nur einmal öffentlich gezeigt. Millionen knieeten nach und nach vor ihr, und beteten sie an. Aber anrühren mit verwegener Hand: wer das gethan, er hätte müssen tausend Dukaten Strafe bezahlen. — Als die Franzosen Genua in der Zeit der Revolution eroberten, nahmen sie auch die unschätzbare Schüssel weg, und schickten sie sogleich in ein Pariser Laboratorium. Mit frecher Hand untersuch-

ten

ten dort die Chemiker die smaragdene Schüssel, und fanden daß sie — von grünem Glase sey. Vor so einem Dinge hatten Menschen sieben Jahrhunderte geknieet! — und knieen nun von neuem davor, denn die Zeit hat sie wieder nach Genua zurückgebracht.

XXVIII. Physiognomik der Hände.

In einem alten, wenig gelesenen Buche, finden sich unter andern über die Hände folgende Bemerkungen, die, wenn sie als allgemein wahr anerkannt würden, noch einige Handschuhfabriken mehr beschäftigen dürften.

Eine lange, weiche und magere Hand zeigt eine Person an, die Verstand und leichte Fassungsgabe besitzt, dabei aber furchtsam und gern friedfertig, übrigens rechtlich, verschwiegen, gefällig und mittheilend sowohl im häuslichen als öffentlichen Gespräch ist. Sehr starke und kurze Hände lassen auf einen Menschen schließen, der etwas schwerfällig, geistesarm, eitel, nicht eben wahrhaft, übrigens aber stark, arbeitsam und treu, doch auch leichtglaubig, eben deßhalb aber auch leicht versöhnlich ist. Wer eine mit Haaren bewachsene derbe Hand und etwas gekrümmte Finger hat, ist schwelgerisch, eitel, lügenhaft, schweren Verstehens, und mehr albern als klug. Sind die Finger einer Hand aufwärts gebogen, so zeigt dieß ein wohlwollendes, dienstfertiges Gemüth, guten Verstand, Scharfsinn, aber auch Neid und Nachtragen, und nicht die beste Verschwiegenheit an. Dagegen herunterwärts gebogene Finger auf einen habsüchtigen, bedenklichen, jedoch auch arbeitsamen, scharfsichtigen, festen und nicht leichtglaubigen Mann deuten.

XXIX. Ein großmüthiger Kauf.

Das Naturalienkabinet des berühmten Naturforschers Pallas in St. Petersburg wurde im Jahr 1786 von der Kaiserin Katharina der Zweiten für den jungen Großfürsten gekauft. Pallas foderte dafür 15,000 Rubel. Die Monarchin schrieb eigenhändig auf den Umschlag des Verzeichnisses: „Herr Pallas versteht sich auf die, in dem Verzeichnisse enthaltenen Sachen sehr wohl, aber desto schlechter auf's Rechnen. Er hat 15,000 Rubel gefodert, und ich gebe ihm gerne 20,000, wenn er damit zufrieden ist."

XXX. Ein bedeutender Druckfehler.

Der bekannte Jurist, Müller, einst vom weiblichen Geschlechte beleidigt, wollte sich durch eine gedruckte Abhandlung rächen, unter dem Titel: Mulier non homo. (Das Weib — kein Mensch.) Allein der von den Weibern, die das erfahren hatten, bestochene Setzer, ließ das i mit seinem Pünktlein zusammen fließen, und nun las man: Muller — non homo. (Müller — kein Mensch).

XXXI. Ein dreifaches Chronostichon.

Nach dem Tode Ludwigs des Vierzehenten, Königs von Frankreich, ließ ein arithmetischer Kopf folgendes dreifaches Chronostichon erscheinen:

1	3		
6	8	1638.	Hieraus kömmt das Jahr seiner Geburt.
7mal	11 macht 77	—	seines Alters.
		1715	— seines Todes.

XXXII. Der längste Tag.

Der längste unter allen Tagen, den Deutschland je erlebte, ist unstreitig der Reichstag gewesen. Denn dieser dauerte vom Jahre 1683 bis zum Jahr 1806, also 123 Jahre. Aber es war kein sonniger Tag, sondern es dämmerte ewig nur, und zuletzt putzte Napoleon, verrufenen Andenkens, gar das Licht am Himmel aus.

XXXIII. Vermächtniß.

Ein Richter zu Norwich in England, der im Jahr 1724 starb, legirte in seinem Testamente 4000 Pfund Sterling, unter der Bedingung, daß dieses Kapital 60 Jahre lang unangetastet bleiben sollte. Jedes Jahr mußten die Interessen zum Kapital geschlagen, und sogleich wieder auf Zinsen ausgeliehen werden. Nach 60 Jahren sollte dann eine Schule dafür gestiftet werden, in welcher 120 Zöglinge unentgeldlich erzogen, gekleidet und gespeiset würden. Zu Exekutoren ernannte er einen Bischof und einige andere angesehene Personen. Im Monat May 1784 war der Termin abgelaufen, die vorhandene Summe betrug 74,000 Pfund Sterling, und die wohlthätige Schule ward wirklich gestiftet.

XXXIV. Fürstliche Augensalbe.

In der vom Oberhofprediger Oechslin zu Stutgart auf den 1737 verstorbenen Herzog von Würtemberg, Karl Alexander, gehaltenen Leichenrede heißt es unter andern: „Wir empfehlen dir, Herr unser Gott, unsre durchlauchtige Frau Herzogin. Deine

Deine Hand hat ihr solche Wunden geschlagen; es kann sie auch niemand vom Grunde aus heilen, denn du allein; was sollen wir wider den Herrn und andre murren. Als der Heiland dem Blindgebornen Koth auf die Augen gethan, da wurde er sehend. Unser durchlauchtiger Herzog geht jetzt in Verwesung. Mache du diesen Zufall ihr zur Augensalbe, zu sehen, wie es wahr ist, die Welt vergehe mit ihrer Lust ꝛc.“

XXXV. Ein königliches Wort.

In dem Kalender des Königs Friedrichs des Zweiten von Dänemark fand man nachstehende Zeilen, welche er kurz vor dem Ausbruche seiner letzten Krankheit niedergeschrieben hatte: „Ich war während meines Lebens einer Raquette zu vergleichen, welche, so wie sie angezündet ist, plötzlich in alle Lüfte sich erhebt und überall schön und herrlich leuchtet. Als ich aber meine größte Höhe erreicht hatte, da vernahm man ein Krachen; ich verschwand vor den Augen der Welt, und ward zu Staub und Asche.“

XXXVI. Todesverachtung.

Die Engländer gehen nicht nur mit Muth, sondern öfters sogar mit froher Laune zum Schaffot. Sobald dem Verurtheilten die Sentenz, die ihm den Tod zuerkennt, vorgelesen worden ist, so ladet er seine Verwandten und Freunde zu seiner Hinrichtung ein, so wie man Gäste zu einem Hochzeitfeste einzuladen pflegt. In London sah man einmal eine Frau in einem Fiaker an den Platz gefahren kommen, auf dem ihr Mann enthauptet werden sollte, weil ihre Zärtlichkeit es ihr zur Pflicht machte, bei seinem Tode gegenwärtig zu seyn, und ihm dadurch

ihre

ihre Liebe zu beweisen. Sobald sie sah, daß man zur Vollstreckung des Urtheils schreiten wollte, stieg sie aus dem Wagen, und umarmte ihren Gatten; hierauf zog sie eine Flasche mit Branntwein aus der Tasche, ließ ihn einmal daraus trinken, um seine Kräfte zu der anzutretenden Reise zu stärken, und umarmte ihn dann noch einmal. Endlich sagte sie ihm mit trockenem Auge ein Lebewohl, stieg wieder in den Wagen, und legte sich auf den Schlag, um der Exekution gemächlich zuzusehen.

XXXVII. Die Fresser.

Sechs Engländer, von verschiedenem Stand und Alter, trafen in einem Wirthshause zu Mittlane in London zusammen. Nachdem sie eine zeitlang mit einander sich unterhalten hatten, setzten sie eine beträchtliche Summe aufs Spiel, drei gegen drei, daß eine jede Parthie, nemlich von drei Personen, einen gekochten Schinken von sechzehn Pfund und hundert und zwanzig Spielgeleyer in zwanzig Minuten verzehren solle. Drei dieser Fresser waren aus Hampshire, deren Einwohner schon längst wegen ihrer Virtuosität im Verschlingen einen Eckelnamen tragen, die andern drei waren aus Maidstone in der Grafschaft Kent. Die erstern gewannen auch richtig in weniger als fünfzehn Minuten, indeß die Mägen der andern schon nachdrücklichen Widerstand gegen jenes abscheuliche Vornehmen äußerten. Medicinisch merkwürdig ist es, daß die Sieger sich nachher ganz wohl befanden.

XXXVIII. Officieller Bericht.

Als Napoleon Elba verließ und in Frankreich landete, um die Bourbons zu vertreiben, und sich selbst

selbst wieder auf den Kaiserthron zu setzen, gerieth alles in eine außerordentliche Bewegung. Alle Zeitungsblätter waren voll von der großen Neuigkeit, und berichteten täglich die sich ergebenden Gerüchte, und die Fortschritte des Usurpators. Auch der Moniteur, das officielle Blatt der Regierung, konnte nicht schweigen. Es ist merkwürdig, zu vernehmen, wie er sich über Napoleons Flucht und Landung äußerte. Es kann zugleich zur Charakteristik officieller, der jedesmaligen Macht gehorchender, Blätter dienen.

Die erste Nachricht des Moniteurs über Napoleons Abreise von Elba lautet nemlich:

„Der Unhold ist aus seiner Verbannung entronnen; er ist aus Elba entwischt.“

Zweite Nachricht. „Der korsische Wehrwolf ist beim Cap Juan ans Land gekommen.“

Dritte Nachricht. „Der Tiger hat sich zu Gapp gezeigt. Truppen sind auf allen Seiten gegen ihn in Bewegung. Er endet damit, als elender Abenteurer in den Gebirgen umher zu irren. Entrinnen kann er nicht.“

Vierte Nachricht. Das Ungeheuer ist wirklich, man weiß nicht durch welche Verrätherei, nach Grenoble entkommen.“

Fünfte Nachricht. „Der Tyrann hat in Lyon verweilt; Entsetzen lähmte alles bei seinem Anblicke.“

Sechste Nachricht. „Der Usurpator hat es gewagt, sich der Hauptstadt bis auf sechzig Stunden zu nahen.“

Siebente Nachricht. „Bonaparte nähert sich mit starken Schritten. Aber niemals wird er bis Paris gelangen.“

Achte Nachricht. „Napoleon wird morgen unter den Mauern von Paris seyn.“

Neunter Bericht. „Der Kaiser ist in Fontainebleau."

Zehenter Bericht. „Gestern Abend hielten Se. Majestät der Kaiser und König Ihren Einzug in den Pallast der Tuilerien. Alles ist in dem unaussprechlichsten Jubel."

XXXIX. Lesefrüchte.

1. Kein Wort aus der französischen Sprache hat auswärts so viel Glück gemacht, als das Wort Peruque. Selbst die Lappländer haben es in ihre Mundart aufgenommen. Eine Haarhaube nennen sie Peruk.

2. Im Schönschreiben sind wohl unter allen Nationen die Franzosen die ersten. Sie selbst halten für den größten Meister in dieser Kunst einen Pariser Namens Rossignol, der im Jahr 1763 starb.

3. Was Saint-Simon schon unter Ludwig dem Vierzehenten bemerkte, bestätigt sich bis auf den heutigen Tag: alle Bourboniden waren und sind gewaltige Esser.

4. Wie viele Wörter kann ein schnellsprechender Redner in einer Stunde aussprechen? Dieß zu wissen erkundigte sich Gibbon bei den Geschwindschreibern im Parlamentssaale in London. Er erfuhr, daß ein solcher Redner in jener Zeit zwischen 7000 und 7500 Wörter ausspreche. Der Mittelzahl nach kommen also 120 Wörter auf eine Minute.

5. Nicolaus Potter in Amsterdam konnte, wie Morhof in dem Traktat de Scyph. vitr. per cert. human. vocis sonum Fracto erzählt, durch den starken Schall seiner Stimme Weingläser zersprengen.

6. Poli legte Ludwig dem Vierzehenten das Geheimniß vor, mit vergiftenden Bomben zu schießen.

ßen. Der König unterdrückte das Geheimniß, und gab dem Poli eine Pension. — Eben dieser König erstaunte über die Stupidität eines auswärtigen Gesandten an seinem Hofe. Der Graf von Grammont sagte zu ihm: „Sire, Sie werden sehen, daß es ein Verwandter einiger Ihrer Minister ist.“

7. Daß man Uhren in Ringen hat, ist bekannt; weniger vielleicht, daß einst an einem Gallatage der König von Spanien ein Kleid trug, dessen Knöpfe samt und sonders Uhren mit Glockenspielen in sich faßten, welche eine liebliche Musik hören ließen, wenn Se. Majestät tanzten.

8. Der Erdumsegler James Cook reisete in den Jahren 1768 bis 1779 vierzig tausend Meilen; mehr als siebenmal also sind seine Reisebahnen dem Umkreise der Erde gleich. In gerader Linie fehlt nur ein Viertheil ihrer Länge, um die Entfernung von der Erde bis zum Monde auszufüllen.

9. In einer Verordnung des Rathes zu Zittau vom Jahr 1353 heißt es unter andern: Kein Bürger solle spitzige Schuhe tragen, wenn er nicht gewärtig seyn wolle, daß man ihm die Schuhspitzen abhaue; die Kleider solle man wenigstens so lang tragen, daß sie die Schande bedeckten; keine Frau oder Jungfrau solle Kögeln (Türkenbundartige Hauben mit ungeheurem Kopfputz von Bändern und Tüchern) tragen, indem diese künftig nur des Zuchtmeisters und des Henkers Mägden zu tragen geboten würden.

10. Wenn ein griechischer Kaiser ehedem gekrönt wurde, so brachten ihm diejenigen, welche die Grabmäler verfertigten, fünf bis sechs Stücke Marmor von verschiedenen Farben und sagten zu ihm: „Herr, aus welchem Steine willst du, daß man dir dein Grab erbaue?“

11. Das ehrlose Gewerbe des Büchernachdrucks ist schon vor alten Zeiten im Schwunge gewesen, weil die Einrichtungen dagegen immer mangelhaft waren; dieß beweist der Umstand, daß vor vielen Büchern dieser Vers gedruckt wurde:

Wer wohl und ehrlich lebt, verdienet Schild und Helm;
Wer dieses Buch nachdruckt, den nenn' ich einen Schelm.

12. Kaiser Ferdinand der Erste sagte einst zu König Heinrich dem Dritten, als dieser aus Polen nach Frankreich zurückreiste, und unterwegs bei ihm einkehrte: „Die König beherrschen der Unterthanen Leiber, und nicht die Gewissen: diejenigen aber, so sich unterstehen, auch die Gewissen zu meistern, fallen Gott dem Herrn in sein Amt, greifen den Himmel an, und verlieren oft darüber das Regiment, das sie auf Erden haben."

13. Pedro Roiz, ein Spanier, hörte einst den Diener des Johann Lang, Rath des Kaisers Ferdinand des Ersten, vor dem Tische deutsch reden. Dem Spanier däuchte die Sprache, deren er nicht kundig war, schwer und rauh. Er sagte daher: „Die Deutschen reden nicht, sondern sie donnern; ich glaube Gott der Herr hat unsern ersten Eltern, Adam und Eva, als er sie aus dem Paradiese verstoßen, ihr Urtheil in dieser fürchterlich tönenden Sprache gesprochen." Hierauf erwiederte Lang: „Ich hingegen glaube, daß die Schlange, als sie die Eva betrog, spanisch geredet hat."

14. Die Gemahlin des Pfalzgrafen Johann Casimir äußerte einmal über die vielen gefährlichen Reisen, die der Obrist Beuterich von Reidenfels mitten durch die Feinde machte, ihre Bedenklichkeiten. Er war zwar immer glücklich durchgekommen,

„allein, sagte sie unter andern, der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.“ — „Ja, gnädige Frau, entgegnete der Obrist, wenn ihn ein Narr trägt.“

15. Ludwig der Vierzehente weigerte sich lange, den Zehenten einzuführen. Der Jesuit le Tellier, sein Beichtvater, bestimmte ihm endlich durch seine Vorstellungen, diese Auflage zu machen, indem er ihm versicherte, daß er der Herr und Eigenthümer aller Güter des Königreichs sey.

16. Dryden sagt in Spanishfriar (spanischer Mönch): „Es ist noch die Frage, ob das Heirathen eines von den sieben Sakramenten, oder eine von den sieben Todsünden ist.“

17. Der berühmte Jurist Franz Balduin wechselte mit dem Religionsbekenntnisse sehr oft, denn er war in seinem Leben einmal Lutheraner, dreimal Reformirter und viermal Katholik.

18. Ein gewisser englischer Theolog, Higgons war anfangs ein solcher Feind des Katholicismus, daß er sogar in seinem Collegium zu Oxford einen alten Baum niederhieb, weil er meinte, er rühre noch aus dem Pabstthume her; dennoch wurde er in der Folge selbst katholisch.

19. Bekanntlich lassen die vornehmeren Chinesen an der linken Hand ihre Nägel, vorzüglich den des kleinen Fingers, wachsen. Der französische Reisende de Guignes traf einen Arzt an, dessen längster Nagel zwölf und einen kleinen Zoll lang war, die andern neun und zehen Zoll. Der arme Mann trug sie in Kapseln von Bambusrohr, was ihn sehr genirte; dennoch war er auf diese körperliche Vollkommenheit sehr stolz.

20. Die Welschen kamen zuerst auf den schändlichen Gedanken, die Menschenstimme durch Entman-

ung zu entwürdigen. Selbst durch ein päbstliches Breve wurden die Kastrazionen autorisirt, und dieses Breve hat noch die abscheuliche Clausel: Ad honorem Dei (zur Ehre Gottes).

21. Gläserne Bouteillen finden sich nicht eher, als im fünfzehenten Jahrhundert.

22. Anfangs trug man die Ringe nur am vierten Finger, vom Daumen an gezählt, weil dort die Ader bis zum Herzen reiche, sagt Isidor. (Lib. IX. Orig. c. 33).

23. Im Speisesaale der Karthause zu Granada ist die Osterlammsmahlzeit abgebildet, aber in der Schüssel liegt kein Osterlamm, sondern ein Fisch, weil es unglaublich sey, daß ein ächter Israelit in der Fastenzeit Fleisch esse.

24. Viele hundert Menschen leben zu Paris davon, die Nägel, welche die Pferde aus den Hufeisen verlieren, aufzulesen, und sie an drei oder vier Händler in der St. Denisgasse abzuliefern. Diese verkaufen sie wieder nach Auvergne, und jeder von ihnen gewinnt dabei jährlich 20 bis 30,000 Livres. Die Auvergnaten verwenden die Nägel zum Beschlagen der Holzschuhe, die sie in großer Zahl für Frankreich verfertigen.

25. Man machte Malherbe'n den Vorwurf: daß er seine Gedanken mehrmals, bald hier, bald dort benutze. „Ey was, rief er aus, ich kann mein Porzellan bald auf den Tisch, bald auf den Simms des Kamins, bald auf die Kommode stellen."

26. Als Ludwig der Vierzehente, in der traurigsten Epoche seiner Regierung, in einem fort mit seinen Ministern wechselte, hoffend, daß endlich einer ihn erlösen sollte aus den Verlegenheiten, in welche Kriegslust und Ehrgeiz ihn selbst, wie den Staat, gestürzt hatten, sagte Frau von Maintenon: „Der

König

König kommt mir vor wie ein Kranker, der immet einen Arzt um den andern konsultirt, und doch nicht gesünder wird."

27. Als Crebillons Catilina zum erstenmal gegeben wurde, wollten seine Schuldner ihm die Einnahme streitig machen. Ein Ministerialdekret erkannte aber: Geistesprodukte könnten nicht in Beschlag genommen werden.

28. Frau von Montespan, die herrschsüchtige Maitresse Ludwigs des Vierzehenten, fühlte die Verschulduugen, welche ihr Gewissen belasteten, nie stärker, als wenn ein Gewitter am Himmel heraufzog. In der größten Angst riß sie dann ein Kind auf ihren Schooß, und glaubte durch dessen Unschuld gegen die zürnenden Blitze des Himmels gesichert zu seyn.

29. Die Dauphins von Frankreich hatten sonst zehen junge Edelleute, die ihnen die Zeit vertreiben mußten. Jeder erhielt sechstausend Livres Pension.

30. Newton sagte kurz vor seinem Tode: „Ich weiß nicht, was ich in den Augen meiner Mitmenschen zu seyn scheine; in den meinigen vergleiche ich mich mit einem Kinde, das am Ufer des Meeres spielt, von dessen unendlicher Fläche es keinen Begriff hat, aber hier und da einige kleine Kiesel aufliesel, und einige der schönsten Muscheln aussucht. Eben so zeigt sich mir der große Ocean der Wahrheit, ganz unbekannt und ganz undurchdringlich."

31. Als Newton in der Westminster-Abtei begraben ward, folgten seinem Sarge viele der ersten Staatsmänner Großbritanniens und der Großkanzler von England. Die Herzoge von Montrose und Roxbury, die Grafen von Pembrok und Sussex rechneten es sich zur Ehre, das Leichentuch zu tragen. Als Leibnitz starb, ward der hannövrische Hof zu

seiner

seiner Beerdigung eingeladen; aber auch nicht einer der Hofherren folgte der Einladung. Beide Philosophen starben reich; ein seltener Fall. Newton hinterließ über dreißig tausend Pfund Sterling; Leibnitz gegen sechzig tausend Thaler auf Zinsen, und noch so viel baar, daß die Frau seines Erben, eines Landpredigers in der Gegend von Leipzig, beim Anblick des blanken Mammons vor Freude darüber auf der Stelle gestorben seyn soll.

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Prozeß zwischen Lehrer und Schüler.

Ein Redner, Protagoras, nahm einen Schüler, Evathius, in die Lehre, mit der Bedingung, daß er das Lehrgeld nicht eher bezahlen sollte, bis er einen Prozeß gewinnen könnte. Als Protagoras glaubte, sein Schüler habe ausgelernt, foderte er das Lehrgeld. Der Schüler weigerte sich und der Lehrer klagte bei Gericht. Er äußerte dabei, daß Evathius bezahlen müsse, der Proceß möge sich enden, wie er wolle. „Denn gewinnt er, so muß er bezahlen, weil er einen Proceß gewonnen hat; verliert er, so muß er bezahlen, weil ihn der Richter dazu verurtheilt.“

Evathius drehte aber das Argument listig genug herum: „Ich mag gewinnen oder nicht, entgegnete er, so bezahle ich nicht; denn gewinne ich, so hat mich ja der Richter losgesprochen; verliere ich, so kann ich noch keinen Proceß gewinnen, bin also nach dem Vertrage noch nichts schuldig.“

Den

Den Richtern kam die Sache so intrikat vor, daß sie gar keine Entscheidung gaben und die Partheyen mit dem Ausspruch entließen: Mali corvi malum ovum, der Schüler ist ein Spitzbube wie der Meister.

2. Der Bierfreund.

Conrad, ein Sohn Herzog Conrads des Dritten von Glogau und Sagan, wurde im Jahr 1303 zum Erzbischof von Salzburg erwählt. Er trat dahin seine Reise an, als er aber nirgends Steinauer Bier, wovon er ein außerordentlicher Liebhaber war, fand, kehrte er wieder nach Schlesien zurück und that freiwillig auf das Bisthum Verzicht, um daheim lieber in Ruhe Steinauer Bier trinken zu können.

3. Die Abkunft.

Der Kaiser Maximilian ließ einst Bibliotheken und Archive durchforschen, um eine vollständige Abstammung seines Hauses zu erhalten. Da schrieb die Hand eines Spottwitzigen an des Kaisers Burg:

Da Adam hackt' und Eva spann,
Wer war damals der Edelmann?

Maximilian selbst, sobald er diese Zeilen gelesen hatte, schrieb dazu:

Ich bin ein Mann, wie ein anderer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann.

4. Die seltsame Größe.

Nachdem Philipp der Vierte das Königreich Portugal, Catalonien und noch einige andere Provinzen

vinzen verloren hatte, fiel es ihm ein, den Beinamen des Großen anzunehmen. Der Herzog von Medina Celi sagte daher: „Unser Herr ist wie ein Loch; jemehr er verliert, desto größer wird er.“

5. Der schönste Fürstenbund.

Als der Pfalzgraf Wolfgang, Stammvater des neuen pfälzischen Hauses, auf das dringendste angegangen ward, dem schmalkaldischen Fürstenbunde beizutreten, verweigerte er dieses mit der beharrlichsten Standhaftigkeit, und mit der wahrhaft patriotischen Aeußerung: Er halte dieses für den besten und stärksten Bund, daß ein Jeder das Seine schaffe, und wissentlich Niemanden Unrecht thue. Auf solche Weise habe man sich des Bundes und Beistandes Gottes auf's gewisseste zu trösten, da hingegen ein Bundesgenosse gemeiniglich des Andern Fehler und Irthümer mit tragen und entgelten müsse.

6. Seltsame Furcht.

Der alte österreichische General Königsmark war als ein muthiger und tapferer Mann bekannt, der in bedenklichen Lagen nie eine Furcht blicken ließ. Und doch jagte ihm, dem versuchten Krieger, einst die lächerlichste aller Drohungen einen nicht geringen Schrecken ein. Nach der Einnahme von Prag stellte man dem Könige beim Nachtessen einen Menschen vor, welcher für den stärksten Fresser galt, und sich auch jetzt anheischig machte, auf der Stelle ein Schwein von vierhundert Pfund lebendig zu verschlingen. Als Königsmark dieß hörte, machte er ein Kreuz über sich, und gab dem König ganz ernstlich den Rath, diesen Menschen, der gewiß ein Zauberer

berer sey, arretiren zu lassen. Das beleidigte diesen; er sah den Rathgeber verächtlich und von der Seite an und sagte: „Wenn Ew. Majestät diesem Officier befehlen wollen, seinen Degen und seine Sporen abzulegen, so will ich ihn auf der Stelle hinunter schlucken.“ Die ernsthafte Art, wie der tolle Mensch dieses vorbrachte, seine ganze Gestalt, das ungeheure große Maul, das er am Ende seiner Drohung aufriß, jagte dem Grafen eine solche Furcht ein, daß er in aller Eil aus dem Zimmer, die Treppe hinab, und durch einen guten Theil der Stadt lief, und sich in sein Zimmer einschloß, wo er drei Tage zu thun hatte, um sich von seinem Schrecken zu erholen.

7. Die steinernen Kreutze.

Vor einigen Jahrhunderten kehrte des Abends spät ein Fleischer aus dem Dorfe Giersleben, unfern Asgerleben im Anhalt-Cöthenschen mit seinem treuen Hunde nach seiner Heimat zurück. Er war auf dem Viehhandel gewesen, und befand sich nicht mehr allzuferne von seinem Wohnorte. Ehe er sich's versah wurde er von drei Räubern, mit Knitteln bewaffnet, heftig angegriffen, denn sie suchten Geld bei ihm. Der Metzger wehrte sich tapfer, und sein treuer Hund, angefeuert von seinem Herrn, stand ihm treulich bei. Sein Herr wankte, und nun ward der Hund wüthend. Er zerriß einen Räuber nach dem andern; sie schwammen in ihrem Blute. Doch die Wuth des so treuen Thiers hatte nun auch keine Grenzen mehr. Zuletzt bemächtigte er sich seines Herrn, und zerriß ihn gleich den Räubern. Von nun an verließ er, seinen Irthum wahrnehmend, nicht mehr den Leichnam desselben, und hungerte sich zu Tode. Fünf steinerne Krentze zeigen noch jetzt den

Ort,

wo man den Fleischer, die drei Räuber und den Hund begraben hat.

8. Der edle Sohn.

Wolf von Tiefstädter, Obrister in sächsischen Diensten, ein Liebling des Kurfürsten Moritz von Sachsen, war von bürgerlicher Herkunft, hatte aber durch seine Thaten sich die Ritterwürde und den Adelstand erworben. Auch der Kurfürst August, welcher die wackern Männer sehr wohl kannte und ehrte, die sein Bruder gebildet hatte, schätzte den tapfern Ritter, dessen edles Herz noch mehr, als seine Unerschrockenheit in Gefahren, Achtung verdiente. Einst bemerkte ihn August, als er bei der Tafel saß, hinter seinem Stuhle. „Komm, sprach er, lieber Wolf, setz' dich hieher, zu meiner Rechten." Der brave Ritter verbat diese Ehre. Da ihn der Kurfürst nöthigte, so antwortete er endlich: „Gnädigster Herr, ich wünschte, daß Sie mir eine Gnade gewähren möchten, um die ich bitte." — „Das will ich gern," sprach August. „Nun, fuhr der Ritter fort, hier neben mir steht mein Vater, dem ich Leben und alles zu danken habe. Wollten Sie wohl diesen an meiner Stelle an Ihrer Tafel sitzen lassen?"

Eine so unerwartete Bitte, von einem dankbaren Sohne, konnte dem Kurfürsten, der selbst ein edles Herz besaß, nicht mißfallen. „Das ist sehr brav, antwortete er, lieber Wolf, daß du dich deines alten ehrlichen Vaters nicht schämest." Der alte Mann, ein Messerschmidt, mußte sich dem Kurfürsten zur Rechten setzen, und August entließ ihn mit Geschenken, die seiner Achtung für den Mann angemessen waren, der seinen Staaten einen so treuen und geschickten Diener erzogen hatte.

9. Parallele.

Vor der Schlacht bei Breitenfeld, eine Stunde von Leipzig, hatte General Tilly im dreißigjährigen Kriege sein Hauptquartier in dem Hause des Leipziger Todtengräbers auf dem Gottesacker. Die Schlacht ging verloren, und in Prag fand Tilly erst wieder einen Ruhepunkt. Vor der Schlacht bei Leipzig 1813, die Napoleon focht, hatte er seinen Stand beim Galgen. Dieser Ort ist zweihundert Schritte von der Wohnung des Todtengräbers entfernt. Die Schlacht wurde verloren, und Napoleon fand erst Ruhe hinter dem Rhein.

10. Gleichmuth seltener Art.

Der Kaiser Leopold der erste schrieb, im Sommer des Jahres 1700, kurz vor dem Tode König Karls des Zweiten von Spanien, an seinen Gesandten zu Madrid einen eben so langen als wichtigen Brief, vollendete ihn erst nach Mitternacht, und reichte ihn dem diensthabenden Kammerherrn zum Bestreuen. Dieser, schon sanft entschlafen, ermuntert sich geschwind, ergreift aber, statt der Streusandbüchse, das Dintenfaß, und — hin ist das Schreiben, besudelt das kaiserliche Zimmer, der Kammerherr eine lebendige Leiche. Doch, Leopold, erwägend, daß schlafen um Mitternacht menschlich, mit Dinte streuen verzeihlich sey, straft den in diesem Augenblicke höchst unglücklichen Menschen also: „Begreife dich, Lecker! (mit diesen Worten machte er jedesmal seinem Zorne Luft.) Schauts, hier steht das Dintenfaß, und hier die Streusandbüchse! In dieser Nacht aber ists zu spät, einen andern Brief zu schreiben."

11. Anspielung.

Als der Herzog von Bourgogne, Fenelons Zögling, in einem Mangelsjahre, von Armen fort und fort angebettelt, seine Börse erschöpft sah, reichte er einem Edelmanne in seinem Gefolge einige Diamanten aus seinem Ringe mit den Worten: „Dic, ut lapides issti panes fiant. (Sprich, daß diese Steine Brod werden.)"

12. Der wirkliche und der eingebildete Kranke.

Moliere beschloß, als Dichter und als Schauspieler, seine Laufbahn mit dem Kranken in der Einbildung. Es war sein letztes Stück und seine letzte Rolle. Noch ehe das Stück auf die Bühne kam, befand Moliere sich schon übel. Seine Brust machte ihm viel zu schaffen, an der er sehr litt. Demungeachtet ließ er seinen Kranken aufführen, und er, der wirkliche Kranke, spielte den eingebildeten. Am Tage der dritten Vorstellung war sein Befinden besonders schlimm. Er selbst fühlte es und gab Befehl, das Schauspiel mit dem Schlage vier Uhr anzufangen. Vergebens baten seine Frau und der Schauspieler Baron ihn, auszuruhen und nicht zu spielen. „Was soll denn aus so viel armen Teufeln von Arbeitsleuten werden, antwortete er, ich würde es mir nie vergeben können, sie auch nur Einen Tag um ihr täglich Brod gebracht zu haben." Er spielte, und das Interesse, mit dem er sich in seinen Karakter versetzte, machte sein Uebel ärger. Als er im Divertissement des dritten Akts bei der Doktorpromotion das Wort juro aussprach, sank er konvulsivisch zusammen, und wurde so nach Hause getragen. Hier bekam er den Blutsturz, und

starb

starb noch denselben Abend. Der Bischof von Paris wollte ihm kein Begräbniß in geweihter Erde gestatten. Erst auf eine Vorstellung des Königs erhielt Madame Moliere die Erlaubniß, ihn, jedoch ohne Sang und Klang, neben anderen ehrlichen Christen einscharren zu lassen. Seine Freunde folgten diesem stillen Leichenzuge, mit Fackeln in der Hand. Die Wittwe weinte und rief: „Wie? das Begräbniß einem Manne zu versagen, der Altäre verdient hätte?“

13. Der Despotismus in seinen Folgen.

Einige Höflinge unterhielten sich in Gegenwart Ludwigs des Vierzehenten, der damals erst fünfzehn Jahre alt war, über die uneingeschränkte Macht des türkischen Sultans, welcher nach seiner Laune mit dem Leben und den Gütern seiner Unterthanen schalten könne. „Das heiß ich doch herrschen!“ sagte der König. Der Marschall d'Estre'es, der zugegen war, und mit Recht fürchtete, daß ein solches Gespräch einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den Charakter des Königs haben könnte, setzte sogleich hinzu: „aber, Sire, bemerken Sie wohl, daß, soviel ich nur selbst erlebt habe, schon zwei oder drei solcher Despoten vom Volke erwürgt worden sind.

14. Turenne's Kaltblütigkeit.

Der Marschall von Turenne beleidigte einst einen Offizier, der ihn aber nicht herausfodern durfte. Der Beleidigte sann deswegen auf eine andere Gelegenheit, sich wegen des erlittenen Schimpfes Genugthuung zu verschaffen. Er paßte lange vergeblich auf; endlich aber erfuhr er, daß der Marschall

in

in einer Miethkutsche an einen gewissen Ort fahren würde. Ohne sich lange zu besinnen, nahm er ebenfalls einen Miethkutscher, und redete mit ihm ab, daß er auf ein gegebenes Zeichen gegen den Wagen des Marschalls fahren, und mit dem Kutscher Händel anfangen sollte. Es geschah auch so. Zuerst schimpften die Kutscher einander, hernach sprang der Offizier aus seinem Wagen, und fing an, den Kutscher erbärmlich zu prügeln, denn er glaubte dadurch den Marschall zu bewegen, daß er sich in den Streit mischen sollte, damit er Gelegenheit hätte ihn zu beleidigen, indem er sich stellte, als wenn er nicht wüßte, wer er wäre. Der Marschall saß aber inzwischen ganz ruhig in seinem Wagen; weil aber der Offizier mit prügeln gar nicht aufhören wollte, so steckte er den Kopf zum Schlage heraus, und sagte zu ihm: „Mein Herr, machen Sie, daß Sie fertig werden, denn ich bezahle den Wagen stundenweise."

15. Die schwarzen Käfer.

Der Czar Peter der Große hatte gegen nichts einen größeren Abscheu, als gegen einen schwarzen Käfer, welcher in nicht reinlich gehaltenen Häusern nistet, vorzüglich da, wo Mehl und andere Vorräthe aufbewahrt werden. In Rußland waren damals Wände und Dielen der Bauerhäuser damit bedeckt; man nennt sie in der Landessprache dort taracan, unsere Naturforscher aber Schneidekäfer.

So entfernt auch dieser große Monarch von aller kindischen Furcht war, so war ein einziges solches Insekt doch im Stande, ihn aus dem Zimmer, ja selbst aus dem Hause zu jagen. Auf seinen häufigen Reisen in seinem Reiche ging er in kein Haus,

ohne vorher die Zimmer von seinen Leuten sorgfältig reinigen zu lassen, damit kein taracan sich etwa zeigen möge. Eines Tages besuchte er einen hohen Militair, den er sehr achtete, in dessen Landhause, unweit Moskau, das von Holz aufgeführt war. Der Czar bezeugte seine Zufriedenheit mit der dort herrschenden Ordnung, so wie mit allem, was ihm vorgesetzt ward. Man hatte schon angefangen zu Mittag zu speisen, als Peter den Wirth fragte: ob er Taraclan's in seinem Hause habe? — „Nicht viele, antwortete dieser unüberlegt: und um sie noch sicherer los zu werden, habe ich einen solchen Burschen lebendig an die Wand gespiest.“ Und damit zeigte er im Zimmer auf die Stelle hin, wo das Insekt mit einer Nadel angespiest war, und noch zappelte. Unglücklicher weise war dieß ganz in der Nähe des Czars, und der unerwartete Anblick dieses Gegenstandes seines Abscheues brachte eine so widrige Empfindung in ihm hervor, daß er augenblicklich von der Tafel aufsprang, dem Wirth einen heftigen Schlag versetzte und mit allen seinen Begleitern dessen Haus auf der Stelle verließ.

16. Der Generalissimus.

Beim Wiederausbruche des Krieges gegen die Türken im Jahr 1717 beurlaubte Kaiser Karl der Sechste von Oesterreich den Oberbefehlshaber Prinzen Eugen mit folgenden Worten: „Mein Prinz, ich habe Euch einen Generalen vorgesetzt, den Ihr zu Rathe ziehen, und unter dessen Namen Ihr all' Eure Operationen ausführen werdet.“ Damit drückte er ihm ein mit Brillanten reich besetztes Krucifix in die Hand, dessen Fußgestelle die Inschrift führte: Jesus Christus Generalissimus. „Vergesset nicht,

setzte er hinzu, daß Ihr die Sache desjenigen verfechtet, der sein Blut für die Menschen am Kreutz vergossen hat. Unter seiner göttlichen allerhöchsten Führung greifet an, überwindet seine und des christlichen Namens Feinde."

17. Gesinnung des Helden.

Als der französische Befehlshaber, Herzog von Noailles, bei der Belagerung von Girona im Jahr 1711 eine Batterie besuchte, ging eine Geschützkugel sehr nahe bei ihm vorbei. — „Hören Sie diese Musik?" fragte er den tauben Rigolo, unter dem das Geschützwesen stand. — „Ich gebe nie auf die acht, welche kommen, antwortete Rigolo, sondern nur auf die abgehenden."

18. Der König und sein Koncertmeister.

Als der Kurfürst von Hannover, Georg der Erste, im Begriff war, von dem Königreich England Besitz zu nehmen, empfahl sich ihm sein Koncertmeister Farinelli, Oheim des berühmten Sängers dieses Namens, mit den Worten der Bibel: „Herr, gedenke meiner, wenn Du in dein Reich kommst."

19. Kurze Gebete.

In einer Tischgesellschaft bei dem Herzog von Ormond (1715), wo mehrere der ausgezeichnetsten Männer versammelt waren, fiel das Gespräch auf kurze Gebete. „Nie hörte ich, sagte Sir William Windham, ein kürzeres, als von einem gemeinen Soldaten in der Schlacht bei Blenheim: O Gott, wenn ein Gott ist, rette meine Seele, wenn ich eine

 Seele

Seele habe." — Ohne an den Anstoß zu denken, den eine solche Aeußerung dem anwesenden, eben so frommen als geistreichen Bischof Atterbury, geben mußte, belachte die Gesellschaft den Einfall von ganzem Herzen. „Kurz ist Ihr Gebet (unterbrach der Bischof das Gelächter, sich an den Erzähler wendend), aber eben so kurz und weit besser betete bei einer ähnlichen Gelegenheit ein anderer Soldat: O Gott, wenn ich am Tage der Schlacht deiner vergesse, so vergis du darum meiner nicht." — Bei diesen, mit Atterburys eigenthümlicher Anmuth und Würde ausgesprochenen Worten, fühlte die Gesellschaft schnell den darin liegenden feinen Tadel, und der Wirth, bekannt als der feinste Weltmann seiner Zeit, leitete das Gespräch augenblicklich auf einen andern Gegenstand.

20. Wie ein Krieg zu verhüten seyn möchte.

Der englische Minister Robert Walpole war sehr friedliebend. Um jede Gelegenheit zu einem Bruche zu vermeiden, ließ er sich selbst mit Frankreich in vertrauliche Eröffnungen ein. „Ich zahle, schrieb er einmal an den Kardinal Fleury, dem halben Parlament Pensionen, damit es nur immer für den Frieden stimmt. Da aber die andere Hälfte nichts bekommt, weil es gar zu viel kostet, und da sie nur immer Krieg haben will, so würden Euer Eminenz sehr wohl thun, mir drei Millionen Livr. Tourn. zu übermachen, denn so viel glaub' ich nemlich, daß zum Beschwichtigen der stärksten Schreier nöthig seyn wird. Geld ist ein Mittel, womit sich auch das kriegerischeste Blut abkühlen läßt. Zwei tausend Pfund Sterling jährlich, und ich schaffe den wildesten Löwen zu einem Lamme um. Also drei

Millionen,

Millionen, und Ew. Eminenz gewinnen noch dabei. Denn im Fall eines Krieges müssen Sie Subsidien bezahlen, und sind dennoch dem Zufalle ausgesetzt. Schicken Sie mir aber das Geld, so haben Sie den Frieden aus der ersten Hand."

21. Ein weiser Rath.

Als der Perser Schach Nadir nach Ostindien eindrang, und sehr hart mit dem eroberten Lande verfuhr, sagte ihm ein Derwisch: „Bist du ein Gott, so sey gütig wie Gott: bist du ein Prophet, so zeige uns den Weg des Heils: bist du ein König, so erwürge uns nicht. Herrsche, mache uns glücklich."

22. Er redet wie er denkt.

Der Minister Colbert rief einst die Kaufleute von Paris zusammen, und verlangte von ihnen, daß sie ihm ihre Meinung über seine Plane und Administration frei heraus sagen sollten. Hazan, ein Kaufmann von Orleans, sagte dann unverholen: „Als Sie Minister wurden, lag der Karren auf einer Seite; Sie haben ihn aufgehoben — und auf die andere hinüber gestürzt."

23. Die seltene Trauung.

Swift war auf einer Fußreise von London nach Chester begriffen. Ein Regenguß heißt ihn, unter einer Eiche Schutz suchen. Dieselbe Ursache treibt auch einen Mann mit einer schwangern Frau dahin. Der Dechant erfährt auf Befragen, sie wollten nach Lichfield, um sich trauen zu lassen. Der Zustand der Frau verrieth, es sey keine Zeit zu verlieren, und

Swift

Swift bot ihnen die Trauung auf der Stelle an. Mit Danksagung wurde der Vorschlag angenommen, und sofort vollzogen. Indeß bat sich der angehende Gatte eine Bescheinigung darüber aus. Der Dechant schrieb sogleich mit Bleistift auf ein Blättchen:

Under an oak, in Stormy weather,
I join'd this rogue and whore together;
And none, but he who rules the thunder,
Can put this whore and rogue asunder.

(Unter dem Obdach der Eiche, bei Sturmwind und Regen,
Entheilt' ich dem sauberen Paare den Segen;
Nur er, der Lenker des Donners, wird können
Die Bande des sauberen Paares zertrennen.)

24. Des Künstlers Uebermuth.

Gaetano Majorano, der berühmte Sopranist unter dem Namen Cafarelli, sang öfters vor Ludwig dem Fünfzehenten, und erhielt eine prächtige Dose zum Geschenk. „Was, rief der stolze Sänger, der König von Frankreich sendet mir diese? Hier, mein Herr, sagte er zu dem Ueberbringer (indem er seinen Schreibpult öffnete) sehen Sie wenigstens dreißig Dosen, von welchen die geringste den Vorzug vor der überbrachten hat. Trüge sie wenigstens das Portrait des Königs, dann" — „Mein Herr, entgegnete der Abgeordnete, nur Gesandte beschenkt der König von Frankreich mit seinem Portrait." — „Nur Ambassadeurs? entgegnete Cafarelli; gut, so mag sie der König singen lassen." Dieser stolze Uebermuth ward der Dauphine berichtet; sie ließ den Sänger rufen, erwähnte des Vorfalls mit keiner Sylbe, und überreichte ihm einen sehr schönen Diamant mit einem Passe. „Dieser Paß

ist

ist von Sr. Majestät dem Könige selbst unterzeichnet, sagte sie; eine große Ehre für Sie, allein Sie müssen ihn auch gehörig benutzen — er gilt nur auf zehen Tage."

25. Der unglückliche Dolchstoß.

Im Jahr 1730 wurde Pirons Trauerspiel Calisthenes zum erstenmal in Paris auf die Bühne gebracht. Bei dieser Vorstellung war der Dolch, der dem Calisthenes dargeboten wird, um sich damit zu erstechen, von so schlechter Beschaffenheit, daß, als er aus des Lesimachus Hand in die seinige überging, der Beschlag daran, der Dolch und die Feder auseinander gingen. Der arme Calisthenes bekam daher die Waffe stückweise in die Hand, und sah sich genöthiget, alle diese einzelnen Stücke so gut als möglich mit der geschlossenen Faust zu erfassen. Bei dem unglücklichen Moment, wo er sich wirklich ersticht, flog der weggeworfene Dolch in vier Stücken umher. Darüber entstand, statt des Beifalls, ein allgemeines Gelächter. „O weh, rief Piron, der im Parterre saß, das war ein wirklicher Dolchstoß, der leider meinem, armen Calisthenes den Gnadenstoß gab."

26. Eine gute Lehre.

Pope beklagte sich einmal gegen Arbuthnot, daß man stets Ausfälle auf seinen Charakter mache. Sein Freund bat ihn, zu erlauben, daß er ihm eine Geschichte erzählen dürfe. Er begann: „Einst ging ein feiner Mann auf der Gasse, und ward zufällig von einigen Gassenkehrern, die den Koth aus dem Fahrwege zusammen kehrten, beschmutzt. Heftig, wie

wie er war, schimpfte er gewaltig auf sie, was sie jedoch ruhig ertrugen. Dieß aber brachte ihn nur noch mehr auf, und er versuchte es, mit seinem Stocke einiges von ihrer eigenen Ladung ihnen selbst zukommen zu lassen. Ha, ha, riefen sie da: lieben der gnädige Herr solchen Spaß, da wollen wir ihn gleich damit wieder bedienen, das ist ja unser Handwerk! Und damit erwiederten sie seine unfeine Begrüßung dick und derb und drei- und vierfach, ja, sie hörten gar nicht eher auf, als bis sie ihn vom Kopf bis zum Fuß mit Koth bedeckt hatten."

Pope sah den Zweck der Erzählung nicht ein, oder wollte ihn nicht einsehen. Er fuhr fort zu schimpfen, und man schimpfte während des größten Theils seines Lebens wieder auf ihn.

Noch giebt es Schriftsteller der Jetztzeit, denen Arbuthnots Geschichte auch zu Nutz und Lehre dienen könnte.

27. König Friedrich und der Amtmann.

Ein Domainenpachter, unter der Regierung König Friedrichs des Zweiten, mit Namen Ochs, war viele Jahre über im Besitz eines Domainenamtes gewesen, und hatte dadurch sich ein ansehnliches Vermögen erworben. Dieß erweckte Neider, und mehrere meldeten sich bei dem bevorstehenden Ablauf seines Pachtkontracts, und boten ein höheres jährliches Pachtquantum, um ihn aus der Pachtung zu verdrängen. Vorzüglich gab ein Mann, Namens Krebs, sich alle ersinnliche Mühe, das Domainenamt des Amtmanns Ochs zu erhalten, und erbot sich, sechstausend Thaler jährlich mehr Pacht zu zahlen.

Dem

Dem Amtmann Ochs wurde von der Behörde die Wahl gelassen, ob er dieß erhöhte Pachtgeld zahlen, oder nach Ablauf seines Kontrakts abziehen wolle. Alle Vorstellungen von seiner Seite waren fruchtlos, es blieb bei diesem Beschlusse.

Der Amtmann Ochs schrieb nun unmittelbar an König Friedrich, trug ihm kurz und bündig vor in welcher Lage er sich befände, und daß ein gewisser Krebs ihn, durch das Anerbieten von einer mehr zu zahlenden Pacht von sechstausend Thalern jährlich, zu verdrängen suche. Er schloß seine Vorstellung mit den Worten: „Bei der bisher gezahlten Pacht haben sich Ew. Majestät Unterthanen auf dem mir anvertrauten Domainenamte sehr wohl befunden, und ich habe die Genugthuung gehabt, daß sie mir alle den Namen Vater gegeben haben, weil ich väterlich für sie sorgen konnte, und es auch gethan habe. Sollt' ich aber noch sechstausend Thaler zu der bisher entrichteten Pacht zahlen, so würde ich dieß nur durch Bedrückungen der Unterthanen leisten können, und unter diesen Umständen will ich lieber auf das Amt, als auf den mir erworbenen Namen Verzicht thun.

Friedrich schrieb am Rande der Vorstellung:

Es bleibt der Ochs, der feste steht,
Und nicht der Krebs, der rückwärts geht.

Der Amtmann Ochs behielt das Domainenamt, gegen die alte Pachtsumme, nach wie vor.

28. Die Akademie der Invaliden.

Ein italiänischer Violinist kam nach London, und kündigte ein Konzert an. Seine Freunde machten ihm zu einem zahlreichen Auditorium Hoffnung, er fand sich aber sehr betrogen, indem die Einnahme kaum

kaum zur Bezahlung der Kosten hinreichte. In der Hoffnung, daß es ein andermal besser gehen würde, machte er einen neuen Versuch, aber mit eben so schlechtem Erfolg. Verdrüßlich über das Mißlingen seiner Plane, nahm er sich vor, da er den Charakter der Engländer zu kennen anfing, sein Glück auf eine andere Art zu versuchen. Er gab sich mit seinen Freunden Mühe, eine Anzahl gebrechlicher und kranker Musiker ausfindig zu machen, und vereinigte sie unter dem Namen einer Akademie der Invaliden. Als Direktor derselben ließ er nun einen Anschlag drucken, worin er bekannt machte, daß von zwey Bucklichten ein Violinduett, und von einem Kropfhalse, einem Großnasigten und einem Einäugigen ein Trio gespielt werden würde. Ein andermal kündigte er an, daß von einem Lahmen, einer Hasenscharte, einem Zwerge und einem Pausbacken ein Quartetto ausgeführt werden würde u. s. w. Der Einfall des Italiäners hatte den glänzendsten Erfolg, und der Koncertsaal war immer für die Menge der Zuhörer zu klein. Nachdem derselbe seine Farce eine zeitlang auf diese Art gespielt hatte, so ging er, mit ansehnlichen Wechselbriefen in der Tasche, nach seinem Vaterlande zurück, und lachte über die bizarre Laune der Engländer.

29. Sprachfehler.

Ein Edelmann heirathete ein Bauermädchen, das aus dem Niedersächsischen gebürtig war. Einst wollte sie Geld von ihrem Manne haben, und sagte zu diesem: „Gieb mir doch mal dien Geldbütel.“ Der Mann belehrte sie zuerst, daß man Geldbeutel sagen müsse, und erfüllte dann ihren Wunsch. Nach einigen Tagen erschien sie in Gesellschaft, und wurde

hier

hier gefragt: woher sie gebürtig wäre? „Nicht weit von Wolfenbeutel" meinte sie.

30. Ein unerwarteter Fund.

Vor einigen Jahren fiel dem Ritter Stuart in London ein beträchtliches Erbe zu. Eines Abends, als er damit beschäftiget war, alles zu ordnen, durchsuchte er einen Haufen alter Papiere. Auf der Rückseite eines durch Alter fast unleserlich gewordenen Kontractes fand er angezeigt, daß in einer gewissen bezeichneten Richtung und Entfernung von dem Wohnhause fünfzehntausend Goldstücke eingegraben liegen. Durch wie manche Hände mochte dieses Papier schon gegangen seyn, ohne einiger Aufmerksamkeit gewürdiget zu werden! Stuart hielt die Nachricht doch einiger Berücksichtigung werth, und ließ durch einen vertrauten Diener an dem Orte nachgraben. Die Mühe wurde belohnt, denn man fand einen großen eisernen Topf, welcher wirklich die angegebene Summe enthielt. Auf dem Pergament, mit welchem der Topf bedeckt war, standen die Worte: „Lieber der Teufel, als Cromwell!" Ein Beweis, daß dieses Gold in jenen unruhigen Zeiten vergraben worden war. Wie viele Schätze mögen in den letzten Schreckenszeiten, in den verschiedenen Ländern Europens, eingegraben worden seyn!

31. Literarischer Spekulationsgeist.

Ein Buchhändler, der durch auffallende Titel seiner Verlagsartikel Käufer anzulocken suchte, wollte eine ascetische Monatsschrift herausgeben. Er fragte einen Gelehrten um Rath über einen solchen Titel, zeigte ihm mehrere, gegen die er aber zu erinnern

hatte,

hatte, daß sie zu wenig Aufmerksamkeit erregen möchten. „Geben Sie ihr den Titel: Geistliche Ribbenstöße zur Erweckung schlafender Sünder, versetzte der Gelehrte: statt 1. 2. 3ter Heft, setzen Sie 1. 2, 3ter Groß; drei Stöße machen dann eine Tracht Prügel."

32. Der Predigttext.

Der Minister Pitt studirte in seiner Jugend in Cambridge mit ungemeinem Fleiße. Als er sich schon in frühen Jahren zum Minister emporgeschwungen hatte, und zum erstenmal nach Cambridge kam, eilte alles um ihm, der nun fette Pfründen und Bisthümer zu vergeben hatte, den Hof zu machen. Er mußte, der Sitte gemäß, dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnen. Der Prediger, ein Mann von Kopf und guten Einfällen, wählte den Text Joh. 6, 9: Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrode und zween Fische, aber was ist das unter so viele?

33. Militairischer Subordinationsgeist.

Einst kam ein Cornet vom Leibdragoner-Regimente als Ordonnanz zum Fürsten Leopold dem Ersten. Der Officier nahm die Mütze ab, und verbeugte sich tief. Der Fürst, welcher im Hemde am Kaminfeuer stand, erwiederte dieses antimilitairische Benehmen damit, daß er ihm die Zunge entgegenstreckte, und ihn dann mit Schimpfen und Fluchen fortjagte. Der Offizier kam hierauf zurück in das Zimmer, behielt seine Mütze auf, und fragte lärmend und polternd nach dem Feldmarschall, welcher doch vor ihm stand. Der Fürst verstand gleich, was das

heißen

heißen sollte, ließ sich schleunig Degen, Hut und Feldbinde geben, bekleidete sich damit, doch ohne sonst etwas mehr als das Hemd anzuhaben, empfing den Rapport des Officiers mit freundlicher Miene, und bat ihn alsdann zur Tafel.

34. Die beiden Kaiser.

Kaiser Joseph der Zweite besuchte auf einer seiner Reisen in Mailand einen berühmten Sänger und Schauspieler, den er den Abend zuvor in einer Oper, in der Rolle eines römischen Kaisers gesehen, und der ihm sowohl durch seinen trefflichen Gesang als durch sein Spiel ungemein gefallen hatte. Der Sänger war mit einem sehr gemeinen und widerwärtigen Weibe verheirathet. Als Joseph in das Zimmer des Künstlers trat, fand er dort alles in der größten Unordnung; die Frau vom Hause in einem höchst schmutzigen Negligee, den Sänger selbst in einer Nachtjacke. Man kann sich denken, wie verlegen der Virtuose war. „Lassen Sie es gut seyn," sagte Joseph scherzhaft, um dem Bestürzten wieder zur verlornen Fassung zu verhelfen: „Wenn wir Kaiser zusammen kommen, machen wir keine Umstände." Die Frau des Sängers war unverschämt genug, diesen Scherz auch auf sich zu deuten, und wollte ihn durch einen plumpen Spaß weiter treiben. „Madame, unterbrach sie Joseph: „Das deutsche, so wie das alte römische Reich, hat nur Kaiser."

35. Sonderbare Mundtodserklärung.

Oft genug liest man in öffentlichen Blättern Warnungen an das Publikum, diesem oder jenem ungerathenen Sohne nichts zu borgen, weil man

nicht

nicht gesonnen sey, dessen Schulden zu bezahlen. Eine solche Warnung aber gegen sich selbst zu richten, war außer England noch keinem seiner Sinne mächtigen Menschen eingefallen. Dennoch las man in den Manchester Blättern folgende Warnung: „Hiemit zeige ich an, daß, wenn jemand nach dieser öffentlichen Bekanntmachung mir Unterzeichneten mehr als einen Schilling Kredit geben wird, ich fest entschlossen bin, ihn nie zu bezahlen, oder bezahlen zu lassen."

36. Französische Kriegsmanier.

Ein französischer Chasseur prügelte einen deutschen Bauer, der seinen Spartopf retten wollte. Der Regimentskommandant kam dazu, und sagte zum Chasseur: „Warum schlägst du den Menschen?" „Herr Obrist, war die Antwort, der Schurke stiehlt uns sein Geld!"

37. Glückswechsel.

In London starb im Julius 1788 ein Bettler, Namens Ellot, der in einem Leben von sieben und neunzig Jahren einen eben so mannigfaltigen als sonderbaren Glückswechsel erfuhr. Er war in seinen jüngern Jahren ein großer Branntweinbrenner, er machte aber Banquerot und wurde ein Seemann. Gleich auf der ersten Reise fiel er in die Hände der Seeräuber, von denen er aber entfloh, sich auf eine unbewohnte Insel rettete, und hier fünf Jahre ganz allein lebte, wobei sein Unterhalt größtentheils in Vögeln bestand. Endlich kam er nach England zurück, wurde nun nach und nach ein herumstreichender Komödiant, ein Lotterie-Wettmeister, ein Quacksalber, und zuletzt ein Pferdehändler.

Pferdehändler. Das Glück ließ ihn zehn tausend Pfund in der Lotterie gewinnen, in einigen Jahren waren jedoch diese theils verspielt, theils verschwelgt, und er selbst kam in's Schuldgefängniß, das er viele Jahre lang bewohnte, bis ihn eine Gnadenacte befreite. Nun wurde er, um sein Leben zu unterhalten, ein Lastträger, und dies Gewerbe trieb er, bis ihm seine Kräfte fehlten, da er dann zum Bettelstab griff, und oft erklärte, daß dieses der glücklichste Zustand seines ganzen Lebens gewesen sey.

38. Königliche Nachsicht.

Der berühmte Mechanikus Ramsden in London war oft sehr unpünktlich, und verschob die Ablieferung der bestellten mathematischen Werkzeuge nicht selten Monate, ja zuweilen Jahre lang. König Georg der Dritte, der selber solche Erfahrungen gemacht hatte, verlangte einst ein Werkzeug, das Ramsden auf einen bestimmten Tag versprechen mußte. Der Tag kam, aber Ramsden ließ sich nicht sehen. Endlich meldete er dem Könige, die Arbeit sey fertig. Die Antwort war, er möge sie selber in's Schloß bringen. Ramsden war nur unter der Bedingung dazu bereit, wenn ihm der König versprechen wollte, über seinen Mangel an Pünktlichkeit nicht böse zu seyn. „Er mag kommen, sagte Georg; es wäre hart ihm seinen Fehler vorzuwerfen, da er ihn selber erkennt.“ Ramsden kam und ward gütig empfangen. „Sie sind diesmal ungewöhnlich pünktlich gewesen, redete der König ihn an; Sie haben die Arbeit an demselben Monatstage abgeliefert, wo Sie es mir versprachen, nur haben Sie sich um ein Jahr geirrt.“

39. Scharfe Gewürze.

Kant ging einst, auf Veranlassung eines Bekannten, der nach Königsberg gekommen war, mit diesem in das Wirthshaus, wo sein Freund abgestiegen war, um mit letzterm an der table d' hote zu speisen. Vor Kant wurde eine Schüssel mit Zugemüse hingestellt. Ein ihm gerade gegenüber sitzender Gast, den er nicht kannte, ergriff das auf dem Tische stehende Näpfchen mit gestoßenem Pfeffer, und indem er sagte: „Dieß Gemüse eß' ich gar zu gerne recht gepfeffert," schüttete er das Näpfchen darüber aus. Augenblicklich nahm Kant seine Tabacksdose aus der Tasche und leerte sie über die Schüssel mit den Worten: „Und ich eß' es gar zu gerne mit Taback."

40. Bücherliebhaberey bis in den Tod.

Der englische Buchhändler James Payne, welcher im Jahr 1809 zu Paris starb, kämpfte bereits mit dem Tode, als bei der Versteigerung der berühmten Lasernaschen Bibliothek die höchst seltene und kostbare römische Ausgabe des Julius Cäsar von 1469 verkauft wurde. So krank er war, so interessirte es ihn doch noch außerordentlich, zu erfahren, wie viel man für die vorzüglichsten Artikel bezahlt habe. Um ihn zu zerstreuen, gab man ihm darüber die gewünschte Auskunft. Da er wußte, daß ein großer Bücherliebhaber zu Paris jenen Cäsar nicht besaß, und schon lange sehr darnach gestrebt hatte, so erkundigte er sich, ob ihm endlich das Glück zu Theil geworden sey, dieß seltene Buch in der Auktion zu erstehen. Man antwortete ihm: nein, denn Herr M. sey um zehen Minuten zu spat gekommen,

kommen, weil er sich bei der Mittagstafel zu lange verweilt hätte. — „Wer einen Cäsar von 1469 haben will, macht keine Mittagstafel!“ rief der Sterbende aus, indem er sich noch mit Mühe aufrichtete. Zwei Stunden darauf war er eine Leiche.

41. Eine doppelte Demüthigung.

Die Tochter der berühmten Frau von Staël, die Herzogin von Broglie, zeichnete sich durch ihre Schönheit vor vielen andern Damen aufs vortheilhafteste aus. Die Reitze ihrer Person machten unter andern auf den Fürsten Talleyrand einen solchen Eindruck, daß er oft über der Betrachtung derselben die geistreichen Unterhaltungen ihrer Mutter nicht hörte. Eines Tages machte man eine Fahrt auf dem Wasser, und die Frau von Staël nahm sich vor, den Fürsten in Verlegenheit zu setzen. Sie fragte ihn daher: „Wenn unser Fahrzeug in einem Sturme Schiffbruch leiden sollte, wen würden Sie wohl von uns zuerst retten, mich oder meine Tochter?“ „Gnädige Frau, erwiederte Talleyrand auf der Stelle, es würde eine Beleidigung für Sie seyn, wenn ich bei den vielen Geschicklichkeiten und großen Kenntnissen, welche Sie besitzen, nicht auch annähme, daß Sie schwimmen könnten; ich würde es daher für meine Pflicht halten, erst Ihre Frau Tochter zu retten.“

Als Napoleon, bei seiner Durchreise nach Genf, im Jahre 1800, Neckern besuchte, benutzte seine Tochter, die Frau von Staël, diese Gelegenheit, ihm eine lange Abhandlung über das System, welches er zu befolgen habe, vorzulesen. Bonaparte hörte ganz ruhig zu, am Ende sagte er darauf nichts weiter, als: „Madame, um Verzeihung, wer erzieht Ihre Kinder?“

42. Saul unter den Propheten.

Ein Cavalier in einer Stadt der österreichischen Monarchie lieh gewöhnlich auf die Altäre der Processionen und bei andern kirchlichen Solennitäten verschiedene Heiligenbilder, welche er selbst sorgfältig aus seiner Sammlung wählte Die Bitte um einen Heiligen gelangte wieder an ihn, und er befahl seinem Kammerdiener (weil er selbst zu sehr beschäftigt war) aus dem Gemäldesaal ein bezeichnetes Bild auf den Altar zu stellen, was dieser auch gehorsam verrichtete. Zur Zeit, als der Zug begann, wollte der Herr doch sein Bild auf dem Altar prangen sehen, eilte hinab und war außer sich vor Schrecken, als er — wen? — erblickte — Cranachs Doctor Martin Luther! An einen Tausch war nicht mehr zu denken, da der Zug schon herankam, und geduldig mußte Doctor Luther eine katholische Procession mitfeiern helfen, wie er in seiner Jugend oft gethan hatte. Zum Glück entstand kein Aergerniß, denn weder Geistliche noch Volk bemerkten den Irthum, da Doctor Martin auch einem Heiligen ähnlich sieht.

43. Entschlossenheit eines baierischen Kriegers.

Geistesgegenwart und muthvolle Entschlossenheit eines einzigen Mannes, hat schon oft zum Siege geführt. Ein Beispiel hiervon liefert die Geschichte des russischen Krieges im Jahr 1812.

In der fürchterlichen Schlacht bei Polozk, wo sich die baierischen Krieger überhaupt sehr tapfer bewiesen, mußte ein baierisches Regiment eine steile, festverschanzte Anhöhe erstürmen, auf der sich eine russische Besatzung mit einigen Kanonen befand. Fast unübersteiglich waren die Palliſaden und Schanzgräben,

gräben, worüber das tapfere Regiment setzen sollte. Fürchterlich und todverkündigend war der feindliche Kanonendonner von der Höhe herab, auf die wüthenden Stürmer, die sich, aller Anstrengung ungeachtet, vergebens bemühten, die vom Feinde besetzte Anhöhe zu erreichen. Auch die Natur war ihnen in der Ausführung ihres Vorhabens nicht wenig ungünstig. Endlich gelang es einem Sergeanten, die Verschanzungen zu überklettern. Er erreichte unbeschädigt und vom Feinde unbemerkt die Anhöhe, und stürzte sich in die letzte Verschanzung, woraus die russische Artillerie so viele seiner Kameraden todt zur Erde gestreckt hatte. Aber wie staunte er, als er sich ganz allein mitten unter der feindlichen Besatzung sah. Doch er faßte sich muthvoll, und rief der Besatzung mit donnernder Stimme zu: „Ergebt euch!" Dieser Zuruf that die erwünschte Wirkung. Die Feinde, welche sich schon überrumpelt und gefangen glaubten, hörten zu feuern auf, und legten ihre Waffen nieder. Diese Waffenstille benutzten die Baiern augenblicklich; sie kletterten, Offiziere und Soldaten, schnell die Höhe hinauf, und nahmen nun Besitz von diesem wichtigen militärischen Punkte, wohin ihnen ein einziger muth- und geistvoller Mann den Weg gebahnt hatte. Sein Lohn war das große Ehrenkreuz.

44. Die Tafelprobe.

Der Erzkanzler Cambaceres erhielt eines Tages von einem Möbelfabrikanten eine bestellte Tafel für sechzig Personen. Er befahl, sie im Speisesaal aufzuschlagen, um zu beurtheilen, ob sie die gehörige Größe habe, und als es geschehen war, behauptete er, vermuthlich um vom Preise etwas abzuziehen, sie

sey zu klein. Nach langem Streiten sollte eine entscheidende Probe gemacht werden. Sechzig Maurergesellen wurden herbeigerufen, die eben auf dem Carousselplatze beschäftiget waren. Sie meinten, es sey von einer Arbeit für Sr. Hoheit die Rede, wuschen sich schnell Gesicht und Hände, eilten in den Pallast, wurden in den Speisesaal geführt und um die Tafel gesetzt. Vor jedem stand ein Teller, daher glaubten sie, der gnädige Herr habe gute Nachrichten von der Armee erhalten, und wolle sie traktiren. Allein statt dessen kommandirte der Herr Erzkanzler: „Stellt euch als ob ihr trinken wolltet! Thut als ob ihr etwas auf dem Teller zerschnittet!“ Die armen Teufel machten des Exercitium befohlnermaßen; der gnädige Herr überzeugte sich, daß die Tafel sechzig Personen fasse, und schickte die Maurer nüchtern wieder fort, ohne ihnen auch nur ein kleines Trinkgeld zu geben.

45. Der Schatten.

Als die französische Kaiserin Josephine von ihrem Gemahl getrennt wurde, begab sie sich nach dem Pallast Elysee Bourbon, ihr zum Wohnsitze angewiesen. Da verlautete das Wortspiel: „Sie bewohnt nun die elyseischen Gefilde, seit sie nichts — als ein Schatten ist.“

46. Gleichgültigkeit.

In Rußland, wo der Bauer sammt seiner Familie größtentheils noch leibeigen ist, antwortete eine Bauersfrau dem Voigt auf die Drohung, ihr den Rücken einzuschlagen: „Was kümmert das mich? Mein Buckel ist herrschaftlich.“

47. Glückswechsel.

Als Bonaparte erster Konsul geworden war, bewohnte er anfangs das Luxenburg; allein es dauerte nicht lange, so bezog er das Schloß der Tuilerien. Eben da er im Begriff stand, in dieses einzuziehen, machte ihn einer seiner Adjutanten auf die Spuren der Kugeln an den Wänden aufmerksam, welche die Marseiller und die Pariser am zehenten August 1792 auf dasselbe abgeschossen hatten. Wäre ich an Ludwigs des Sechzehenten Stelle gewesen, versetzte schnell Bonaparte, so würde man mich nicht aus diesem Schlosse gebracht haben." Er ließ es sich jetzt nicht einfallen, daß er dreizehen Jahre später Fontaineblau eben so leicht verlassen würde, ob er schon noch von achtzig tausend seiner Soldaten umgeben war. Man setze also das dunkle Geschick nicht in Versuchung durch kecke Reden; niemand weiß, was es über ihn beschlossen hat.

48. Das Mißverständniß.

Nachdem Napoleon seine ungeheure große Armee im Jahr 1812 in Rußland verloren hatte, wurden einige Zeit nach seiner Rückkehr nach Frankreich im Anfange des Jahres 1813 neue Aushebungen anbefohlen, allein es ging damit sehr langsam. Man schickte daher in alle Departements Officiere, um das Geschäfte zu beschleunigen. Ein Oberster, der diesen Auftrag in dem Bezirk von Finisterre hatte, befahl dem Maire einer sehr zahlreichen Gemeine, alle seine Mannschaft zu versammeln, und sie drei Mann hoch zu stellen. Während der Maire diesen Befehl vollzieht, hält der Oberste eine kleine Mahlzeit, die er bestellt hatte. Kaum war er damit fertig, so bekam

er

er von dem Maire die Nachricht, ihn zu entschuldigen, daß er seinen Befehl nicht ganz habe vollziehen können; es sey ihm unmöglich gewesen, seine Leute anders als zwey Mann hoch aufzustellen. Zugleich ersuchte er ihn, sobald als möglich zu kommen, da er sich nicht schmeichle diese Ordnung lange erhalten zu können. Dem Obersten war diese Nachricht unbegreiflich. Er eilte also auf den Markt, und fand seine künftigen Soldaten wirklich zwei Mann hoch aufgestellt. — Einer saß mit herabhängenden Beinen auf den Schultern des andern *).

49. Der Armeebefehl.

Unter den Generalen, welche Bonaparte auf seinem Feldzuge nach Egypten begleiteten, befand sich auch der tapfere General Friant. Er kommandirte eine Division der Armee, welcher unter andern auch eine Anzahl Gelehrter zugetheilt war, und wurde auf dem Marsche bedroht, von einem großen Haufen Araber überfallen zu werden. Sein Armeebefehl ist ein Impromtü: La division formera un quarré; les anes et les savans an milieu. (Die Division bildet ein Viereck, die Esel und die Gelehrten begeben sich in die Mitte.) Ein allgemeines Gelächter erschallt. Die Araber können diese Jovialität in einem solchen Augenblicke nicht begreifen, glauben sich auf irgend eine Weise bedroht, ergreifen die Flucht, und die Division setzt ungehindert den Marsch fort.

50. Wortspiele.

Ehehin fand sich zu Paris allenthalben Napoleons Name, oder doch der erste Buchstabe desselben,

*) Anecdotes fur la cour et l'interieur de la famille de Napoleon Bonaparte. p. 304.

N; daher das Wortspiel: Bonaparte à des N. mis (eñemis, Feinde) partout.

Des Kaiser Alexanders Buchstabe A befand sich auf den Waffen seines Heers und sonst. Daher hies es, im entgegengesetzten Wortspiele: L' Empereur Alexandre à des A mis (amis, Freunde).

51. Wie Napoleon mit Thronen spielte.

Im Junius 1806 machte Napoleon seinen Bruder, Ludwig Bonaparte, ohne ihn nur zu fragen, zum König von Holland, und noch ehe zwei Jahre verflossen waren, wollte er ihn auf den spanischen Thron setzen. Schon am 27ten März 1808 schrieb er ihm: „Mein Bruder. Der König von Spanien hat so eben die Krone niedergelegt, der Friedensfürst ist verhaftet, und in Madrid ist der Anfang des Aufstandes ausgebrochen. Meine Truppen waren um jene Zeit noch vierzig Stunden von der Hauptstadt; am 23ten dieses Monats muß der Großherzog von Berg mit 40,000 Mann eingerückt seyn. Das Volk ruft mich jetzt laut herbei. Ueberzeugt, daß ich keinen Frieden mit England haben werde, wenn ich nicht auf dem Continent eine große Bewegung errege, habe ich beschlossen, einen französischen Prinzen auf den spanischen Thron zu erheben. Das holländische Klima ist Ihnen nicht zuträglich; Holland kann sich ohnehin nicht aus seiner Verlegenheit heraus wickeln; wir mögen Frieden haben oder nicht, es kann sich nicht selbst erhalten. Unter diesen Umständen hab' ich Sie für den spanischen Thron bestimmt. Sie werden über ein edles Volk von eilf Millionen und über wichtige Kolonien herrschen. Bei Sparsamkeit und Thätigkeit kann Spanien 60,000 Mann aufstellen und 50 Schiffe

in

in seinen Häfen haben. Antworten Sie mir bestimmt, was halten Sie von diesem Entwurfe? Sie sehen, es ist jetzt nur noch ein bloßer Entwurf, und wenn ich auch hunderttausend Mann in Spanien habe, so ist es doch eben so möglich, daß eintretende Umstände mich zwingen, sogleich nach Spanien zu gehen und alles in vierzehn Tagen in Ordnung zu bringen, als daß ich langsamer zu Werke gehen muß und das Geheimniß erst nach Kriegsunternehmungen von mehreren Monaten offenbar werden darf. Antworten Sie mir bestimmt, werden Sie einwilligen, wenn ich Sie zum König von Spanien ernenne? Kann ich auf Sie rechnen? Da Ihr Curier mich vielleicht nicht mehr in Paris finden könnte, und in diesem Falle durch Spanien reisen müßte, wo sich Zufälle nicht vorher sehen lassen, so antworten Sie mir ganz kurz: Ich habe Ihren Brief vom — erhalten und meine Antwort ist: Ja; und ich werde dann darauf rechnen, daß Sie nach meinen Wünschen handeln; — oder Nein, wenn Sie meinen Vorschlag nicht annehmen, u. s. w."

Der König von Holland empfieng mit Unwillen und Ueberraschung einen Vorschlag, den er für unpolitisch, ungerecht und schändlich hielt. Er schlug ihn mit scharfen Worten aus. „Ich bin nicht der Befehlshaber einer Provinz, sprach er. Ein König kann nur in den Himmel befördert werden. Wie könnte ich's wagen, den Huldigungseid von einem andern Volke zu verlangen, wenn ich dem Eide nicht treu bliebe, den ich Holland bei meiner Thronbesteigung geschworen habe?" — Jetzt erst wandte sich Napoleon an seinen Bruder Joseph, den König von Neapel, der weniger bedenklich war, und erhob ihn auf den spanischen Thron.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker- und Sittengeschichte alter und neuer Zeit zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für alle Stände

Bd.: 6

Ulm (1824)
H.misc. 18 q-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737496-8